MEIN FREUND 78

Jugendkalender

MEIN FREUND 78

Jugendkalender

57. Jahrgang

Herausgeber: KLVS
Redaktion: Dr. Fritz Bachmann, Luzern
Entwurf des Umschlages: Hermann Schelbert, VSG, Olten
Gestaltung des Inhaltes: Peter Emch, Trimbach

Alle Rechte vorbehalten
© Walter-Verlag AG, Olten 1977
Gesamtherstellung: Werkstätten des Walter-Verlages

Salü mitenand,

Schon wieder ist er da, der neue "mein Freund". Ihr blättert erwartungsvoll im Jugendkalender, öffnet die handliche Schüleragenda, schaut im Kalendarium 1978 nach: Wann ist mein Namenstag? Wann beginnen die Osterferien? ... Und schon habt Ihr vom neuen Jahr Besitz genommen.
Was wird es bringen?
Wir hoffen alle auf ein gutes Jahr. Zwar befürchte ich, dass auch das neue Jahr wieder Ueberfälle fanatischer Terroristen bringt, dass die Zeitungen von neuen Bedrohungen, Entführungen und Gewalttaten berichten müssen, dass weitere kriegerische Handlungen unzählige Menschen in Not und Elend stürzen. Und ich weiss, dass es auch immer wieder Fälle von Intoleranz, sozialer Ungerechtigkeit und Unterdrückung der freien Meinungsäusserung geben wird.
Was kann man dagegen tun?
Wir können protestieren. Aber mit Protestieren ändert man die Welt nicht!
Aber bei uns können wir mit den Verbesserungen anfangen: Die Diskriminierung eines Buben aus unserem Quartier, der etwas anders ist als die meisten andern, der vielleicht einen andern Dialekt spricht oder von auswärts kommt, solche Diskriminierungen können auch wir abbauen helfen. Wir können auch dafür sorgen, dass in unserer Klasse sich keiner durch Lügen und Betrügen Vorteile verschafft und dass da jeder das Recht hat, sich frei zu äussern und auch angehört zu werden.
Gewalttaten können wir kaum verhindern. Aber wir können - jeder an seinem Platz - endlich den Egoismus überwinden, etwas hilfsbereiter sein, dem Mitmenschen ein gutes Wort gönnen, dem Traurigen helfen und dem Mutlosen wieder Mut machen.
Ob also das neue Jahr ein gutes Jahr wird, das hängt wesentlich auch von uns ab!

Euer F. Bachmann

Fritz Bachmann

Vom Januar bis zum Dezember

Woher kommen die Monatsnamen?

Unser Kalender entwickelte sich aus dem sogenannten Römischen Kalender, der zuerst 10, dann 12 Mondmonate umfasste. Das alte römische Jahr begann am 1. März.

Im Jahre 46 vor Christus wurde der alte Kalender von Julius Cäsar verbessert. Der grosse Feldherr übernahm, beraten von dem alexandrinischen Gelehrten Sosigines, aus dem ägyptischen Kalender die Einschaltung eines zusätzlichen Tages in den durch vier teilbaren Jahren: Der Julianische Kalender entspricht also einem Sonnenjahr von 365¼ Tagen; der Jahresbeginn wurde vom 1. März auf den 1. Januar verlegt.

Der *Januar* erinnert uns an den altrömischen Gott Janus, den Gott des Torbogens und der öffentlichen Durchgänge. Janus wird, als Gott der Türe gleichzeitig nach aussen und nach innen schauend, auf alten Münzen mit einem Doppelantlitz dargestellt. Der Gott des Eingangs wurde dann zum Gott des Anfangs: Als Julius Cäsar den Kalender reformierte, rückte der Januar an die erste Stelle unserer zwölf Monate.

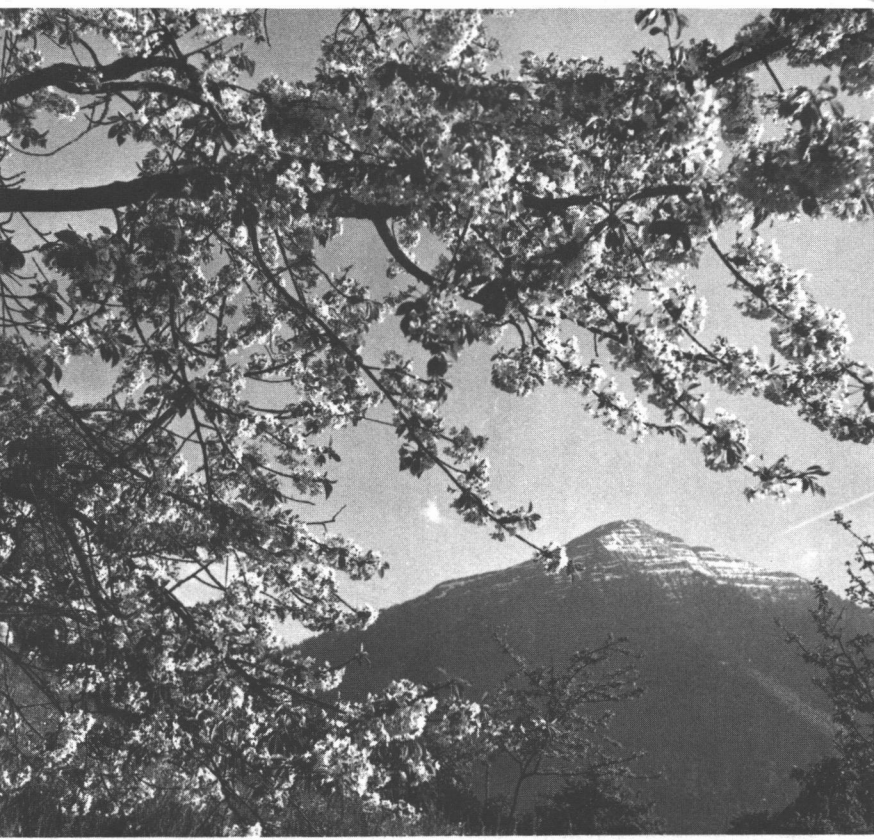
Der Lenz ist da! Die letzten Schneereste kämpfen noch um ein Plätzchen auf den Felsbändern der Rigi.

Im alten römischen Kalender war der *Februar* der letzte Monat des Jahres. Er war von altersher der Sühne- und Reinigungsmonat.

Der *März*, im alten römischen Kalender der erste Monat des Jahres, verdankt seinen Namen dem Gott des Krieges. Mars war auch der Schützer der Fluren und des Wachstums.

Im Monatsnamen *April*, lateinisch aprilis, verbirgt sich das Verb aprire (= öffnen). Im April öffnen sich die Knospen, und die Natur erwacht zu neuem Leben.

Der *Mai* war dem Gott Iuppiter Maius geweiht, dem höchsten der römischen Götter. Bei unseren Vorfahren hiess er Winne- oder Wunnimonat, was Weidemonat bedeutet (im Mai wird das Vieh auf die Weide getrieben). Die spätere Umdeutung in «Wonnemonat» kam daher, dass in der mittelhochdeutschen Lyrik gerne die Freude über das Scheiden des Winters und über die erwachende Natur, die Spiele und Tänze im Freien besungen wurden, eben die Wonnen des Frühlings.



Monate	*alte deutsche Namen*	*englisch*	*französisch*	*italienisch*	*spanisch*
Januar	Hartung, Schneemond	January	janvier	gennaio	enero
Februar	Hornung	February	février	febbraio	febrero
März	Lenzing, Lenzmond	March	mars	marzo	marzo
April	Ostermond	April	avril	aprile	abril
Mai	Maien, Wonnemond	May	mai	maggio	mayo
Juni	Brachet, Brachmond	June	juin	giugno	junio
Juli	Heuert, Heumond	July	juillet	luglio	julio
August	Ernting, Erntemond	August	août	agosto	agosto
September	Scheiding, Herbstmond	September	septembre	settembre	setiembre
Oktober	Gilbhard, Weinmond	October	octobre	ottobre	octubre
November	Nebelung, Windmond	November	novembre	novembre	noviembre
Dezember	Julmond, Christmond	December	décembre	dicembre	diciembre

Nebel steigen auf vom See, der Herbst hält Einzug auf der Rigi.

Der *Juni* erhielt seinen Namen von der Juno, der Gattin des Jupiters, die auch als Schutzgöttin von Ehe und Familie verehrt wurde.

Der *Juli* wurde zu Ehren des grossen Feldherrn Julius Cäsar so benannt. Als fünfter Monat des alten römischen Kalenders hiess er vorher Quintilis. Unsere Vorfahren nannten ihn Heumonat oder Heuert.

Der *August*, ursprünglich der Sextilis, d. h. der sechste Monat, wurde zu Ehren des grossen Kaisers August umbenannt.

Die vier letzten Monate des Jahres schliesslich leiten ihre Namen alle vom alten römischen Kalender ab: lateinisch septem, octo, novem, decem bedeuten sieben, acht, neun und zehn. Seit der Kalenderreform stimmt zwar diese Zählung nicht mehr, aber es stört niemanden, dass der neunte Monat *September*, der zehnte *Oktober*, der elfte *November* und der zwölfte *Dezember* heisst. Die alten deutschen Namen stimmen mit den Jahreszeiten besser überein: Herbstmonat, Weinmonat, Windmonat und Christmonat.

Fritz Bachmann

Mein Vorname

Agnes
Der Mädchenname Agnes kommt aus dem Griechischen und bedeutet «Die Hehre, die Reine». Namenspatronin ist die heilige Agnes von Rom, eine Märtyrerin aus dem 3. Jahrhundert; der Namenstag wird am 21. Januar gefeiert.
Kurzformen von Agnes sind Neta, Netta oder Nete, Nesa, Neisa, Nesi. Auf spanisch lautet der Name Ines.

Albert
Albert ist eigentlich eine Kurzform von Adalbert und bedeutet «Der durch Landbesitz oder edle Abstammung Glänzende». Eine Nebenform dieses alten germanischen Vornamens ist Bert oder Berti. Auf französisch lautet der Name Aubert oder Bertin, auf ungarisch Bela.
Der Mädchenname Alberta, Albertine oder Berta, Berti, Bertel oder Bela bedeutet also «Die Glänzende».

Beat
Das lateinische Adjektiv «beatus» heisst auf deutsch «glücklich». Beat bedeutet also «Der Glückliche», Beata oder Beate «Die Glückliche». Nach der Legende hiess der erste Glaubensbote in der Schweiz Beatus. Eine Weiterbildung von Beata ist Beatrix, italienisch Beatrice; Kurzformen dazu sind Bea oder Trix.

Hedwig
Der Mädchenname Hedwig, entstanden aus germanisch Hadwig oder Haduwig, bedeutet «Die Kämpferin».
Kurzformen sind Hed, Hede oder Hedi, Heta oder Hetti (Hetty). Niederdeutsche Formen sind Hede, Heden, Hese oder Heseke. Auf schwedisch lautet der Name Hedvig, auf polnisch Jadwiga.
Der Name erinnert an die heilige Hedwig von Schlesien (gest. 1243),

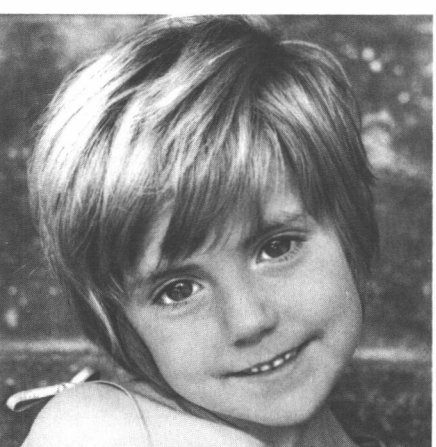
die Gattin Heinrichs I., Gründerin von Kirchen und Klöstern.

Karl

Der alte deutsche Name Karl bezeichnete ursprünglich einen tüchtigen freien Mann, einen «Kerl».

Im oberdeutschen Raum ruft man Karli oder Kari, auf dänisch heisst der Name Karel oder Carel, auf französisch Charles, auf englisch Charles, Charley oder Charlie, auf italienisch Carlo, auf spanisch Carlos, auf rumänisch Carol, auf tschechisch Karel.

Latinisiert lautet der Name Carolus; die weibliche Form dazu lautet Carola. Eine Weiterbildung ist Caroline oder Karoline. Kurzformen dazu sind Lina oder Line. Auf französisch lautet der Name Caroline oder Charlotte, auf italienisch Carlotta.



Viele Fürsten, Könige und Kaiser trugen diesen Namen. Zum Beispiel Karl der Grosse (gest. 814). Karl V. herrschte über ein Imperium, welches das Deutsche Reich, Spanien und die überseeischen Kolonien umfasste. Die Schweizer Geschichte erinnert uns an Karl den Kühnen. In England wurde Karl I. 1649 hingerichtet, weil er das Parlament, die Vertretung des Volkes, entmachten wollte. Karl VII. von Frankreich vertrieb mit Hilfe der Jungfrau von Orléans die Engländer aus seinem Reiche.

Eine hervorragende Persönlichkeit der Gegenreformation war Karl Borromäus, Kardinal und Erzbischof von Mailand (gest. 1584).

Magdalena

Der Mädchenname Magdalena oder Magdalene ist eigentlich ein Adjektiv: Maria Magdalena heisst Maria aus Magdala (Magdala war ein Ort am See Genezareth).

Nach der Bibel war Maria Magdalena eine der treuesten Jüngerinnen Jesu. Sie stand unter dem Kreuz Christi und entdeckte am Ostermorgen das leere Grab. Ihr erschien als erster der auferstandene Christus.

Gebräuchliche Kurzformen sind Magda, Alena, Lena oder Leni, Madi, Mädi oder Madlen. Auch Marlene ist eine verkürzte Form von Maria Magdalena.

Auf französisch lautet der Name Ma-

deleine oder Madelon, auf englisch Magdalen oder Maud, auf slawisch Marka, Marenka, Marena, Lenka.

Michael

Michael, dessen Namensfest am 29. September gefeiert wird, ist ein hebräischer Name und bedeutet «Wer ist wie Gott?»

Nach der Bibel war der Erzengel Michael Anführer der himmlischen Heerscharen im Kampf mit Satan und seinen Anhängern. Daher gilt Michael als Beschützer der Kirche und der christlichen Völker.

Die gebräuchlichste Nebenform von Michael ist seit dem Mittelalter Michel. Italienisch lautet der Vorname Michele, spanisch Miguel, französisch Michel, schwedisch Mikael oder Mickel, polnisch Michal, russisch Michail, ungarisch Mihaly; eine englische Kurzform lautet Mick. Michaela, französisch Michèle, Michelle oder Micheline, italienisch-spanisch Micaela ist die weibliche Form zu Michael.

Philipp

Der Knabenname Philipp kommt aus dem Griechischen und ist zusammengesetzt aus dem Wort «philos» (Freund) und «hippos» (Pferd): Philipp heisst also «Der Pferdefreund».

Im Italienischen ruft man Filippo, im Spanischen Felipe, im Französischen Philippe und im Englischen Philip oder Phil.

Die Geschichte berichtet von verschiedenen berühmten Trägern dieses Namens: Philipp II. von Makedonien war der Vater Alexanders des Grossen. Von Philipp II. von Spanien sagte man, in seinem Reiche gehe die Sonne nie unter; im Kampf gegen die Engländer verlor er seine stolze Flotte, die Armada; sein Zerwürfnis mit dem Sohn hat Schiller im Drama «Don Carlos» dargestellt. Die Geschichte erzählt auch von Philipp von Schwaben, von Philipp dem Guten und von Philipp dem Schönen.

Eine Philippika ist eine heftige Strafrede; der Name kommt von den Re-

den, die Demosthenes gegen Philipp von Makedonien hielt.
Philippa, italienisch Felippa, ist die weibliche Form des Vornamens.

Rudolf
Der Name Rudolf ist aus zwei althochdeutschen Wörtern zusammengesetzt: aus hruod (Ruhm) und wolf (Wolf). Rudolf heisst also «Ruhmreicher Wolf».
Rudolf ist ein weitverbreiteter Vorname. Stark zur Verbreitung in der Schweiz und in Süddeutschland trug die Gestalt des Herrschers Rudolf von Habsburg bei.
Nebenformen von Rudolf sind Rodolf, Rolof, Rolef, Rollo und Rolf; in Italien schreibt man Rodolfo, in Frankreich Rodolphe. Beliebte Kurzformen sind Ruedi, Ruodi, Rudi, Dolf und Dölf.
In der Schweizer Geschichte finden die «Ruedis» unter euch manchen Namensvetter: zum Beispiel Rudolf von Erlach, den Berner Heerführer bei Laupen, Rudolf Werdmüller, den Anführer der Zürcher, Rudolf Wettstein, den Basler Bürgermeister, oder Rudolf Stüssi, den Bürgermeister von Zürich.

Stephan
Das griechische Wort «stephanos» heisst «Kranz, Krone».
Der Vorname Stephan oder Stefan erinnert an den ersten christlichen Martyrer, der vor den Toren Jerusalems gesteinigt wurde. Der Namenstag wird am 26. Dezember gefeiert.
Der berühmte Wiener Stephansdom ist diesem Heiligen geweiht. Auf seinen Namen wurde auch der erste König von Ungarn, Stephan der Heilige, getauft.
Nebenformen sind Steffi, Steffel oder Stefferl. Niederländisch lautet der Name Steven, englisch Steven oder Steve, italienisch Stefano, spanisch Esteban oder Estevan, französisch Etienne, ungarisch Istvan, slawisch Stepan oder Sczepan.
Stephanie oder Stefanie lautet die weibliche Form des Vornamens; Steffi ist die Koseform.

(Fortsetzung im nächsten «Mein Freund»!)

Seitenstechen und Muskelkater

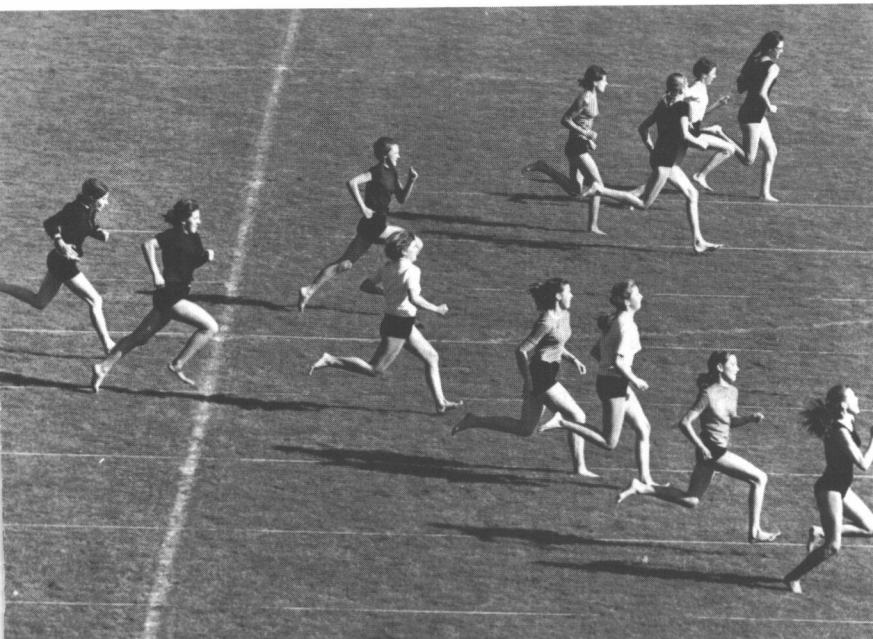
Viele krankhafte Zustände werden vom Volksmund mit charakteristischen Namen bezeichnet. Diese Bezeichnungen sind nicht wissenschaftlich, aber sie geben das Wesen einer körperlichen Störung in prägnanter, unverkennbarer Weise wieder.

Seitenstechen

Ein Kind ist schnell gelaufen. Plötzlich bleibt es stehen, mitten auf dem Weg: Auf der linken Körperseite verspürt es ein heftiges Stechen. Was ist geschehen?

Die unterhalb des linken Rippenbogens gelegene Milz hat sich unter Einwirkung der raschen Bewegung und der dadurch veränderten Blutverteilung vorübergehend vergrössert. Die dadurch entstandene Span-

Schnellauf: aber ärgerlich, wenn einen plötzlich das Seitenstechen befällt.



nung der Kapsel, in der die Milz eingeschlossen ist, rief das Seitenstechen hervor.

Schon Plinius, ein römischer Schriftsteller im 1. Jahrhundert nach Christus, berichtete von orientalischen Herrschern, die mit ihren Schnelläufern nicht zufrieden waren, weil sie Seitenstechen bekamen und deshalb vor dem Ziel versagten. Was tat man? Den Schnelläufern wurde kurzerhand die Milz operativ entfernt! Nun waren sie zwar ihr Seitenstechen los, aber ob sie deswegen bessere Läufer wurden, ist eine andere Frage. – Auch von den alten Griechen wird berichtet, sie hätten den Marathonläufern die Milz herausgenommen, um die hemmende Erscheinung des Seitenstechens zu verhindern.

Seitenstechen kann aber auch ein Symptom schwerer Erkrankung sein, besonders wenn es höher, also in der eigentlichen Rippengegend auftritt. Es kann sich dann um eine beginnende Lungenentzündung handeln, zusammen mit Irritierung des Brustfells. Auch bei Blutkrankheiten tritt Seitenstechen auf, ebenso bei Neuralgien, Rippenbrüchen, Viruskrankheiten und anderen Erkrankungen. Eine echte Lungenentzündung setzt meist plötzlich mit Seitenstechen und Schüttelfrost ein. Bei dem hingegen, was wir gewöhnlich unter Seitenstechen verstehen, handelt es sich in der Regel um einen harmlosen Zustand, der bald wieder verschwindet.

Muskelkater

Unter «Muskelkater» versteht man den Schmerz, der an bestimmten Körpermuskeln auftritt, wenn sie übertriebenem Stress, einer ungewohnten Anstrengung ausgesetzt sind.

Zwei junge Leute haben Ferien. Sie leben in der grossen Stadt und üben einen im wesentlichen sitzenden Beruf aus. Sie beschliessen, ihren Urlaub im Gebirge zu verbringen und sich dabei einmal richtig auszugeben. Schon am ersten Tag ziehen sie frühmorgens los und machen eine grössere Bergwanderung; nach der Heimkehr schwimmen sie, und später nehmen sie noch an einem Tanzabend teil.

Am nächsten Morgen können beide kaum aufstehen. Sie haben heftige Schmerzen in der Muskulatur der Waden, es schmerzen auch die Oberschenkel. Mit Mühe und Not gelangen sie zum Frühstückstisch, aber das Aufstehen nach dem Essen ist so schmerzhaft, dass sie den Speisesaal nur langsam und hinkend verlassen können.

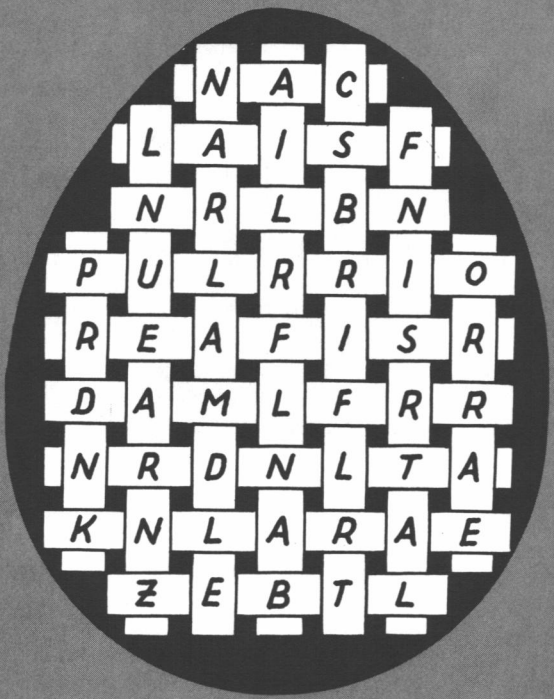
Was ist passiert? Durch die lange, ungewohnte Muskelanstrengung haben sie einen richtigen «Muskelkater» erwischt. Sie brauchen keinen Arzt, aber ihr Doktorfreund rät ihnen, sich zu überwinden, die schmerzhaften Empfindungen zu ignorieren und wieder loszumarschieren. Wirklich, nach einigen Minuten geht es schon

besser. Die Schmerzen verschwinden allmählich, und nur beim Druck auf die Wadenmuskeln ist noch etwas zu verspüren. Beim Aufstehen am nächsten Tag kommen die Schmerzen wieder, aber sie sind bereits geringer. Die beiden unternehmen eine neue Bergwanderung, und nach wenigen Tagen ist nichts mehr von Muskelschmerzen zu spüren. Der «Muskelkater» ist verjagt.

Woher kam er? Bei einem Muskelkater kommt es zwar zu Störungen in der Muskeltätigkeit und zu Schmerzen, aber nie zu anatomischen Veränderungen wie bei anderen Muskelkrankheiten. Es besteht auch kein Muskelriss, wie er bei scharf sportlicher Tätigkeit entstehen kann, sondern bei der ungewohnten Muskelbeanspruchung bilden sich grosse Mengen von Ermüdungsstoffen, die sich in den Muskeln ansammeln und dadurch deren Leistung fühlbar herabsetzen, manchmal sogar ganz unterbinden. Diese Erscheinung nennt man eben «Muskelkater». Die Ermüdungsstoffe schwinden allmählich, und der Muskel nimmt dann seine volle Funktion sukzessive wieder auf.

Bergtour – herrliches Erleben: nicht halb so schlimm, wenn einem am folgenden Morgen sozusagen alle Muskeln schmerzen.

TESTESTESTESTEST



Auf Wörtersuche

Auf jedem Streifen befindet sich ein Wort, die Hälfte der Buchstaben der gesuchten Wörter aber ist durch die Flechtung verdeckt.

Die gesuchten Wörter bedeuten:

Waagrecht: Raubfisch – Handelsunion im Mittelalter – Kunstfaser – Stadt auf Sizilien – Hauptstadt Nordirlands – Wasserfahrzeug – Geschoss – Wärmeeinheit – Pelztier

Senkrecht: Nordische Währung – Schweizer Stadt – französische Landschaft an der Kanalküste – englischer Besitz auf der Iberischen Halbinsel – Sportauto – Ruhetag – feierliches Gewand

Wie heissen die Wörter?

Ursula Meier

So machst du es richtig

Ein kleines Kapitel
über Tischmanieren

Es ist nicht einfach, ein Teenager zu sein. Manchmal fühlt man sich schrecklich unsicher. Man stolpert über Alltägliches, zum Beispiel über Essitten, und ärgert sich nachher, dass einem etwas so Ungeschicktes passieren musste.

Damit es das nächstemal, wenn du eingeladen bist, sei es bei einem Schulkameraden, zu einer Familienfeier oder zu einem Essen im Restaurant, besser geht, möchten wir dir ein paar Informationen zum Thema Tischmanieren geben. Fasse sie nicht als Befehle auf, sondern als Hilfe, damit du dich sicherer fühlst.

Es gibt ein paar Einzelheiten, an denen man gleich erkennt, ob ein Teenager über Tischmanieren Bescheid weiss.

• Wenn wir eingeladen sind, warten wir mit Essen, bis sich die Hausfrau, oder wer immer der Gastgeber ist, an den Tisch gesetzt hat und mit dem Essen beginnt.

• Bei einem Essen mit mehreren Gängen verwirren dich vielleicht die vielen verschiedenen Bestecke neben dem Teller. Aber es ist nicht halb so schwierig: Du beginnst immer mit dem äussersten Besteck, also mit dem kleineren Messer und der dazugehörenden Gabel für die Vorspeise oder mit dem Löffel für die Suppe. Nachher werden diese Bestecke mit dem leeren Teller weggeräumt. Für den Hauptgang bedienst du dich des grösseren Bestecks. Der Löffel oder die Gabel quer über dem Teller ist immer für das Dessert bestimmt.

• Fische werden im Restaurant mit einem Fischbesteck serviert. Wie beim andern Besteck nimmt man das

Fischmesser in die rechte und die Fischgabel in die linke Hand. Fehlt das Fischbesteck, so zerkleinert man die Fische mit der Gabel – nie mit dem Messer!

• Weisst du, dass man Spaghetti, Kartoffeln und Salat nie mit dem Messer zerschneidet?

Spaghetti zu essen, hat seine Tücken, aber übe es doch ein bisschen zu Hause, dann wird es dir gelingen. In Italien, im klassischen Spaghetti-Land, isst man so: In der linken Hand hält man einen Suppenlöffel, mit der Gabel in der rechten Hand wickelt man wenige Spaghetti auf, indem man den Suppenlöffel als Unterlage benützt.

• Kartoffeln und Salat werden mit der Gabel in mundgerechte Stückchen zerkleinert. Und was geschieht unterdessen mit unserer linken unbeschäftigten Hand? Sie liegt nicht im Schoss, wie es in England und Amerika üblich ist, sondern ruht auf der Tischkante. Und das Messer? Wir legen es auf den Teller und nicht aufs Tischtuch.

• Es gibt einige wenige Speisen, die man von Hand essen darf: Spargeln und die Blättchen von Artischocken. Auch die Knochen von Geflügel darf man in die Hand nehmen und abnagen, aber natürlich nicht geräuschvoll und umständlich, sondern mit einer gewissen Eleganz.

• Der Löffel neben der Tee- und Kaffeetasse dient nur zum Umrühren. Nachher legen wir ihn wieder an seinen Platz auf den Unterteller zurück. Auch die Tasse stellen wir, nachdem sie leergetrunken ist, nicht irgendwohin, sondern auf den dazugehörenden Teller.

• Wird Obst serviert oder eine jener andern Speisen, die man von Hand essen darf, steht manchmal neben deinem Teller eine Fingerschale, ein kleines, mit Wasser gefülltes Gefäss.

Sie ist dazu da, damit du dir die Finger säubern kannst. Nachher darfst du sie an der Serviette abtrocknen.

• Unsicherheit verursacht manchmal auch die Serviette. Zu Hause, am Familientisch, falten wir sie zusammen und stecken sie in den Serviettenring. Ein wenig anders verhält es sich an einem fremden Tisch: Papier- und Stoffservietten werden nicht zerknüllt, aber auch nicht peinlich genau zusammengefaltet, sondern leicht zusammengedrückt neben den Teller gelegt.

Über die gerade Haltung bei Tisch, über die Ellbogen, die nahe am Körper liegen und sich niemals aufstützen oder ausbreiten, über das geräuschlose Essen mit geschlossenem Mund und über die kleinen Portionen, die wir uns auf den Teller schöpfen (Berge von Speisen auf dem Teller erinnern immer etwas an die Fütterung heisshungriger Zoo-Tiere) brauchen wir uns nicht weiter zu unterhalten. Hier weisst du ja schon längst Bescheid! Aber was wir noch sagen wollten: Gute Tischmanieren wirken auch zu Hause am Familientisch sympathisch, nicht nur auswärts.

Ursula Meier

Air-Hostess

Ein Traumberuf, etwas kritisch unter die Lupe genommen

«Viele Teenager, die von unserem Beruf träumen, sehen meist nur unser Lächeln. Sie denken an die vielen fremden Länder, die wir anfliegen, und an die interessanten Passagiere, denen wir begegnen, aber von unserer Arbeit machen sie sich keine oder dann eine falsche Vorstellung», sagte mir eine Air-Hostess der Swissair.

Die Wirklichkeit sieht anders aus. Wir wollen diesen attraktiven, aber anstrengenden und anspruchsvollen Beruf ein wenig näher kennenlernen, indem wir bei der Arbeit an Bord zuschauen.

Drei viertel Stunden vor dem Abflug geht die Air-Hostess zusammen mit ihren Kolleginnen an Bord. Als Gastgeberin und Betreuerin der Passagiere hat sie alle Hände voll zu tun, genau wie eine Hausfrau, die Gäste erwartet. Nichts darf vergessen werden, und von allem muss an Bord genügend vorhanden sein: Seifen, Handtücher, Zeitungen und alle andern Annehmlichkeiten, die die Fluggäste schätzen. Die Air-Hostess kontrolliert, ob Kabine und Toiletten sauber und die Notausrüstungen an ihrem Platz sind, ob die gelieferten Menüs und Getränke für die Passagiere der ersten und der Touristenklasse mit den Angaben auf den Bestellscheinen übereinstimmen, auch ob eventuell angeforderte Diät- und Spezialmenüs an Bord sind. Sie begrüsst die Passagiere, ist ihnen beim Versorgen der Mäntel und des Handgepäcks behilflich, sie schenkt Müttern mit kleinen Kindern besondere Aufmerksamkeit, hilft, wenn nötig, beim Anschnallen, erfüllt die ver-

Als Gastgeberin und Betreuerin der Passagiere hat die Air-Hostess alle Hände voll zu tun, genau wie eine Hausfrau, wenn sie Gäste erwartet.

Wenn die Passagiere eintreffen, ist ihnen die Air-Hostess beim Versorgen der Mäntel und beim Anschnallen behilflich.

schiedensten Wünsche – von der Kopfwehtablette für die ältere Dame bis zur Papierwindel für den jüngsten Fluggast –, beantwortet in verschiedenen Sprachen unzählige Fragen und ist immer höflich und zuvorkommend.

Überaus anstrengend ist die Bewirtung der Gäste. Auf den kurzen Flugstrecken muss die Air-Hostess sehr konzentriert und speditiv arbeiten, damit jeder Gast in Ruhe seine Mahlzeit geniessen kann. Sie versteht es, trotz der Eile, die Passagiere liebenswürdig und persönlich zu bedienen.

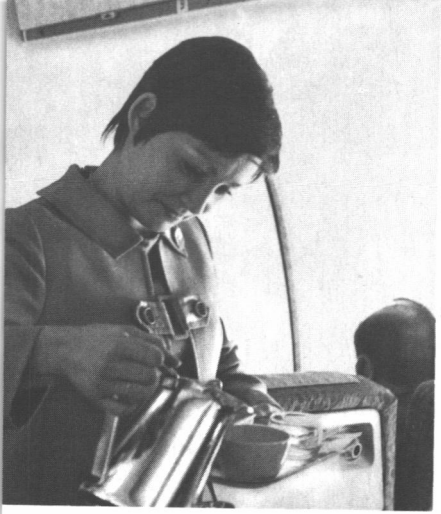
Während des Fluges erledigt die Air-Hostess auch administrative Arbeiten, sie erledigt z. B. die Abrechnung zusätzlicher Getränke.

Damit ihr euch ein genaues Bild vom Arbeitspensum der Air-Hostess machen könnt, ein kleines Beispiel: Der Flug über Genf–Beirut nach Teheran dauert rund 6½ Stunden Flugzeit. Für das Kabinenpersonal bedeutet das etwa 9 Stunden pausenlose Arbeit, denn auch auf den Transitstationen bleibt kaum eine Minute zum Ausruhen. Es gibt vieles aus- und einzuräumen, Formulare auszufüllen und die Bordküche wieder in Ordnung zu bringen.

Im Grund sind Air-Hostessen Schwerarbeiterinnen zwischen Himmel und Erde. Und wenn sie dann nach einem anstrengenden Flug in der fremden Stadt ankommen, freuen sie sich meist mehr darauf, sich endlich auszuruhen, als auf den Einkaufsbummel, den Theaterbesuch oder das Baden im Meer.

Je nach Einsatzplan und Strecke hat die Air-Hostess am Zielort ihres Fluges Anrecht auf Freitage, oft muss sie aber am nächsten Morgen schon wieder fit für den Rückflug sein.

Sollte jetzt euer Berufsziel immer noch Air-Hostess heissen, dann sind folgende Informationen wichtig: Für den Beruf der Air-Hostess können sich unverheiratete Schweizerinnen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren bei der Swissair melden. Verlangt



Die Bewirtung der Gäste ist anstrengend, die Air-Hostess muss konzentriert und sehr speditiv arbeiten.

werden Sekundar-, Real- oder Bezirksschule, eine abgeschlossene Berufslehre oder Mittelschulbildung, sehr gute Konversationskenntnisse in Deutsch, Französisch und Englisch, eine sympathische, gepflegte Erscheinung, grosses Einfühlungsvermögen, gute Gesundheit und Schwimmkenntnisse. Die Swissair führt laufend Ausbildungskurse durch. Nach einem vierwöchigen Einführungskurs in Theorie und Praxis an Flugzeugattrappen (im Schulhaus) erhalten die Kursteilnehmerinnen die Air-Hostessen-Uniform. Nun folgen 12 Wochen praktische Einführung auf den DC-9 in Europa, wobei die Aspirantin die ersten zwei Wochen als zusätzliche Air-Hostess mitfliegt. Während der Einarbeit wird sie von ihrer Vorgesetzten auf die praktische Eignung als Air-Hostess geprüft. Eine weitere Theoriewoche und ein viertägiger Umschulungskurs auf die DC-8 bilden den Abschluss der Grundausbildung. Bei einer kleinen Feier erhält die Air-Hostess ihr Diplom und wird dann auf Europa-, Westafrika- und Mittelooststrecken eingesetzt. Gegen Ende ihres ersten Dienstjahres erfolgt die Umschulung auf DC-10 und B-747 (Jumbo) und damit die Einführung auf dem Nordatlantik-Streckennetz. Nach rund zweijähriger Dienstzeit dehnt sich das Einsatzgebiet auf den Fernen Osten und Südafrika, nach einem weitern Jahr auf den Südatlantik aus.

Und so sehen die Aufstiegsmöglichkeiten der Air-Hostess aus: Sie kann Gruppenchef-Air-Hostess werden und betreut dann 10 bis 15 Air-Hostessen. Der Gruppenchef-Air-Hostess übergeordnet und für etwa 150 Air-Hostessen verantwortlich ist die Sektorchef-Hostess.

Air-Hostess ist ein faszinierender, abwechslungsreicher Beruf für Mädchen, die gerne und zuverlässig arbeiten. Da es aber noch einige Zeit dauert, bis ihr euch anmelden könnt, plant ihr am besten eine gründliche Berufsausbildung und lernt die so wichtigen Fremdsprachen.

Ernst Schenker

Mädchen im weinroten Dress

Betriebsdisponentinnen arbeiten bei der BLS

Im Norden Europas ist die Frau schon lange und mit Erfolg in den Bereich männlicher Berufe eingedrungen; sie ist dem Manne in jeder Beziehung gleichgestellt. In Finnland zum Beispiel fertigt die Frau seit Jahren Züge ab und trägt die gleiche Verantwortung wie ihr männlicher Kollege.

Der Vorstand bespricht mit der Stationslehrtochter anhand des graphischen Fahrplanes die Zuglage.

Auch bei uns treffen wir immer mehr Frauen in typisch männlichen Berufszweigen. Ist es da verwunderlich, wenn sie auch am Dominostellwerk einer Eisenbahn mit dem Druck auf zwei Tasten den Zug abfertigen?
Die Lötschbergbahn hat in den Jahren 1968 bis 1972, verursacht durch den damaligen Mangel an männlichem Stationspersonal, mit der Ausbildung von weiblichem Personal begonnen. Diese Betriebsgehilfinnen wurden mit Erfolg in den mehr kaufmännischen Sparten wie Auskunftsdienst im Personen- und Güterverkehr beschäftigt und zur Bedienung von Fernschreibern herangezogen. Heute absolvieren sie genau wie ihre männlichen Kollegen eine zweijährige Stationslehre. Aber sie müssen einige Voraussetzungen mitbringen: Mindestalter 17 Jahre, in der Regel eine abgeschlossene Sekundarschulausbildung und mindestens ein Jahr Weiterbildung an einer Handels- oder Verkehrsschule. Das Eintrittsexamen zeigt, ob die Kandidatin geeignet ist.
Die Tätigkeit umfasst den gesamten Zugabfertigungsdienst. Die Betriebsdisponentinnen bedienen die modernen Sicherungs- und Fernmeldean-

Bei Arbeiten im Bereiche der Station muss oft die Fahrleitung ausgeschaltet werden. Unter Aufsicht des Experten prüft die Lehrtochter das Erdungskabel an der Schiene.

lagen, sie verkaufen auch Billette, sie überwachen auf der Station den Zugs- und Rangierdienst, sie fertigen Güter- und Gepäcksendungen ab und verrichten daneben noch viele andere Arbeiten, die so ein Betrieb auf einer mittleren und kleineren Station mit sich bringt.

Bis es aber soweit ist, werden die zukünftigen «Vorstände» nach einem auf jahrelanger Erfahrung basierenden Lehrplan auf ihren vielseitigen und verantwortungsvollen Dienst vorbereitet. Dazwischen besuchen sie die von Eisenbahnspezialisten geleiteten Fachkurse. An einer Modelleisenbahn, die mit modernen Stellwerken und Streckenanlagen versehen ist, wird der reibungslose Zugs-

Körperliche Ertüchtigung dank einem modernen Turnprogramm.

Ein Zug fährt vorbei. Die erhobene Hand sagt dem Lokführer: «Alles in Ordnung.»

verkehr geübt. Grösste Beachtung wird der Bedienung der Sicherungsanlagen geschenkt. Die Instruktion wird ergänzt durch Besichtigungen von Bahnanlagen, und ein Turnprogramm sorgt für körperliche Ertüchtigung.

Heute sind bei der BLS verschiedene vollständig ausgebildete Betriebsdisponentinnen tätig, andere sind noch in der Ausbildung begriffen. Den Frauen im schmucken weinroten Dress gefällt diese abwechslungsreiche Arbeit sehr gut. Nachdem aber infolge der Rezession die BLS wieder genügend männliche Anwärter findet, wird sie nur noch Stationslehrtöchter aufnehmen, um allfällige Lücken zu schliessen, denn «die meisten dieser hübschen Damen heiraten doch nach einigen Jahren und sind dann für die Bahn verloren», meinte ein Experte.

Ursula Meier

Ein Beruf mit medizinischer und sozialer Aufgabe

«Ergotherapie» steht auf einer weissen Tür im Gang der grossen orthopädischen Klinik. Treten wir ein und lassen wir uns von der heitern, gelösten Atmosphäre überraschen!

Der helle Arbeitsraum erinnert an ein kunsthandwerkliches Atelier, wenigstens auf den ersten Blick. Gut die Hälfte der Patienten aber geht an Krücken, sitzt im Rollstuhl oder liegt im Spitalbett, aber alle – Kinder, Jugendliche und Erwachsene – sind auf ihre Weise aktiv. Die einen malen, die andern modellieren oder basteln, und ein kleines behindertes Kind versucht Klötzchen und Kugeln auf Holzstäbe zu stecken. Eine Ergotherapeutin zeigt ihm geduldig, wie man das am besten macht. Jede dieser Tätigkeiten hat ihren besondern Sinn: Sie ist genau auf die Bedürfnisse des einzelnen Patienten abgestimmt.

Ergotherapie

Ein Fremdwort – was bedeutet es? In «Ergotherapie» versteckt sich das griechische Wort «ergon», was soviel bedeutet wie Werk, Werken, Arbeit, Tätigkeit.

Die Aufgabe der Ergotherapeutin besteht darin, körperlich und geistig Kranken oder Behinderten mit konstruktivem Tun auf dem Weg zur Besserung behilflich zu sein und den körperlich Behinderten zu einem grösstmöglichen Mass an Selbständigkeit zu verhelfen.

«Es gibt drei Arten von Ergotherapie: Vor allem in den geriatrischen Abteilungen der Spitäler, bei Chronischkranken und in Altersheimen wenden wir die sogenannte *aktivierende Therapie* an», erklärte uns die Ergotherapeutin.

«Mit der Anleitung zu handwerklichen und musischen Tätigkeiten, z. B. mit Musizieren oder beim Einüben kleiner Theaterstücke, versuchen wir, die dem Patienten noch verbliebenen Kräfte sinnvoll einzusetzen und zu fördern. So entdecken die alten, kranken und behinderten Menschen in den Räumen der Ergotherapie neue und oft vergessene Möglichkeiten, um ihre Persönlichkeit trotz Krankheit und manchmal jahrelangem Spitalaufenthalt zu erhalten und zu entfalten. Alle nur denkbaren Materialien wie Farben, Papier, Modelliermasse, Textilien, Holz, Leder, Peddigrohr usw. stehen ihnen für schöpferische Arbeiten zur Verfügung.»

«Vor allem für Gelähmte und für Rheumakranke», fuhr die Ergothe-

Kontaktfähigkeit, Geduld, Einfühlungsvermögen, Interesse an sozialen, medizinischen und psychologischen Fragen sind für die Ergotherapeutin ebenso wichtig wie Erfindungsgabe, Organisationstalent und handwerkliches Geschick.

rapeutin weiter, «sind alltägliche Verrichtungen wie Essen und Sich-Ankleiden plötzlich sehr problematisch geworden. In solchen Fällen kommt die *funktionale Therapie* zum Einsatz. Ihr Ziel ist es, körperliche Funktionen zu verbessern, den Bewegungsumfang und die Muskelkraft zu steigern und das Zusammenspiel der Bewegungen zu trainieren. Mit gezielt ausgewählten Tätigkeiten üben wir mit dem Patienten die Bewegungen, die ihm so viel Mühe machen. Denn der Patient soll sich ja möglichst bald wieder selbständig im Leben und in seinem Beruf zurechtfinden. Schliesslich ist noch die *psychiatrische Therapie* zu erwähnen: In der psychiatrischen Klinik strebt die Ergotherapeutin die Wiedereingliederung des Patienten in die Gesellschaft an.»

Inneres Engagement

Die Tätigkeit der Ergotherapeutin gehört zu jenen Berufen, die man

Die Aufgabe der Ergotherapeutin besteht darin, körperlich und geistig Kranken und Behinderten mit konstruktivem Tun, wie z. B. mit sinnvollem Werken, auf dem Weg zur Besserung behilflich zu sein.

nicht einfach ergreift, weil man eine Verdienstmöglichkeit sucht, sondern weil man sich persönlich angesprochen und engagiert fühlt.
Dieser Beruf steht natürlich auch Männern offen, er wird aber heute noch mehrheitlich von Frauen ausgeübt.
Beobachtet man die Ergotherapeutin bei der Arbeit, so hat man leicht den Eindruck, es handle sich um einen künstlerischen Beruf. Im Mittelpunkt stehen aber medizinische und soziale Aufgaben, darüber muss man sich im klaren sein. Wer einseitig künstlerisch oder einseitig intellektuell begabt ist, eignet sich weniger für diesen Beruf.

Berufswahl

Voraussetzungen: Mindestalter 19 respektive 20 Jahre, je nach Schule, mindestens 11 Schuljahre oder Lehrabschluss, gute Kontaktfähigkeit, Einfühlungsvermögen, Interesse für medizinische, psychologische und soziale Fragen, Erfindungsgabe und Organisationstalent, handwerkliches Geschick, Farben- und Formensinn, Fremdsprachenkenntnisse, Kenntnis des Maschinenschreibens, gute körperliche Gesundheit und seelische Belastbarkeit.

Ausbildungsmöglichkeiten:
Schule für Ergotherapie, Kraftstrasse 22, 8044 Zürich
Ecole d'ergothérapie, chemin de Montolieu 19, 1010 Lausanne
Schule für Ergotherapie, Schützenstrasse 56, 2502 Biel

Dauer der Ausbildung: 3 Jahre (ein dreimonatiger Pflegedienst in einem Spital ist für den Eintritt in die Schule obligatorisch).

Arbeitsmöglichkeiten: Spitäler, Spezialkliniken, Schulheime und Schulen für behinderte Kinder, Heime für Chronischkranke und Betagte, psychiatrische Kliniken, Eingliederungszentren und Zentren für ambulante Ergotherapie.

Elsbeth Balmer

Herzschindeln

An der Emme, die mal friedlich vor sich hinplätschert, mal als reissender Fluss Bäume mitzerrt, Mauern verschiebt und Steine an die Böschung wirft – an dieser wankelmütigen Emme ist ausgangs Wolhusen ein kleines Paradies.

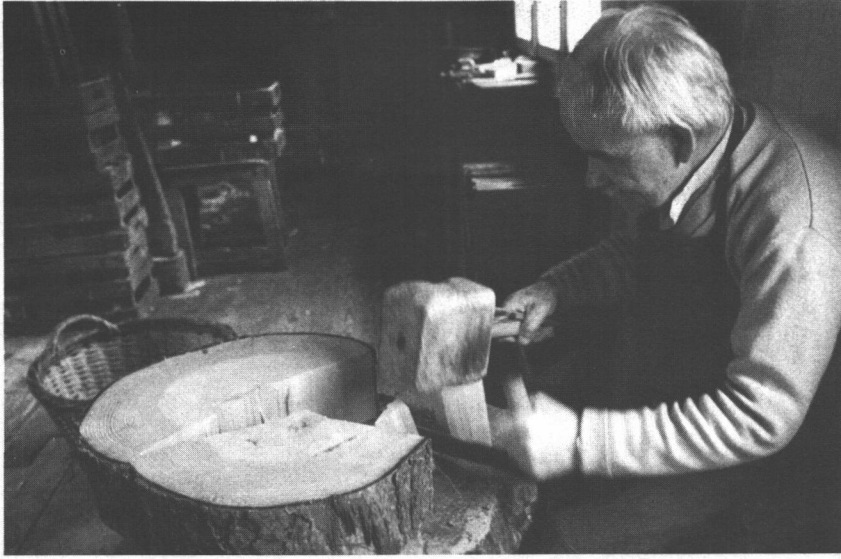
Die Sonne scheint dort zwar nicht länger als anderswo, der Tag aber zählt mehr Stunden als gewöhnlich, und die Arbeitswoche hat noch sechs volle Tage. Trotzdem ist jener Ort am Neuweg, wo es nach Holz und Harz und Wald riecht, ein richtiges kleines Paradies.

Es ist das Reich von Fritz und Berta Wüthrich, die tagein, tagaus, er seit sechzig Jahren, sie seit über fünfzig, Holzschindeln herrichten. Es ist ein Ort, wo man auf den zwei Stufen, die in die Werkstatt führen, alles abschütteln muss, was nicht in diese Märchenwelt hineinpasst, wo es nicht Prinz, nicht Fee, nicht Zwerge gibt, aber gute Menschen.

Schindelhäuser gibt's zwar zwischen all den Betonbauten nur noch wenige. Aber Schindeln, davon braucht's noch immer eine Menge: rund 7000 Stück für einen einzigen Quadratmeter. Darum gibt's auch heute noch übergenug Arbeit für die beiden. Die alten Maschinen, rotierende Raffeln, die konische Holzscheitchen schneiden und sie auf ein grobes, fahrendes Band oder direkt in einen Korb schleudern, wissen es. Unermüdlich schaffen sie mit, früher durch Wasserräder angetrieben, heute mit Elektrizität.

Nur gutes, feuchtes, noch grünes

Fritz Wüthrich schneidet an der rotierenden Raffel feine Holzstücke.



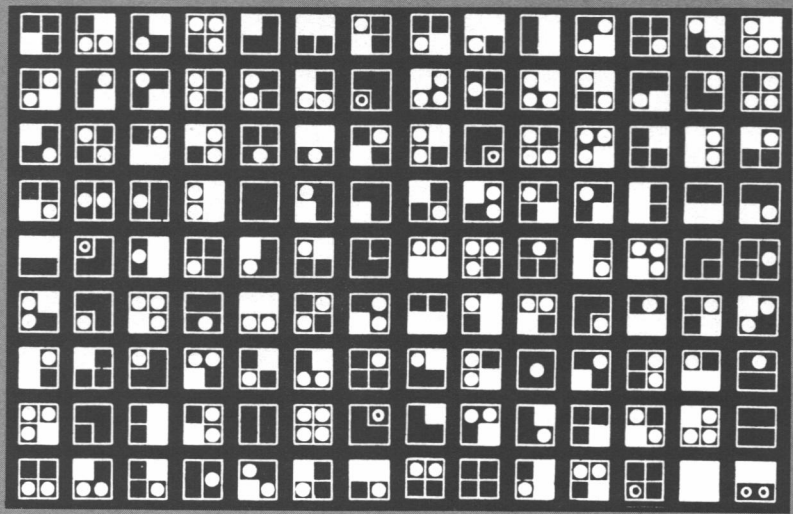
Holz kann für Schindeln gebraucht werden: Rottanne vor allem, seltener Weisstanne und Lärche. In schweren, runden, ungeschälten Stämmen kommt es an, vom Napf herunter, und wird im Freien erst einmal unter eine eigenartige Säge gestossen, die nicht Hand-, nicht Motorsäge ist, die aber mit Gewicht und Gegengewicht arbeitet und über der ein feines Glockenspiel erklingt, wenn der Stamm durchgesägt ist. Dann werden die Holzrondellen zerkleinert, mit der rotierenden Raffel konisch

< *Eine Eigenfabrikation: nicht Hand-, nicht Motorsäge, doch einmal angekurbelt, schneidet sie selbständig das Holz entzwei, das auf Rädern herangestossen wurde.*

Über sechzig Jahre Arbeit – und glücklich und zufrieden dabei.

geschnitten, aussortiert und je nach Bedarf mit verschiedenen Einsätzen gestanzt. Da gibt es die runden, die eckigen, die sechseckigen, die ganz schmalen und die ganz breiten Schindeln, und da gibt es – Herzschindeln, die ganz besonders in dieses Paradies an der Emme passen. Alle werden mit der gleichen Sorgfalt säuberlich zusammengebunden und dann zum Trocknen auf den Estrich getragen. Da haben Wind und Luft und Sonne und Unwetter Einlass, und das Holz ruht sich aus, lässt sich Zeit, im Winter etwas länger, im Sommer so zwei, drei Monate, bis es von den Dachdeckern abgeholt wird.

TESTESTESTESTEST



Wer schaltet am schnellsten?
126 Vierecke, alle irgendwie gleich. Nein, nur zwei davon sind völlig gleich. Wer findet sie zuerst?

Immer hervorragend
Klaus: Ich sehe etwas, das hat zwei Flügel. Aber es fliegt nicht durch die Luft. Jedermann besitzt es. Es ist aus Fleisch und Blut. Aber es ist kein Vogel.
Ronni: Dann ist es ein anderes Tier. Vielleicht ein Schmetterling?
Klaus: Falsch! Es hat nur ein Bein. Falter haben mehrere Beinchen.
Ronni: Es hat nur ein Bein? Kann es darauf stehen?
Klaus: Nein, es steht nicht darauf. Es liegt auch nie auf dem Rücken, obwohl es einen rundlichen Rücken besitzt. Ausserdem trägt es oft eine Brille, auch wenn es überhaupt nicht sehen kann.
Ronni: Das ist sonderbar! Kann es sich denn überhaupt fortbewegen?
Klaus: Doch, laufen kann es mitunter. Jedoch kann es niemals gehen. Dafür trägst du es mit dir herum. Man kann auch sagen, dass es immer im Mittelpunkt steht. Was ist das?

Elsbeth Balmer

Ein warmes Nest für Schicksalskinder

Kinderheime gibt's viele: für Kinder ohne Eltern, für Kinder mit körperlichen Behinderungen und für geistig behinderte Kinder. Doch müssen gerade diese Kinder oft jahrelang warten, bis sie irgendwo aufgenommen, geschult und gefördert werden. Denn wie ein gesundes Kind hat auch das behinderte ein Recht auf Schulung, die seinen Möglichkeiten entspricht. Die meisten Sonderheime nehmen behinderte Kinder erst auf, wenn sie ins eigentliche Schulalter kommen. Was aber geschieht mit den kleinen Buben und Mädchen, die so hart vom Schicksal getroffen sind, dass sie nicht ein Leben wie die gesunden führen können, die vielleicht nicht einmal richtig sitzen, nicht einmal essen, nur atmen und liegen können? Was geschieht dann, wenn ihre Eltern auf die Dauer die doppelte Belastung nicht ertragen, wenn sie allein nicht für das behinderte Kind, das sehr viel Zeit beansprucht, sorgen können, ohne den Rest der Familie zu vernachlässigen?

In Wolhusen, nahe der Stadt Luzern, da gibt es ein winzig kleines Kinderheim für solche Schicksalskinder, die noch in keiner Schule und noch keinem andern Heim Platz finden, die teils kaum die Eltern kennen und die doch leben möchten und ein Recht haben dazu. Es ist das Kinderheim Weidmatt, das durch den fast unglaublichen Mut und die Aufopferung einer einzigen Frau zustande gekommen ist.

Bald 70 Jahre alt ist Marie Leberer. Fast unglaublich für eine Frau, der so viel Jugend noch immer im Ge-

Vor fast zwanzig Jahren hat das mit dem Kinderheim Weidmatt begonnen: dank dem grossen Mut und der Aufopferung der ehemaligen Hebamme Marie Leberer, die ein behindertes Kind nach dem andern so zu sich genommen hat, um für sie zu sorgen, wenn niemand sonst geholfen hat.

sicht geschrieben steht, so viel Mut und Engagement. Und die Wärme, die sie ausstrahlt, eine Sonne, die es so nur einmal gibt!

Es ist lange her, dass Marie Leberer zum erstenmal irgendwo im Napfgebiet als Hebamme einem Kind auf die Welt geholfen hat. Ein ganzes Vierteljahrhundert lang ist sie denn auch Hebamme geblieben, in Wolhusen, auf dem Menzberg, am Napf. Sie hat Hunderte von Kilometern unter die Füsse genommen, hat alle Familien gekannt und ist oft bei Nacht und Nebel und Sturmesheulen noch zu irgendeinem verlassenen Gehöft gerufen worden. Ab und zu kam es auch vor, dass sie ein Neugeborenes zu sich mit nach Hause nahm, wenn die Pflege für die Bäuersfrau während der ersten paar Wochen zu streng geworden wäre, wenn

Heute hat Marie Leberer gute Mitarbeiterinnen, die mit den Kindern spielen, sie fördern und auf die Sonderschulen vorbereiten.

es vielleicht eine Frühgeburt war oder wenn plötzlich gefährliche Ernährungsstörungen auftraten. Dann hat Marie Leberer sich um das Kleine gekümmert, als wär's ihr eigenes, hat es gefüttert und umsorgt, bis es zurück nach Hause konnte.

Im Jahre 1960 trat zum erstenmal die Frage an Marie Leberer heran, ob sie nicht ein schwerbehindertes Heimkind für immer zu sich nehmen könnte. Bei einem Leiterwechsel hatte das blinde und auch geistig behinderte Kind seinen Platz verloren. Seine Eltern kannte es ohnehin nicht, niemand wollte es, niemand für es sorgen. Marie Leberer, die Hebamme aus Wolhusen, nahm das Kleine zu sich. Das war der Anfang des Kleinkinderheimes Weidmatt.

Inzwischen sind viele Jahre verstrichen. Doch das Kinderheim Weidmatt gibt es immer noch. «Wir haben oft ein bisschen geseufzt», lächelte Marie Leberer, die mit der Zeit ihr Chalet in Wolhusen so umgebaut hat, dass sie immer noch ein Kind mehr zu sich aufnehmen konnte. Etwa zwölf sind es heute, die in der Weidmatt zu Hause sind, alle mehr oder minder stark behindert, geistig und körperlich.

Doch über die Festtage, an Weihnachten oder Ostern, da gibt's noch viel mehr Betrieb im gemütlichen Heim. «Dann kommen immer wieder ein paar nach Hause», sagte Marie Leberer. «Warum sollten sie nicht, wir sind doch eine Familie, die gehören doch alle zu uns, auch wenn sie nicht mehr bei uns wohnen und ihre alten Bettchen für neue Kinder freimachten. Platz haben wir immer, für jedes, das heimkommt.»

Niemand weiss, was diesem Mädchen fehlt, weshalb es behindert ist und kein Leben führen kann wie ein gesundes Kind. Aber in der Weidmatt wird ihm das Leben so angenehm und schön wie nur möglich gemacht.

So ist die Familie angewachsen, langsam, aber stetig. Das hat schon Sorgen und Probleme gegeben; denn Geld und Unterstützung gab's, vor allem am Anfang, nicht viel.
Heute geht's dem Kinderheim finanziell etwas besser. Heute gibt es dort auch eine Heimpädagogin, eine Physiotherapeutin, eine Kinderkrankenschwester und immer wieder junge Praktikantinnen, die im kleinen Kinderheim Weidmatt arbeiten wollen.
Alles ist zwar klein in diesem Kinderheim, aber heimelig. Alles ist sehr sauber und zweckmässig eingerichtet, und viel Holz gibt's da, das gut riecht und Wärme verströmt.
So viel Mut und Engagement ist von dieser tapfern Frau ausgegangen, die sich nie in den Vordergrund rückte, die nicht gern von sich selber spricht, nur von den andern und von den Kindern. «Ich hab' sie doch einfach nicht im Stich lassen können», meinte sie.

Werner Catrina

Ein neues Haus für einen alten Orden

Ein Besuch im Mutterhaus der Dominikanerinnen in Ilanz

Beim Wort «Kloster» denkt man an einen ummauerten, in sich gekehrten Bau, der zumindest einige hundert Jahre alt ist. Um so mehr überrascht es, dass in Graubünden ein Frauenkloster steht, das in seiner architektonischen Gestaltung durch Eigenwilligkeit, ja Kühnheit besticht. Der stark gegliederte, zum Teil weissgetünchte Gebäudekomplex steht auf der sonnigen, nach Süden gewandten Terrasse von Quinclas oberhalb Ilanz. Das «Institut St. Joseph» ist Kloster und Mutterhaus der Dominikanerinnen von Ilanz.

Vor hundert Jahren gegründet

Im Sprechzimmer erklärt uns Schwester Ingrid, wie die Ilanzer Dominikanerinnen zu einem so modern gestalteten Mutterhaus gekommen sind. Sie war mit 35 Jahren Priorin des Klosters, heute wird das Institut St. Joseph von vier Ordensfrauen gemeinsam geleitet.

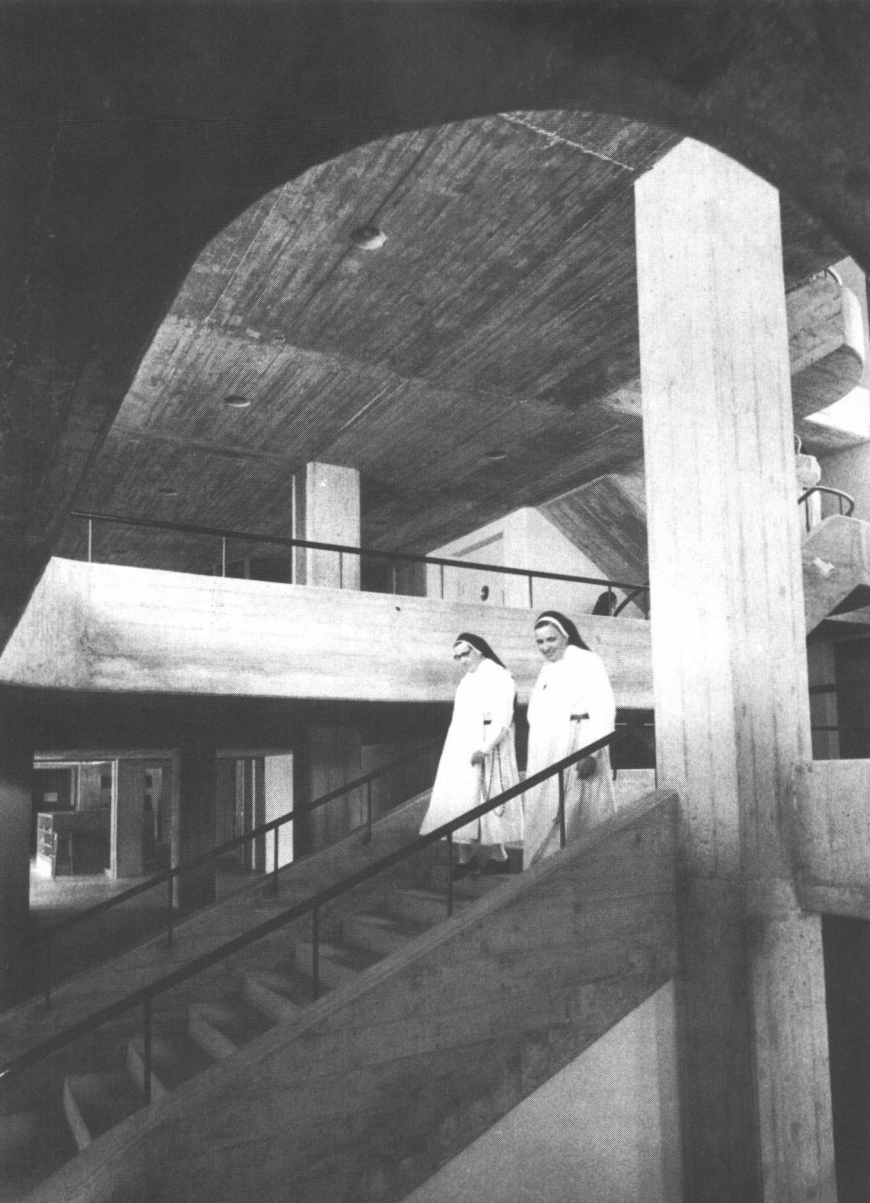
Die Kirche des Klosters wirkt besonders eindrucksvoll.

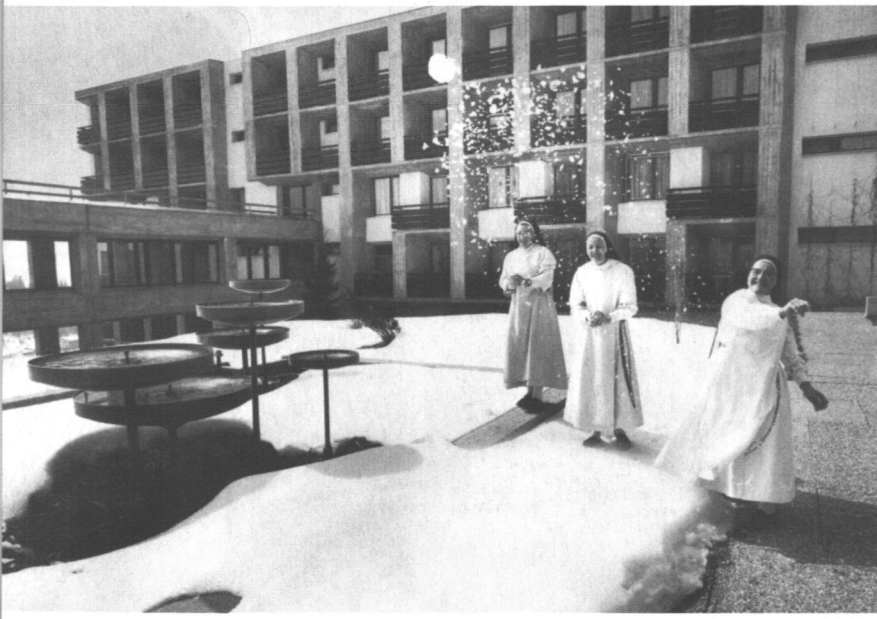
Stein am Eingangstor des Klosters.

«Die Geschichte beginnt eigentlich schon vor hundert Jahren, denn damals gründete der Bündner Priester Johann Fidel de Puoz zusammen mit Maria Theresia Gasteyer, einer Deutschen, die Schwesternkongregation. Die Ordensschwestern wollten im Gebirgstal des Vorderrheins und in den Seitentälern die Krankenpflege und Schulung der Bevölkerung verbessern. Erst etwa dreissig Jahre nach der Gründung schlossen sich die Ilanzer Schwestern dem Dominikanerorden an.»
Dem Mutterhaus wurde bald ein Spital angegliedert, das bis vor kurzem durch die Schwestern allein geleitet, heute aber in Zusammenarbeit mit dem Bezirk geführt wird. Später gründeten die Dominikanerinnen ein Mädcheninternat und unterrichteten auch an den umliegenden Schulen. Von Jahr zu Jahr litt die Kongregation aber mehr unter Raumnot, bereits seit Jahrzehnten trug man sich mit Neubauplänen. In den sechziger Jahren konnten sich die Schwestern dann zum Entschluss durchringen, einen Neubau auf dem klostereigenen Land in Quinclas zu wagen.

Ein Haus mit vielen Räumen
Der Zürcher Architekt Walter Moser erhielt den Bauauftrag.
«Drei Gruppen von Räumen mussten wir in unserer Planung berücksichtigen», erklärt er uns, «die Klausur, öffentliche sowie gemischt benutzte Räumlichkeiten.»
Zur Klausur gehört der ganze Zellentrakt mit den Büros des Generalrates (Leitung der Kongregation), dem Noviziat (Novizinnen sind zukünftige Ordensschwestern, die das Gelübde noch nicht abgelegt haben) und ein Heim für betagte Schwestern. Gemischt benutzte Teile sind die Kirche, die Sakristei, die Aula, das Sprechzimmer und die Büros der für

Blick ins geräumige, aus Sichtbeton erbaute Treppenhaus des Mutterhauses. >





Die Gebäude sind um einen Innenhof gruppiert. Im Hintergrund ist der Zellentrakt mit den Wohnräumen sichtbar. Wie unser Foto beweist, sind die Dominikanerinnen durchaus auch für eine kleine Schneeballschlacht zu haben!

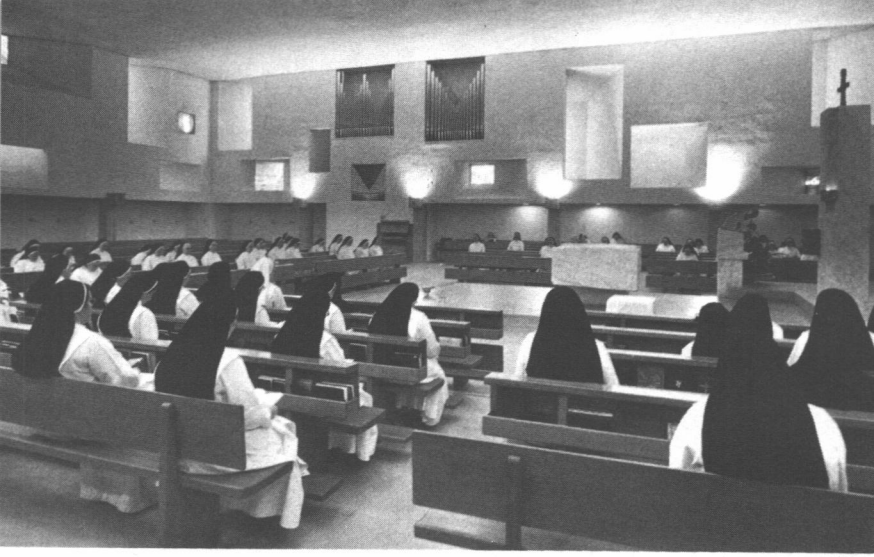
die Mission verantwortlichen Ordensfrau. Das Gästehaus schliesslich gehört zum öffentlichen Bereich; es liegt wie das Mädcheninternat etwas abgerückt vom Mutterhaus.
Der Architekt hat die knifflige Aufgabe sehr gut gelöst und einen harmonischen, überraschend abwechslungsreich gestalteten Gebäudekomplex geschaffen.
Zentrum der U-förmigen, nach dem Tal hin geöffneten Anlage ist die Kirche, die als einziger Teil etwas Monumentales ausstrahlt.

Ilanzer Schwestern in aller Welt
Heute gehören ungefähr 480 Schwestern zur Ilanzer Kongregation, davon leben rund 180 im Mutterhaus. Die Ordensschwestern leben nicht etwa abgeschirmt hinter Klostermauern, sondern sie leiten eine

Die Schwestern leiten in Ilanz ein Internat mit Sekundar- und Oberstufenklassen für Mädchen.

Bäuerinnenschule, arbeiten im Ilanzer Spital und führen eine Krankenschwestern-Ausbildungsstätte sowie die Sekundar- und Oberstufenschule mit dem Internat. Verschiedene Schwestern sind in den umliegenden Schulen als Lehrerinnen tätig, andere leiten Kindergärten und arbeiten in Altersheimen benachbarter Dörfer. In Chur führen die Schwestern eine Sekundar- und Handelsschule für Mädchen und mehrere Kindergärten. In Zürich obliegt den Ilanzer Dominikanerinnen unter anderem die Leitung des Sanitas-Krankenhauses.

Schliesslich haben die aktiven Ordensschwestern auch mehrere «Stützpunkte» im Ausland, in Deutschland, in Österreich, in Brasilien und auf Formosa. Das Ilanzer Mutterhaus dient als Zentrum der weitverstreuten Schwesterngemeinde, hierher kommen die Frauen auch zurück, um ihren Lebensabend zu verbringen.



Zweimal täglich versammeln sich die Schwestern zum Gebet in der Kirche, wo auch Gäste jederzeit willkommen sind.

Demokratische Organisation

In Ilanz hat auch der Generalrat, die «Regierung» der Vereinigung, ihren Sitz. Dieser Generalrat wird von der gesamten Schwesterngemeinde auf demokratische Art gewählt. Der Dominikanerorden, dem die Ilanzer Schwestern angehören, ist auffallend demokratisch organisiert; alle ihm angeschlossenen Gemeinschaften geniessen eine grosse Selbständigkeit.

Die Ilanzer Frauen sind gastfreundlich und überraschend offen, sie gingen mit Ernst und manchmal mit einer erfrischenden Heiterkeit auf unsere Fragen ein.

«Wir müssen versuchen, uns in einer veränderten Welt zurechtzufinden», sagt Schwester Ingrid, «ohne unsere dominikanischen Grundsätze aufzugeben.»

Man setzt sich in Ilanz auch mit dem Weltgeschehen auseinander, Radio, Fernsehen und Zeitungen, aber auch Bücher von Autoren verschiedener Glaubens- und Geistesrichtungen sind den Schwestern zugänglich.

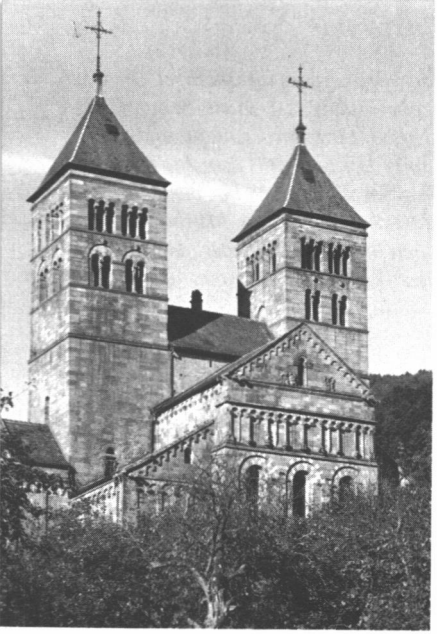
Ein grosses Problem bildet die Nachwuchsfrage: Die Weltoffenheit der Ilanzer Schwestern, die sich in ihrem neuen Mutterhaus spiegelt, ist jedoch eine Garantie für den Fortbestand der Kongregation auch in einer schwierigen Zeit.

Theodor Ottiger

800 Jahre Stadt Luzern

Schon seit 2000 Jahren bauen Menschen ihre Wohnungen an der Bucht, wo die Reuss den Vierwaldstättersee verlässt. Ob Luzern aus einem Fischerdorf entstanden ist oder ob eine Herberge an der schon in keltisch-römischer Zeit bekannten Route über den Brünigpass die Keimzelle von Luzern bildete, ist nicht bekannt. Der Name «Luzern» taucht erstmals in einer Urkunde aus dem Jahre 840 auf. Am 18. April 1178 hat der Abt des elsässischen Klosters Murbach zusammen mit seinem Bruder, der als Propst des Luzerner Klosters amtete, die Stadt gegründet.

Das bekannteste Bild vom mittelalterlichen Luzern erschien 1642 in der «Topographia Helvetiae» des Matthäus Merian. Das Werk besticht durch seine getreue topographische Wiedergabe und die Schönheit der Darstellung.



Die imposanten Türme der Abtei von Murbach im Elsass zeugen heute noch von einstiger Grösse.

Murbach – geistiges Zentrum

Im Jahre 678 wurde der königliche Hausmeister und Bischof von Autun, der heilige Leodegar, ermordet, weil er das ausschweifende Leben am königlichen Hof anprangerte.

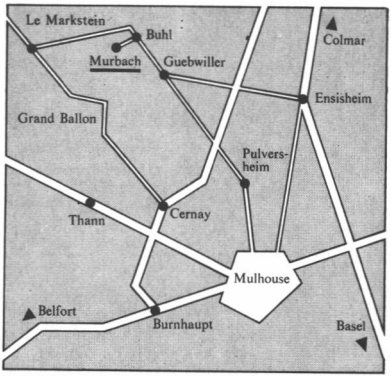
Zur Sühne dieser Untat wurde von 727 bis 734 das Kloster Murbach gebaut. Edle Mönche, die nach der Ordensregel des heiligen Benedikt von Nursia lebten, bezogen die Abtei und machten aus dem Gotteshaus eine grossartige Kulturstätte. Mitten in

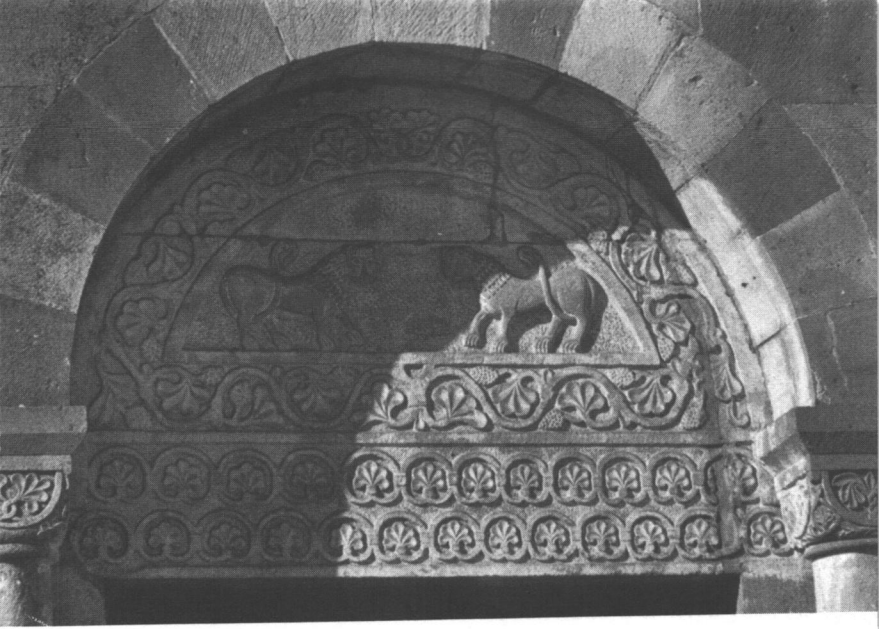
Luciaria – Luzern

Was bedeutet der Name?

Die älteste Schreibweise des Namens «Luzern» finden wir in einem königlichen Schriftstück, einer Urkunde aus dem Jahre 840. Dort steht der Name LUCIARIA. «Lucius» ist das lateinische Wort für «Hecht»; «aria» bedeutet Reuse oder Fischfalle: «Luciaria» bedeutet also «Hechtreuse».

Im 11. und 12. Jahrhundert deuteten die Benediktiner des Klosters im Hof den alten Namen «Luciaria» in «Lucerna» um. Sie taten es zur höhern Ehre ihres Gotteshauses, denn «Lucerna» bedeutet «Licht» oder «Leuchte». Noch heute nennt man die Stadt am Vierwaldstättersee gern «Leuchtenstadt».





einer einsamen, verträumten Landschaft gelangten Bildung und Wissenschaft zur vollsten Blüte. Murbach wurde zum geistigen Zentrum für das ganze Elsass und bildete eine Reihe von Wissenschaftern aus.

Bogenfeld im Südostportal der Abtei von Murbach mit wunderschöner romanischer Steinmetzarbeit aus dem 12. Jahrhundert.

Schenkungen

Schon früh wurde die Abtei von geistlichen und weltlichen Fürsten mit Ländereien beschenkt.

Um 800 kamen durch Schenkung auch ausgedehnte Gebiete der Innerschweiz unter die Oberhoheit der Elsässer Abtei, darunter Luzern, Küssnacht, Alpnach und Stans. Kaiser Lothar I., der Sohn Ludwigs des Frommen, erhielt die Länder Alemannien, Thurgau, Zürichgau und Rhätien zugeteilt.

Als er dem Benediktinerkloster Luciaria (Luzern) fünf freie Männer von Emmen schenkte und diese Gabe im Jahre 840 schriftlich bestätigte, tauchte der Name Luzern erstmals urkundlich in der Geschichte auf.

Im Jahre 1178 gelangten zwei Brüder aus dem Geschlecht der Eschenbacher, die ihren Stammsitz an der

Reuss bei Inwil hatten, zu höchsten Ehren: Konrad von Eschenbach amtete als Abt von Murbach, Ulrich von Eschenbach war Propst im Benediktinerkloster in Luzern.

Gründung der Stadt Luzern

Diese beiden Eschenbacher gründeten am 18. April 1178 die Leutpriesterei (Stadtpfarrei) in der Kapellkirche zu Luzern und setzten damit den Grundstein für die Stadt Luzern. Als erster Stadtpfarrer wurde der Priester Werner von Kriens ernannt.

Für 2000 Mark verkauft

In der Folgezeit strebte die durch den Gotthardverkehr wachsende Stadt nach grösseren Freiheiten und nach Unabhängigkeit. Es kam zu einer Entfremdung zwischen Murbach und Luzern; zudem belasteten wirtschaftliche Sorgen die Abtei.

Am 16. April 1291 erwarb König Rudolf von Habsburg das Kloster im Hof, die Stadt Luzern und 16 Bauernhöfe für 2000 Mark Silber (etwa eine Viertelmillion Franken). Vergebens wehrten sich die Luzerner gegen den Verkauf, den sie als Verrat betrachteten. Sie wurden im Juni 1291 vom Treue-Eid gegenüber ihren bisherigen Oberherren, dem Abt und dem Kapital zu Murbach, entbunden und dem Herzog Albrecht I. von Österreich verpflichtet.

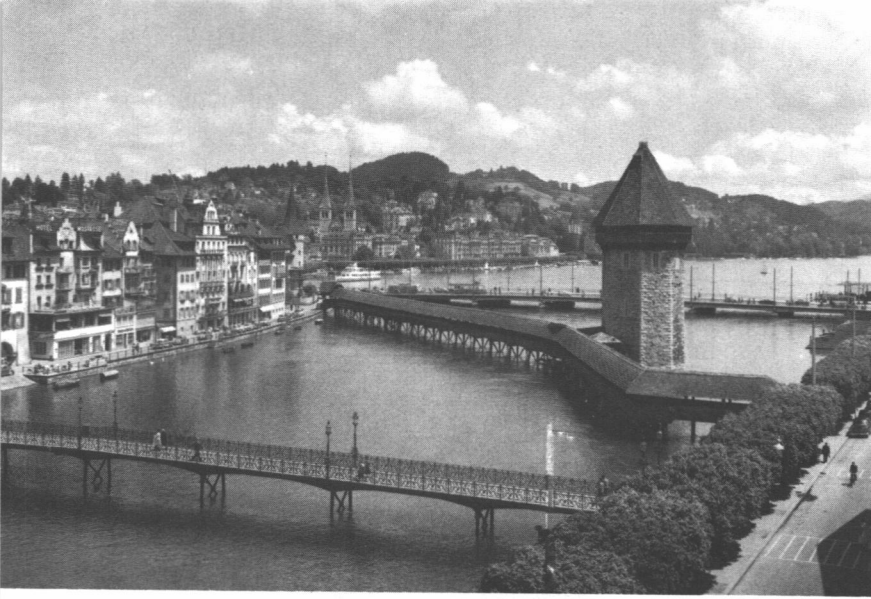
Die Luzerner gerieten dadurch ins Feindeslager der mit ihnen befreundeten Innerschweizer. Der Fernverkehr über den Gotthard, die Lebensader der Stadt, fiel zeitweise den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Habsburg-Österreich und den Innerschweizern zum Opfer. Die Luzerner wurden sogar gezwungen, gegen ihre bisherigen Nachbarn ins Feld zu ziehen.

Bund mit den Eidgenossen

Unter dem Druck der neuen Verhältnisse regte sich in der habsburgisch-österreichischen Grenzstadt der Wille zur Freiheit und zur Wiederherstellung der alten Rechte, die unter der neuen Herrschaft eingeschränkt worden waren.

1332 schlossen die eidgenössisch gesinnten Luzerner den Ewigen Bund mit den Urschweizern und sagten sich von ihren Herren los. Im Sempacherkrieg zwischen Habsburg-Österreich und der jungen Eidgenossenschaft erlebte das neue Bündnis seine Feuertaufe. Dem siegreichen Ausgang dieses Feldzuges verdankt Luzern seine Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft.

Die Hofkirche von Luzern mit den beiden stolzen Türmen, Wahrzeichen der 800 Jahre alten Stadt am Vierwaldstättersee. Schon 780 war an dieser Stelle, wie eine alte Urkunde berichtet, ein fränkisches Klösterlein. >



Luzern, die Brückenstadt, mit dem Wasserturm und der berühmten hölzernen Kapellbrücke.

Murbach zerfällt

Während des ganzen Mittelalters spielte Murbach eine grosse kulturelle und politische Rolle. Die Äbte standen in hohem Ansehen und genossen Sitz und Stimme im Reichstag. Die herrliche Klosteranlage und die Kirche galten als schönstes romanisches Bauwerk des ganzen Landes. Doch von der einst grossartigen Abtei sind nur Reste auf unsere Zeit gekommen.

1740 brachen die Murbacher Mönche das Langhaus der Abteikirche ab, um einen Neubau zu erstellen. Innere Zerwürfnisse und äussere Schwierigkeiten verhinderten den geplanten Neubau. 1759 räumten die Murbacher Kapitulare das Kloster und zogen nach dem benachbarten, weniger abgelegenen und freundlicheren Gebweiler (Guebwiller). Die Gebäulichkeiten der Abtei wurden 1789 von aufständischen Bauern vollends zerstört.

Der mächtige Chorbogen mit dem Chor und die beiden majestätischen Türme blieben erhalten. Sie bilden noch heute ein eindrückliches Beispiel romanischer Baukunst.

A. Schranz

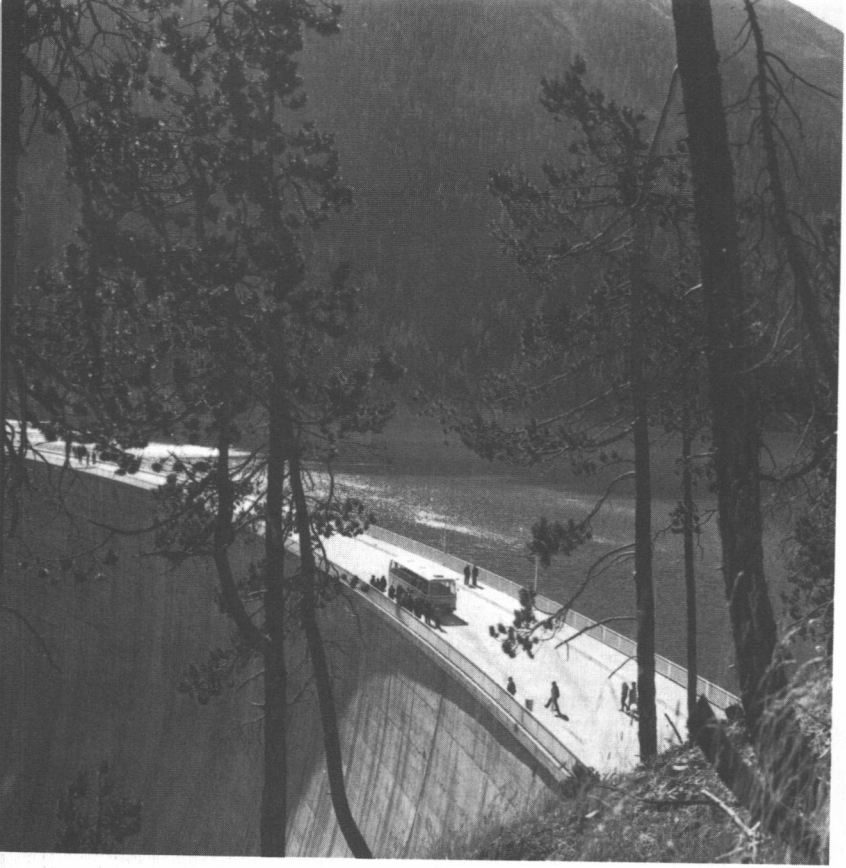
Sicher mit der Schweizer Reisepost

Wer kennt sie nicht, die gelben Alpenwagen mit den roten Streifen, mit den kraftvollen Motoren und dem schmetternden Dreiklanghorn?

Der Reisepostdienst ist wohl der traditionsreichste Dienstzweig der PTT-Betriebe. 1849, gerade nach der Gründung des Bundesstaates, wurde das Postwesen zur Bundessache, nachdem es zuerst von privaten Unternehmern und später von kantonalen Behörden geführt worden war. Sie alle, Private wie Kantone, hatten sich seit dem 18. Jahrhundert nicht nur mit der Beförderung von Briefen, sondern auch von Reisenden und Gütern befasst. Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Eisenbahn aufkam, sah sich die Reisepost in das dünnbesiedelte Mittelland und die Berggegenden verwiesen.

Die ersten Ansätze zu einem Automobilbetrieb reichen bis ins Jahr

Schulausflug im Postauto – ein unvergessliches Erlebnis für manches Kind.



1900 zurück. Doch erst die erste Alpenpostlinie – die Toggenburglinie (Nesslau–Wildhaus), die am 1. Mai 1918 eröffnet wurde – verhalf dem neuen Verkehrsmittel zum Durchbruch.

Das heutige feinmaschige Netz der Postautolinien ist die unentbehrliche Ergänzung zum Grobnetz der Bah-

In- und ausländische Feriengäste lernen auf den gutorganisierten Ausflugsfahrten im Postauto die Schönheiten der Schweiz kennen.

Gross ist die Zahl der Passagiere, die sich für eine Fahrt über die Alpenpässe der sichern Hand eines Postchauffeurs anvertrauen. >

nen. Die Post betreibt mit 1300 Postautos rund 600 Linien auf einer Gesamtstrecke von über 7500 km (Bahnen: 5000 km). Mehr als ein Drittel des Liniennetzes verbindet Siedlungen im Mittelland; die andern zwei Drittel verteilen sich auf das Alpen- und Voralpengebiet sowie auf den Jura. Die Kurslinien erschliessen rund 1600 abseits der Schiene gelegene Ortschaften und erfüllen als Zubringerverbindungen eine bedeutende volkswirtschaftliche Aufgabe.

Ihre sprichwörtliche Zuverlässigkeit verdankt die Reisepost vor allem der Qualität ihres Fahrpersonals. In ihrem Dienst stehen gegenwärtig rund 1300 Chauffeure. Die Anforderungen an die Bewerber sind hoch: Neben charakterlicher und körperlicher Eignung wird auch eine fachliche Ausbildung vorausgesetzt. Zudem hat sich der Wagenführer regelmässig ärztlichen und fahrtechnischen Kontrollen zu unterziehen.

Nicht minder streng sind die Dienstvorschriften. So ist dem Wagenführer der Genuss von Alkohol schon 6 Stunden vor Arbeitsbeginn und während der ganzen Dienstschicht untersagt. Am Lenkrad darf er nicht rauchen. Die Fahrbereitschaft seines Postautos überprüft er vor jedem Reiseantritt. Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Hilfsbereitschaft und Sprachgewandtheit sollen ihn zum «Kavalier der Strasse» machen. Mitverantwortlich am guten Funktionieren des Reisepostdienstes sind auch die Leiter und die Belegschaften der Garagen und Werkstätten, das Büropersonal der Poststellen und die Sachbearbeiter der Verwaltung.

Die Betriebssicherheit der Reisepost ist auch eine Frage des sachgemässen Unterhalts und der sorgfältigen Wagenpflege. Als «Stützpunkte» im weitverzweigten Netz stehen der Reisepost – dem grössten Strassentransportunternehmen des Landes – rund 60 eigene Garagen zur Verfügung, welche Kurswagen warten und instand halten. Grössere Arbeiten werden in den zwei Automobilwerkstätten Bern-Stöckacher und Schlieren ausgeführt, die mit den modernsten Prüfinstrumenten ausgerüstet sind und über vollständige Ersatzteillager verfügen.

Neben der Reisepost sind noch über 200 konzessionierte Unternehmungen, städtische Verkehrsbetriebe oder Überlandbetriebe im öffentlichen Verkehr tätig. Die Konzessionäre unterstehen betrieblich, technisch und tarifarisch der Aufsicht des Eidgenössischen Amtes für Verkehr. Die Entwicklung mancher Landesgegend wäre ohne die Erschliessung und Bedienung durch das Postauto undenkbar.

Dank der Zusammenarbeit der öffentlichen Transportunternehmungen können an jedem Bahnschalter Billette für 750 Postverbindungen bezogen oder Gepäckstücke aufge-

Stimmungsbild aus der Anfangszeit der Autopost in den Alpen: Station Gletsch um 1926.

geben werden; ebenso sind bei vielen Poststellen Billette mit Einbezug einer Bahnstrecke erhältlich, oder es kann Reisegepäck nach jeder beliebigen Bahnstation in der Schweiz spediert werden.

Mit dem weiteren Ausbau ihrer Leistungen wollen die PTT auch künftig einen namhaften Beitrag zur Erschliessung abgelegener Landesteile erbringen. Das Schwergewicht liegt immer mehr im Mittelland, die Reisepost wird Zubringer zu den grossen Agglomerationen und Industriezentren. Das Hinauswachsen der Städte auf das Land, die Schaffung von Satellitensiedlungen, die Parkplatznot in den Städten: sie rufen nach immer leistungsfähigeren öffentlichen Verkehrsmitteln. Dazu gehört auch in Zukunft das rasche und zuverlässige Postauto.

Wie man die Ortshöhe misst

Solothurn liegt 440 m, Freiburg 617 m, Saas Fee 1798 m, Jungfraujoch 3454 m über dem Meer.
Mit Recht fragt man: Wer hat diese Höhen gemessen und wie wurden diese Höhen gemessen?

Die Höhe des Bahnhofs über dem Meere könnt ihr überall ablesen, auf den Zentimeter genau. Das hat seinen Grund darin, dass man die Höhen entlang der Eisenbahnschienen gemessen hat. Für den Fachmann bedeutet das keine Schwierigkeit. Seine Nivellierinstrumente erlauben ihm genaue Höhenbestimmungen entlang der Bahnkörper. Mit Zielfernrohren kann er von einer Messlatte zur anderen anvisieren, auf den Millimeter genau.
Heute misst man lieber entlang der Landstrassen, weil sich Bahnkörper durch die steten Erschütterungen senken können. Von der also gewonnenen Höhenmarke aus stellt man dann die trigonometrischen Punkte fest, das sind alle Hügel oder sonstwie beachtlichen Erhebungen, wie sie auf den sogenannten «Generalstabskarten» im Massstab 1: 100000 eingezeichnet sind.
Warum aber misst man alle Höhen vom Meeresspiegel aus? Weil man früher annahm, dass die Meere überall gleich hoch seien, dass es also ein «Normalnull» gibt. Heute wissen wir, dass die Höhe des Meeresspiegels differiert, so dass also jedes Land, ja sogar jeder Hafen sein eigenes Normalnull hat.
Vor etwa 80 Jahren einigte man sich, für Deutschland das Mittelwasser des Amsterdamer Pegels als Normalnullpunkt zu nehmen. Von hier aus peilte man einen Punkt der alten Berliner Sternwarte an, der 37 m über dem Amsterdamer Nullpunkt lag. Nun hatte man für Deutschland eine feste Höhenmarke, von wo aus alle anderen Höhenmessungen durchgeführt werden konnten. In Österreich richtet man sich nach dem Mittelwasser der Adria, das zwischen dem Hochwasser und dem Niedrigwasser (Flut und Ebbe) liegt.
Die Schweiz aber richtet sich nach keinem Meer, sondern nach der Siegfriedkarte, wobei der Pierre du Niton im Genfersee mit 376,9 m angenommen wurde.
Trotz der Kugelgestalt der Erde sind die Meere nicht gleich hoch. In der Nähe der Kontinente steigt das Meer an, sogar ganz beträchtlich, so dass man von einem Hafen aus eigentlich «abwärts» fährt. In der Mitte sind die

Blick vom Fuorcla Surlej (2760 m) auf den Piz Bernina (4055 m) und den Piz Roseg (3942 m über Meer).

Meere oft um 100 m tiefer als an den Rändern. Dass der Meeresspiegel nicht überall gleich hoch liegt, ist auch auf die grossen Gezeitenströme zurückzuführen, die unaufhörlich hin und her fluten, dann aber auch auf die Verschiedenheit der Wasserverdunstung, die natürlich in den Tropen viel grösser ist als in den Eismeeren. *U.*

Schätzen und messen

Meist führen wir auf unseren Wanderungen keine Messgeräte mit. Und doch kommen wir oft in die Lage, etwas messen zu müssen. Für das behelfsmässige Schätzen wissen wir einige Tips, die bei einiger Übung recht gute Ergebnisse ermöglichen.

Zuerst die Vorstellung und Erinnerung. Wir fragen uns: Ist die Distanz grösser oder kleiner als eine mir bekannte Strecke? Distanzen, die man sich gut vorstellen kann, sind z. B. ein Schiessplatz (300 m), eine Aschenbahn (80 oder 100 m), ein Schwimmbassin (meist 50 m), eine Brücke, die Flussbreite oder eine 1000-m-Strekke, die wir selber abgeschritten haben.

Zum Messen dienen auch unsere Körpermasse: die Körpergrösse, die gleich der Länge ist, welche bei ausgebreiteten Armen (Armspreize) von Fingerspitze zu Fingerspitze reicht. Wir verwenden als Mass die Länge des Mittelfingers, die Fingerspreize (Mittelfinger- bis Daumenspitze), die Elle (Ellbogen bis Fingerspitze) oder die Spanne (gespreizter Daumen bis Spitze des kleinen Fingers). Da sich alle diese Masse in jungen Jahren ändern, muss jedes Vierteljahr neu gemessen werden. Die Masse hält man am besten schriftlich im Notizbuch oder in der Agenda fest.

Für grössere Entfernungen nehmen wir das Schrittmass, wobei jedoch daran zu denken ist, dass die Schrittlänge bei einer Steigung von etwa 25 Grad nur halb so gross ist wie im ebenen Gelände und dass auch bei fallendem Gelände die Schrittlänge kürzer ist als in der Ebene, sie beträgt zwei Drittel der normalen Länge.

Grosse Distanzen zerlegen wir in Unterabschnitte und schätzen jeden Teil einzeln. Dann addiert man die geschätzten Entfernungen.

«Eingabeln»: Wir schätzen die maximal und die minimal mögliche Distanz und nehmen davon das Mittel.

Bei unübersichtlichem und schwierig zu schätzendem Gelände zählen wir die Schätzresultate aller Anwesenden zusammen und ziehen den Durchschnitt.

Wann schätzt man zu weit? In der Dämmerung, bei Nacht, im Knien oder Liegen, bei bedecktem Himmel, bei dunklem Hintergrund.

Wann schätzt man zu kurz? Bei Sonnenschein, bei klarem Himmel, bei grossen Wiesen oder Schneefeldern, über dem Wasser, bergauf oder bergab und bei hellem Hintergrund.

Eine weitere Schätzmethode ist auch

Der «Daumensprung» – eine Methode, Distanzen im Gelände zu schätzen.

der sogenannte «Daumensprung»: Man streckt einen Arm ganz aus, hält den Daumen in die Höhe und visiert mit einem Auge über den Daumen das Ziel an, das andere Auge bleibt dabei geschlossen. Ohne den Finger zu verschieben, visiert man nun mit dem andern Auge über den Daumen, wobei das erste Auge geschlossen wird. Wir stellen fest, dass der Daumen am Ziel «springt». Diese «Sprungdistanz» schätzen wir am Ziel. Den Abstand zum Ziel erhalten wir nun, indem wir mit 10 multiplizieren. Wenn wir anstelle des Daumens einen Bleistift als Visier benützen, wird das Resultat noch etwas genauer.

Mittelfingerlänge	_____
Spanne	_____
Elle	_____
Armspreize	_____
Fusslänge	_____
Schrittmass	_____
Kniehöhe	_____
Nabelhöhe	_____
Gürtellänge	_____
Lochabstand	_____
Blatt A4	210 × 297 mm
Blatt A5	148 × 210 mm
50-Rp.-Stück	⌀ 18 mm
10-Rp.-Stück	⌀ 10 mm
20-Rp.-Stück	⌀ 21 mm
1-Fr.-Stück	⌀ 23 mm
2-Fr.-Stück	⌀ 27 mm
5-Fr.-Stück	⌀ 31 mm
10-Fr.-Note	75 × 136 mm

Warum wird es Winter?

Während wir uns für den Winter rüsten, bereitet man sich in den Ländern der südlichen Halbkugel auf den nahenden Sommer vor. Dass auf den Frühling der Sommer folgt und auf diesen Herbst und Winter, finden wir selbstverständlich. Warum aber auf dem Erdball überhaupt ein Wechsel der Jahreszeiten eintritt, darüber machen wir uns wohl selten Gedanken.

Seit Jahrtausenden ist die Menschheit wie auch die Tier- und Pflanzenwelt darauf eingestellt. Und doch verdanken wir die Jahreszeiten eigentlich einer Laune der Natur – nämlich der schiefen Erdachse.
Die Erde, die sich auf einer scheinbaren Kreisbahn – in Wirklichkeit ist es eine ovale Bahn – um die Sonne dreht und sich bei dieser Sonnenumwanderung (in rund 365 Tagen) noch alle 24 Stunden um ihre eigene Achse dreht wie ein Kreisel, ermöglicht durch die Kreiselbewegung den Wechsel von Tag und Nacht. Nun steht aber der Erdkreisel nicht senkrecht in der Sonnenbahn, sondern schief.
Mit Hilfe eines einfachen Modells kann man sich das selbst klarmachen: man stellt in die Mitte eines ovalen Tisches (Erdbahn) eine brennende Kerze (Sonne), auf die rechte äussere Tischkante einen Apfel (Erdkugel), durch den vom «Nordpol» bis zum «Südpol» eine Stricknadel – so, dass das Nadelende oben herausragt – gesteckt wird. Um die «Taille» des Apfels zieht man einen Kreis – den Äquator. Jetzt dreht man die Stricknadel (Erdachse) am oberen Ende und neigt sie nach rechts über die Tischkante hinaus. In dieser Stellung sieht man deutlich, dass unsere nördliche Halbkugel weniger Licht empfängt als die südliche; wir halten ja den oberen Teil des Apfels von der «Sonne» weg, um die schräge Stellung der Erdachse zu demonstrieren. Am Nordpol geht in dieser Situation – die dem Monat Dezember entspricht – die Sonne niemals ganz auf. Jetzt wandern wir mit unserem Erd-Apfel auf der äussern Tischkante (Erdbahn) um die Sonne herum, die Stricknadel wird stets nach rechts geneigt. Wir kommen dabei – durch die ovale Tischform bedingt – der Kerzen-Sonne etwas näher als vorher. Ende März, also im Frühjahr, sind wir ihr am nächsten. Dann wandern wir weiter zum andern ovalen Tischende (Sommer). Unsere Erdachse neigt sich jetzt dem Tischinneren zu,

Verträumte Schneelandschaft bei Château-d'Œx in den Waadtländer Alpen.

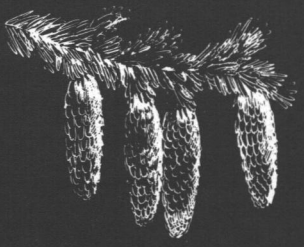
sie hat also dieselbe Stellung wie vorher. Nun sehen wir deutlich, dass unsere nördliche Halbkugel heller beleuchtet ist als die südliche und dass auf dem Nordpol die Sonne nie ganz untergeht, während sie auf dem Südpol nie ganz aufgeht. Weiter geht die Wanderung, wieder nähern wir uns der Sonne mehr als vorher, denn wir haben Herbst. Langsam kommen wir zu unserer Ausgangsstellung zurück. Es wird bei uns Winter. Das obere Stricknadelende ist dem Tisch abgewandt, und die schräge Erdstellung lässt uns weniger Sonnenlicht zukommen. Läge der Erd-Apfel gerade auf seiner Bahn um die Sonne, dann hätten alle Menschen immer dasselbe Klima, und es gäbe keinen Wechsel der Jahreszeiten.

Fichte oder Tanne?

Eine botanische Begriffsverwirrung

Alljährlich auf dem Christbaummarkt verwirren sich die Begriffe. Die meisten Leute möchten vom Händler einen «Tannenbaum» und bekommen – wie jedes Jahr – ihre Fichte.

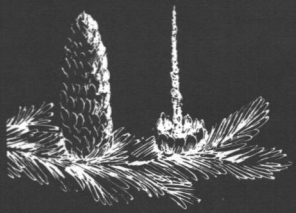
Die *Fichte* ist der bei uns weitaus am häufigsten vorkommende Nadelbaum; sie bildet von etwa 1200 Meter an bis zur Vegetationsgrenze den Gebirgswald und wird – nach der rauhen, rotgrau gefärbten Rinde – auch «*Rottanne*» genannt. Ihre Nadeln sind drei- oder viereckig und stehen rings um die Zweige. Ein wichtiger Unterschied zur Tanne ist dieser: Die Fichten-Zapfen hängen nach unten,



sie fallen auch als Ganzes ab. Auch die Wuchsform der Fichte ist charakteristisch: Die unteren Äste sind nach unten durchgebogen; im Gesamteindruck gleicht der Baum einer Pyramide in ihrer Schlankheit.

Bei der *Tanne* sind die Nadeln in zwei Zeilen an den Zweigen angeordnet, sie stehen wie gescheitelt. Die einzelnen Nadeln sind flach geformt, haben auf der Unterseite zwei weisse Streifen und sind an der Spitze eingekerbt. Die Tannenrinde ist grauweiss und glatt. Die Zapfen stehen auf den Zweigen und blättern in einzelnen Schuppen zur Reifezeit ab, so dass schliesslich nur noch eine nackte Spindel stehen bleibt.

Die *Silbertanne* wird auch Blaufichte genannt. Sie hat auffallend blaugrün



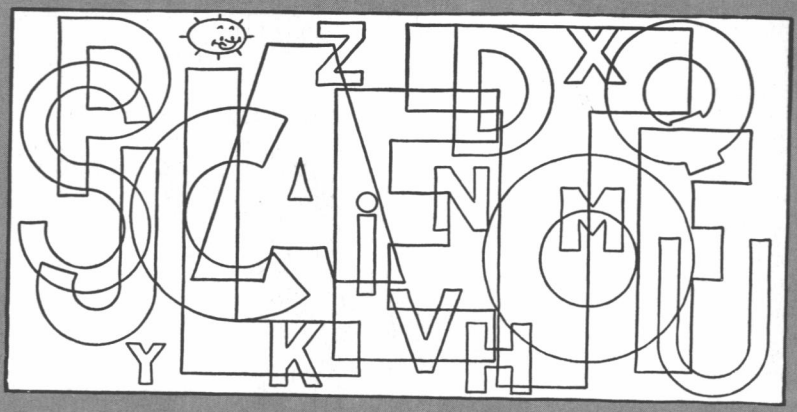
gefärbte Nadeln, ihre Heimat ist Nordamerika.

Kein Christ- aber wohl ein Nadelbaum ist die *Föhre oder Kiefer*, deren Nadeln wesentlich länger als die von Tanne und Fichte sind.

Vor allem die Fichte ermattet im warmen Zimmer sehr rasch. Ihre Nadeln bestehen aus einer unteren Schicht mit stark verdickten, mehr

oder weniger runden Zellen, die bei Wasserverlust keine nennenswerte Volumenverringerung erfahren. Darauf folgt nach oben eine Schicht aus einer Reihe von sehr zartwandigen, zahnförmigen, dreieckigen Zellen und schliesslich wieder eine zweireihige Schicht von dickwandigen Zellen, die sich aber bei Wasserverlust sehr stark zusammenziehen und dadurch das Gewebe an der Nadelbasis stark zusammenschrumpfen lässt. Die Ablösung der Nadel erfolgt entlang den zarten zahnförmigen Zellen und kommt durch den Unterschied im Zusammenschrumpfen zwischen der obersten und der untersten Schicht zustande – jetzt genügt schon eine geringe Erschütterung, um die Nadel zu lösen. *U.*

TESTESTESTESTEST



Ansehen – überlegen – antworten!
Schaut die vorliegenden Buchstaben genau an und versucht dann, folgende vier Fragen richtig zu beantworten:
1. Das Alphabet ist nicht vollständig. Es fehlen Buchstaben. Welche Buchstaben des Alphabetes fehlen?
2. Ist der Buchstabe T grösser gezeichnet als das L oder kleiner?
3. Welcher Buchstabe unserer Zeichnung berührt keinen andern Buchstaben, steht also ganz allein?
4. Welche Buchstaben berühren das E?

Andere Köpfe
Hast – Abel – Wüste – Igel
Horn – Ochse – Galle – Maus
Wenn ihr die Anfangsbuchstaben dieser acht Wörter durch die Buchstaben A, B, E, H, L, R, Ü, Z sinnvoll austauscht, so bekommt ihr neue Wörter.
Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben, der Reihe nach gelesen, den Namen einer Märchengestalt.

Ernst Schenker

Verbrannte Erde, sterbender Hochwald

Das Projekt einer Aufforstung des Talwaldes oberhalb Raron

Zwischen den BLS-Stationen Hohtenn und Ausserberg, oberhalb der Lötschberglinie, nicht weit vom beliebten Höhenweg entfernt, vernichtete zwischen dem 13. und 21. Mai 1971 ein Flächenbrand den jahrhundertealten Talwald. Die Brandursache ist unbekannt. Nur der einsetzende Regen konnte dem Feuer endgültig Herr werden. Von 1000 m bis auf 1850 m hinauf vernichteten die Flammen etwa 12 Hektaren Schutzwald.

Damit entstand eine akute Lawinen- und Steinschlaggefahr für den Weiler Rarnerkumme, das Dorf Raron und auch für die Lötschberglinie, beträgt doch die Neigung des Hanges 50–110%! Erst weiter oben, bei Prag, erlosch das Feuer, wo sich ein überwucherter Pfad zwischen den noch bestehenden Lärchen und Föhrengruppen teilt, um westwärts in das Ijolital und ostwärts in das Bietschtal hinab zu verschwinden. Menschen sind dort oben nur sehr selten anzutreffen, um so mehr Steinböcke und Gemsen, denn das ganze Gebiet gehört noch zum grossen Banngebiet des Aletschwaldes.

Die heute noch aufrecht stehenden Baumriesen werden in wenigen Jahren absterben, denn ihre Wurzeln sind verbrannt und stecken in einem

Überall im verbrannten Hochwald liegen verkohlte Baumleichen. In wenigen Jahren stehen diese Bäume nicht mehr, sie werden umfallen, denn das Wurzelwerk ist auch verbrannt, und der Waldboden hat sich in Staub und Asche verwandelt. Ein unheimlicher Wald, wo kein Vogel mehr singt und nur der Sturmwind durch die schwarzen Äste heult.

Ein trauriger Anblick: verkohlte und zerrissene Baumleichen.

Boden, der keine Nährstoffe und auch keine organischen Bestandteile mehr enthält. Und dazu befinden wir uns hier in einer der niederschlagsärmsten Gegenden der Schweiz, wo der Boden oft wochenlang der glühenden Walliser Sonne ausgesetzt ist.

Unmittelbar nach dem Brand haben die Gemeinde Raron, das Kreisforstamt Brig und die Lötschbergbahn die ersten dringenden Schutzmassnah-

men beschlossen. In einem Gutachten steht: «Das öffentliche Interesse und speziell der Schutz der BLS-Linie geben diesem Projekt einen besonderen Charakter und damit die Verpflichtung der raschen Verwirklichung durch Bund und Kanton.»
Man baute eine mit Lastwagen befahrbare Strasse von 3,60 m Breite bis hinauf auf 1380 m Höhe. Am Ende der Strasse wurde eine Seilkrananlage erstellt, um das Baumaterial direkt zur Baustelle zu führen. Die letzte Distanz von 800 m Höhendifferenz muss die Bauequipe durch den verbrannten Wald zu Fuss zurücklegen. Droben im gefährdetsten Anrissgebiet, auf 1850 m Höhe, stehen heute bereits die ersten Stahlwerke, 3,5 m hoch. 320 m Stahlschneebrücken in mehreren Reihen sind vorgesehen, zusätzlich müssen Erdterrassen zwischen den Aufforstungen das Gleiten des Schnees verhindern und die noch vorhandenen Pflanzen schützen. Weiter unten müssen weitere 900 m Stahlschneebrücken mit Gleitschutzelementen die Ansammlung der Schneemassen verhindern. Auf kahlen, steinschlaggefährdeten Felspartien werden 600 m Drahtseilwerke errichtet.
Die Bauequipe, berggewohnte Männer, lebt und arbeitet dort oben vom Frühjahr bis zum Einbruch des Hochwinters, fern jeder Bequemlichkeit, von Montag bis Freitag. Eine Frau besorgt die Küche.
«Das Wasser ist knapp hier oben, sowohl zum Waschen und Kochen als auch zum Bauen. Es muss jeder Tropfen aus dem Tal heraufransportiert werden. Aber es muss gehen», sagte sie tapfer.
Der verbrannte Waldboden soll sich im Laufe der Jahrzehnte wieder in richtigen Humus verwandeln, aber es dürfte zwei bis drei Menschenalter brauchen, bis hier wieder ein richtiger Hochwald seine Schutzfunktionen ausüben kann.

Stark verwittertes Kalkgestein kam nach dem Brand zum Vorschein, dazu noch in ungünstiger Schichtung. Eine solide Fundation bis hinab in den felsigen Untergrund war notwendig, bevor die schweren Stahlträger aufgestellt werden können.

Wasser ist lebensnotwendig

Das klare Bächlein, das sich durch sattgrüne Alpweiden schlängelt, der stiebende Wasserfall, der sich vom Felsen stürzt, der an schmucken Dörfern und stolzen Städten vorbeiziehende Fluss, der liebliche Teich im Waldesschatten, der tiefblaue See, der zum Baden einlädt: ohne sie könnten wir uns unsere Heimat kaum vorstellen.

Gewässer sind aber nicht nur lieblich, mächtig und eindrücklich – Wasser ist, wir wissen es alle, lebenswichtig.

In der Schweiz leben rund 6,5 Millionen Menschen, sie verbrauchen täglich etwa 2,3 Milliarden Liter Wasser. Der tägliche Wasserverbrauch beträgt rund 360 Liter pro Kopf. Wasser ist also kostbar, man kann es nicht unbeschränkt verbrauchen, und man darf es nicht unbeschränkt verschmutzen. Millionen von Lebewesen sind auf sauberes Wasser angewiesen. Ohne Wasser können weder Menschen noch Tiere noch Pflanzen leben, für alle ist sauberes Wasser lebensnotwendig.

S. 65: Zuhinterst im Schächental, oberhalb der Häusergruppe von Aesch (1234 m), stürzt der Stäuben in einem eindrücklichen Wasserfall über eine Wandstufe zu Tal.

S. 66/67: Im Bachsee (2265 m), der in einer Mulde am Fusse des Faulhorns (2680 m) liegt, spiegeln sich frühmorgens das Lauteraarhorn (4042 m), das Schreckhorn (4078 m), das Finsteraarhorn (4275 m) und das Grosse Fiescherhorn (4048 m).

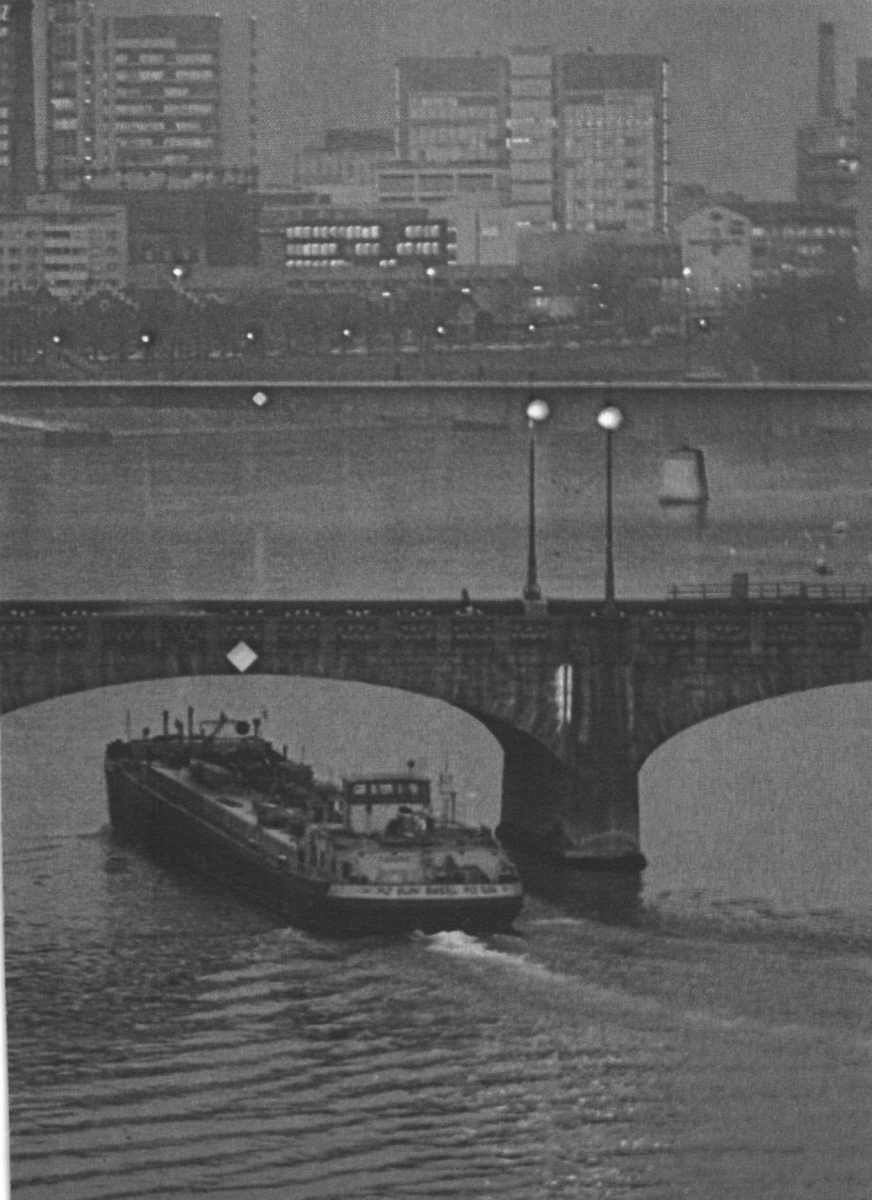
S. 68: Der romantische Lac des Brenets (750 m) ist in Wirklichkeit eine Verbreiterung des Doubs, der durch eine Felsbarriere von dreissig Meter Höhe aufgestaut worden ist.

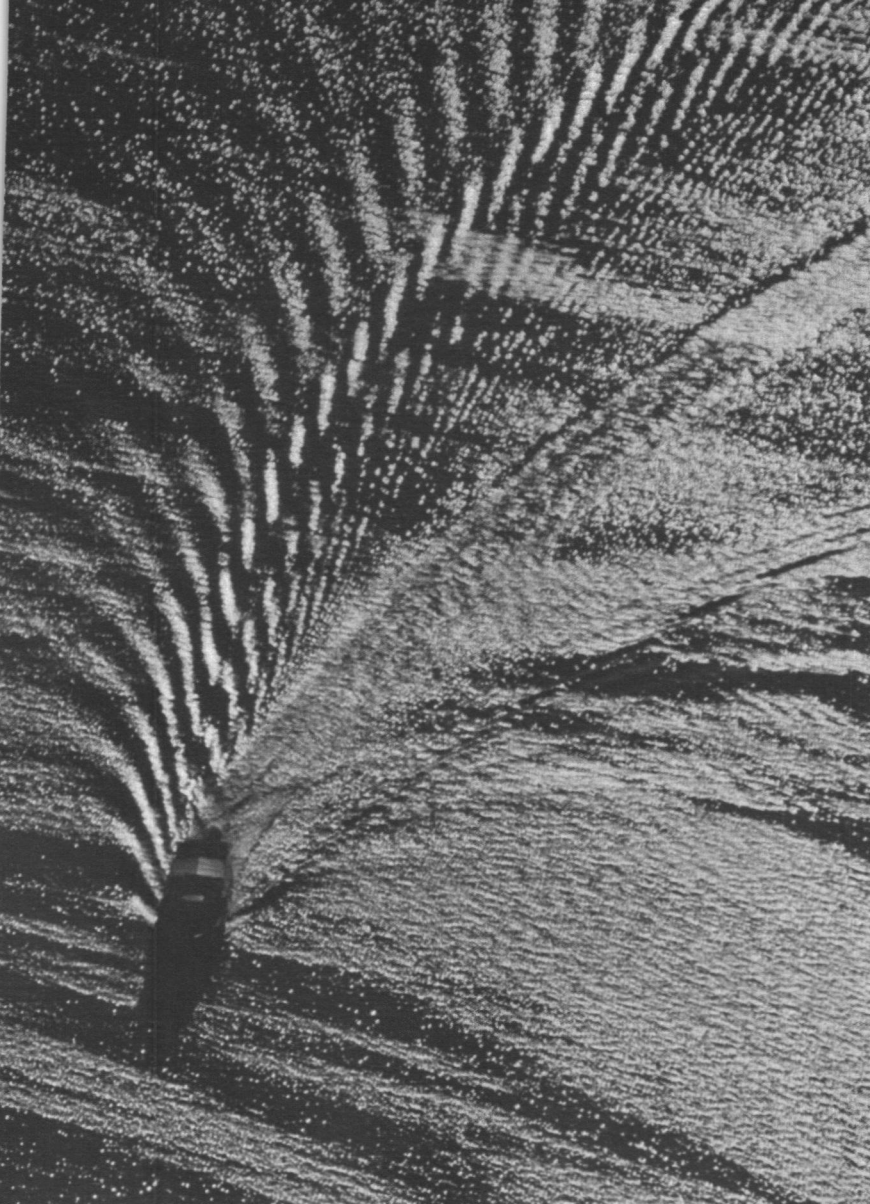
S. 69: Der Märjelensee (2367 m), einst ein berühmter Gletscherrandsee, war 1974 vollständig verschwunden. Heute berührt der klare Bergsee die Eismassen des Aletschgletschers nicht mehr.

S. 70/71: Blick vom Basler Münster rheinabwärts auf die Rheinbrücken und die mächtigen Bauten der chemischen Industrie. Von seiner wichtigsten Quelle, dem Lai da Tuma, hat der Rhein einen Weg von 375 km und ein Gefälle von 2097 m bewältigt.

S. 72: Zauberhafte Abendstimmung in der Bucht von Lugano.

Die Farbbilder wurden mit Erlaubnis des Walter-Verlages, Olten, dem prächtigen Bildband «Die Wasser der Schweiz» von Herbert Maeder entnommen.





Aktive Aussenpolitik

Die schweizerischen Interessen im Ausland zu schützen, die Beziehungen der Eidgenossenschaft zu den andern Staaten zu unterhalten, über die äussere Sicherheit des Landes zu wachen und seine Unabhängigkeit und Neutralität zu wahren: so lässt sich der Aufgabenkreis des Eidgenössischen Politischen Departementes (EPD) umschreiben, dem zurzeit Bundesrat Pierre Graber vorsteht.

Es gab Zeiten, da die Schweiz, nur auf sich bedacht, ihre Anstrengungen hauptsächlich auf die Festigung der inneren Ordnung richtete; doch bald musste sie sich der Umwelt weit öffnen, weil ihr Gebiet klein, der Boden an Schätzen arm und der Weg zu den Meeren weit ist und weil sie Kulturbereichen angehört, deren Mittelpunkte ausserhalb ihrer Grenzen liegen.

Besonders nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Schweiz ihre Aussenpolitik ausgedehnt und verstärkt, entsprechend dem Grundsatz der Universalität ihrer Beziehungen. Gerade wegen ihrer immerwährenden Neutralität, dank der sie sich aus zwei weltweiten Konflikten heraushalten konnte, musste die Schweiz tatkräftig mit denjenigen Staaten zusammenarbeiten, die den Wiederaufbau einer verwüsteten Welt und die Wiederbelebung der internationalen Beziehungen im Geiste des Friedens und der Rechtsgleichheit sichern wollten.

Bundesrat Pierre Graber, der Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departementes, wurde am 6. Dezember 1908 in La Chaux-de-Fonds geboren. In Bern und Neuenburg besuchte er das Gymnasium. Die Studien an der Universität schloss er 1931 mit dem Lizentiat der Rechte ab; 1933 erlangte er noch das Anwaltspatent. Nach politischer Tätigkeit in Gemeinde, Kanton und Bund wurde er 1970 zum Bundesrat gewählt.

Auch die Schweiz hat die Schlussakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) in Helsinki unterzeichnet. Unser Bild zeigt Bundesrat Pierre Graber beim Unterschreiben, in der Mitte der schwedische Ministerpräsident Olof Palme, links den Sonderdelegierten von Papst Paul VI.

Vielfältige Aufgaben

So vervielfachten sich innert 30 Jahren die Aufgaben des Politischen Departementes in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen, zum Beispiel:

- im Bereich der zweiseitigen Beziehungen: wegen der verstärkten Aussenpolitik ist die Zahl der Staaten, mit denen unser Land Beziehungen unterhält, zwischen 1945 und 1976 von 36 auf 138 angewachsen;
- im Bereich der mehrseitigen Beziehungen: weil die Lösung von Problemen, die auf diese oder jene Weise alle angehen, auch miteinander abgesprochen werden muss;
- im Bereich der humanitären Hilfe: diese ist – zusammen mit der Leistung «Guter Dienste» – ein traditioneller Bestandteil der schweizerischen Neutralitätspolitik; ihre Bedeutung wurde mit der Schaffung des Korps für Katastrophenhilfe im Ausland noch unterstrichen;
- im Bereich der Entwicklungshilfe: der Bundesrat hat einen Delegierten

für Technische Zusammenarbeit eingesetzt, der verantwortlich ist für Planung, Ausführung und Überwachung von Projekten unserer Entwicklungshilfe in der Dritten Welt;

- im Bereich der Betreuung der Schweizer im Ausland: dazu gehören der Ausbau der Sozialfürsorge für bedürftige, im Ausland niedergelassene Schweizer ebenso wie die Unterstützung von Landsleuten, die auf Auslandreisen in Schwierigkeiten geraten sind.

Idee und Wirklichkeit

Angesichts der Schwierigkeiten, welche heute die Finanzpolitik des Bundes zu überwinden hat, wäre es kaum sinnvoll, wenn das Politische Departement sich unerreichbare Ziele steckte. Man hat erkannt, dass es heute mehr denn je notwendig ist, die geschmeidige Organisation zu erhalten, die sich den stets wechselnden Gegebenheiten in den internationalen Beziehungen so gut wie möglich anpassen kann.

Trotz der namhaften Erweiterung seiner Aufgaben hat sich der Personalbestand des EPD in den letzten Jahren nur wenig verändert: Mit

Die Schreinerei von Otele (Kamerun) ist Teil eines grossen Hilfsprojektes, das von verschiedenen Ländern realisiert und auch vom schweizerischen Dienst für technische Zusammenarbeit unterstützt wird.

1740 Mitarbeitern liegt er sogar weit unter dem Bestand von 1946, als das EPD 1944 Mitarbeiter zählte.
Ein Drittel des Personals arbeitet in den Dienststellen der Zentrale mit ihren 5 Direktionen: in der Politischen Direktion, der Direktion für Völkerrecht, der Direktion für internationale Organisationen, der Verwaltungsdirektion und dem Dienst für technische Zusammenarbeit.
Der Rest, 1200 Mitarbeiter, verteilt sich auf die Aussenstellen. Dazu gehören die 86 Botschaften, die 5 Missionen und Delegationen bei internationalen Organisationen, die 93 Generalkonsulate und Konsulate; dazu kommen noch 70 Konsularagenturen.

Wirtschaft und Handel
Einen wichtigen Platz nimmt die Tätigkeit des schweizerischen diplomatischen und konsularischen Dienstes im Bereiche von Wirtschaft und Handel ein. Es geht vor allem darum, ständig die wirtschaftliche Entwicklung im Ausland zu verfolgen und unsere Exportindustrie über gesetzliche Massnahmen des Auslandes zu informieren, die den schweizerischen Export behindern könnten.
Ferner gehört dazu die für uns wichtige Exportförderung. Zu diesem Zweck informieren unsere diplomatischen Missionen und Konsulate die ausländischen Importeure über die Angebote der schweizerischen Industrie und unsere Exporteure über die Absatzmöglichkeiten auf ausländischen Märkten.

Konstruktive Zusammenarbeit
Trotz Finanzschwierigkeiten versucht das Politische Departement, auch mit begrenzten Mitteln seine Aufgabe im Dienste einer aktiven Aussenpolitik auf bestmögliche Weise zu erfüllen.
Ihr Wohlstand und ihre Neutralität auferlegen der Schweiz gewisse moralische Verpflichtungen gegenüber dem Ausland und erlauben es nicht, dass unser Land sich von der Völkergemeinschaft absondert.
Die Schweiz ist es sich schuldig, eng mit den Staaten zusammenzuarbeiten, die konstruktiv die grossen Probleme unserer Zeit zu bewältigen suchen. Sie muss auch immer darauf vorbereitet sein, ihre «Guten Dienste» anzubieten (gegenwärtig versieht sie 15 Mandate als Schutzmacht) und ihre traditionelle humanitäre Aufgabe durch konkrete Hilfeleistungen sowohl zugunsten der notleidenden Menschheit als auch allgemein zur Verwirklichung der Menschenrechte zu erfüllen.

Im ostanatolischen Erdbebengebiet errichten Freiwillige des Schweizerischen Katastrophenhilfskorps zusammen mit einheimischen Arbeitern Fertighäuser für die obdachlose Bevölkerung. >

P. W. Schnellmann

Instrument der Nächstenliebe

Zerstörungen, die Kriege oder Gewalttaten mit sich bringen, können wir irgendwie als unvermeidbare Folgen hinnehmen und sie zu verhindern suchen, indem wir gegen deren Ursachen ankämpfen. – Naturkatastrophen hingegen können wir weder voraussehen noch verhindern.

Vulkanausbrüche, Dürrekatastrophen, Erdbeben und Überschwemmungen bringen Tausenden von Menschen Not und Elend. Sie alle sind auf die Hilfe der andern angewiesen. Wir sagen mit Recht, dass

So sahen viele Dörfer nach dem verheerenden Erdbeben in Guatemala aus. Die Glocken der zerstörten Kirche von Santiago Sacatepequez hängen in einem behelfsmässig erstellten Glockenstuhl. Das Schweizervolk spendete rund 12 Millionen Franken, um der Bevölkerung des schwer getroffenen mittelamerikanischen Landes zu helfen.

Seit dem September 1972 ist Dr. Arthur Bill Delegierter des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland. Ursprünglich Lehrer, trieb ihn seine Überzeugung nach dem Kriege zur Übernahme von humanitären Aufgaben. Er war entscheidend beim Aufbau und der Organisation des Pestalozzi-Kinderdorfes beteiligt und vertrat die Schweiz bei den verschiedensten internationalen Kommissionen im Dienste des Friedens. «Unser Freiwilligenkorps konkurrenziert nicht die andern Hilfswerke, sondern unterstützt sie und arbeitet mit ihnen zusammen», sagte er.

dank den modernen Mitteln des Verkehrs und des Nachrichtenwesens die Welt kleiner geworden sei, und anerkennen damit, dass praktisch alle Länder der Welt auch einander zu Nachbarn geworden sind.

Wir dürfen dankbar feststellen, dass die Schweiz bisher nicht nur von Krieg und Unruhen, sondern auch von Naturkatastrophen grösseren Ausmasses verschont wurde. Darum hat sie sich auch von jeher zur Hilfe-

Die Schweiz stellt die zum Wiederaufbau nötigen Maschinen und Baumaterialien zur Verfügung, doch die Spezialisten des Freiwilligenkorps sind auf die Mitarbeit der einheimischen Bevölkerung angewiesen.

Schweizer Spezialisten des Hilfskorps beim Mittagessen zusammen mit türkischen Arbeitern. Es ist ein Prinzip des Korps, jeweils nur eine kleine Zahl von Spezialisten zu schicken, die mit einheimischen Kräften die Aufbauarbeiten an die Hand nehmen. So erstellten 15 Schweizer Freiwillige mit Hilfe türkischer Arbeiter in nur sechs Wochen in Ostanatolien die Fundamente für fünfzig neue Häuser, die dann mit in der Schweiz vorfabrizierten Elementen vollendet wurden. Selbst ein Minarett war eingeplant.

Die neuen Häuser in Guatemala sind solider gebaut als die vom Erdbeben zerstörten. Die meisten Bauern haben zum erstenmal in ihrem Leben gelernt, den Häusern gute Fundamente zu geben. Ihre Lehrmeister sind Spezialisten aus der Schweiz, aus einem fernen Land, von dessen Existenz die Guatemalteken zuvor kaum eine Ahnung hatten. >

leistung an Notleidende verpflichtet gefühlt.

Katastrophenhilfe

Nach der Erdbebenkatastrophe in Mazedonien im Spätsommer 1963 reichten verschiedene Nationalräte Interpellationen und Motionen ein mit dem Ziel, in der Schweiz ein Freiwilligenkorps zu schaffen, das jeweils bei einer Katastrophe aktiv helfend eingreifen kann. Im August 1971 hatte der Bundesrat seinen Bericht fertig, und im Mai des folgenden Jahres wurde der «Delegierte des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland» ernannt.

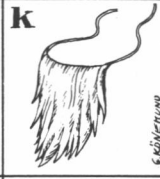
Mit Dr. Arthur Bill, der beim Aufbau des Kinderdorfes Pestalozzi mitgewirkt hatte und der schon in die verschiedensten internationalen Institutionen im Dienste humanitärer Anliegen delegiert worden war, hat man für diese sicher nicht leichte Aufgabe eine in jeder Hinsicht geeignete Persönlichkeit gefunden.

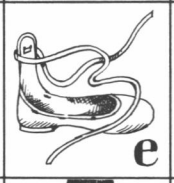
Dem Delegierten stehen heute rund tausend Freiwillige zur Verfügung, und es mangelt auch nicht an Einsatzmöglichkeiten. Denken wir nur an die Dürrekatastrophe in der Sahel-Zone, die schweren Erdbebenkatastrophen in der Türkei, in Guatemala, im Friaul und in Rumänien!
Es geht dabei nicht etwa darum, die vom Bund zur Verfügung gestellten oder die durch Sammlungen aufgebrachten finanziellen Hilfsmittel den Landes- oder Provinzregierungen zu übergeben, sondern es geht darum, ihnen eine wirklich aufbauende Hilfe zu gewähren, die an Ort und Stelle von den Spezialisten des Katastrophenkorps in enger Zusammenarbeit mit der betroffenen Bevölkerung geleistet wird. Eine Hilfeleistung, die vielgestaltig ist und ebenso viel intelligente Organisation verlangt.
Für die Schweizer sollte es selbstverständlich sein, immer wieder Mittel und Wege zu suchen, wie man den vom Unglück betroffenen Mitmenschen helfen kann, in welchem Lande sie auch immer wohnen!

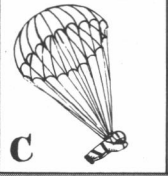
TESTESTESTESTESTESTEST

was gehört zu wem?

Wer schafft es am schnellsten, die richtigen Sachen den richtigen Leuten zuzuordnen? (Zu wem der Fussball gehört, ist ja wohl allen klar.) Aber auch die übrigen Bilder zusammenzubringen, wird eure hellen Köpfe nicht allzu sehr beanspruchen.







Werner Catrina

Elektrischer Strom aus Ebbe und Flut

Ebbe und Flut gehören zu den gewaltigen, bis jetzt kaum genutzten natürlichen Energiequellen unseres Planeten. Ein einziges Kraftwerk erst produziert mit Hilfe von Ebbe und Flut elektrische Energie: das Gezeitenkraftwerk am Fluss Rance, nahe der bretonischen Stadt St-Malo.

Schon seit Jahrzehnten bildete die Mündung der Rance eine Herausforderung an die französischen Planer. Wie nur wenige Punkte in Europa, bot die Atlantikküste bei St-Malo ideale Voraussetzungen für den Bau eines Gezeitenkraftwerkes. Im Laufe der Jahrtausende haben Ebbe und Flut die Flussmündung ausgewaschen: Gleich einem Fjord zieht sich ein zwanzig Kilometer langes Bekken von der Mündung ins Landesin-

Durch das bewegliche Wehr stürzen die Wassermassen bei Flut ins Becken der Rance; bei Ebbe wird das Wasser durch die Turbinen wieder ins Meer gelassen.

nere. Bei Flut kann der Meeresspiegel über zehn Meter steigen, ein überdurchschnittlich hoher Wert. Im abgeschlossenen Mittelmeer verändern die Gezeiten die Höhe des Wasserspiegels nur um einige Dezimeter; den Rekord hält die Fundy-Bay an der Ostküste Kanadas, wo die Differenz bei Springfluten 15 Meter beträgt.
Die Gezeiten werden im wesentlichen durch den Einfluss des Mondes und den Stand der Sonne bestimmt. Die Umdrehung der Erde, die Massenbewegung der Ozeane und die Küstenformationen bewirken, dass die Gezeiten in unterschiedlichen Stärken und Intervallen auftreten.

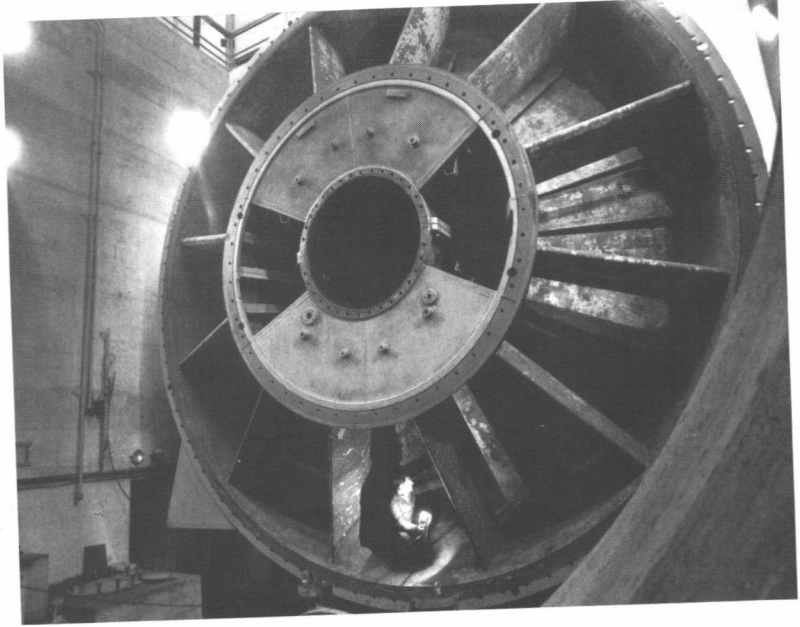
Eine anspruchsvolle Aufgabe

Starke Unterschiede zwischen Ebbe und Flut, ein ausreichendes Staubekken und eine natürliche Verengung der Flussmündung etwa drei Kilometer im Landesinnern bildeten die Voraussetzung für das Pilot-Projekt französischer Ingenieure. Leicht machte es ihnen die Natur trotzdem nicht!
Zweimal täglich donnern rund 100 Millionen Kubikmeter Wasser vom Atlantik her durch den 700 Meter breiten Engpass zwischen der «Pointe de la Brebis» und der «Pointe de la Briantais» ins Mündungsbecken und wieder zurück in den Ozean. In diesen alle sechs Stunden wiederkehrenden Strudel musste die Barriere gestellt werden, nicht ein kompakter Damm, sondern ein kompliziertes Bauwerk, das Stauwehr, Turbinenhaus, Schleuse, Wasser-Regulator und Brücke zugleich sein musste.
Rund 25 Jahre brüteten Ingenieure über der Lösung des Problems, und immer wieder verschwand das Projekt in den Schubladen.
Im Januar 1961 begann man schliesslich mit den Arbeiten, und am 26. November 1966 weihte der damalige Staatspräsident de Gaulle das Kraftwerk ein. Dazwischen lagen sieben Jahre Bauzeit, in denen die heikelsten Probleme gelöst werden mussten.

Ein neuer Typ Turbinen

Das Herz des französischen Gezeitenkraftwerkes bilden 24 sogenannte «Knollen-Turbinen» mit einer Leistung von je 10 Megawatt. Die Aggregate liegen am Fuss des Dammes waagrecht im Wasser. Die Turbinen sind mit vier beweglichen Schaufeln

Der 750 Meter lange Damm ist ein kompliziertes Bauwerk. Er besteht (von links nach rechts) aus einer Schleuse, dem Maschinenhaus und dem beweglichen Wehr zur Regulierung des Wasserstandes. Die Strasse über den Damm verkürzt den Weg zwischen St-Malo und Dinard um 23 Kilometer. In der Feriensaison wird sie von einer halben Million Autos pro Monat überquert. >



Reparatur einer Turbine. Die Aggregate werden in regelmässigen Abständen überholt.

bestückt, die bei einer Drehzahl von 94 Umdrehungen pro Minute jede Sekunde bis zu 275 Kubikmeter Wasser durchlassen. Je vier Turbinen bilden eine Betriebseinheit, die zusammen arbeitet. Sie wurden so konstruiert, dass sie als Turbinen und als Pumpen arbeiten können. Die meiste Menge elektrischen Stromes wird produziert, wenn Wasser aus dem gefüllten Rance-Becken bei Ebbe ins Meer fliesst; die Aggregate produzieren aber auch Strom, wenn der steigende Atlantik die Flussmündung füllt.

Die Aggregate arbeiten täglich während rund 16 Stunden, das sind 6000 Stunden im Jahr. Wie uns der Direktor des Werkes, Dominique Roux, nicht ohne Stolz erklärte, verzeichnen die Turbinen trotz der Belastung durch das salzige Meerwasser nur wenig Ausfälle.

Positive Bilanz

Das Kraftwerk hat die optimistischen Prognosen noch übertroffen. Ein einziger Mann kann die Anlage bedienen; fünfzig weitere Angestellte sind mit Revisionsarbeiten und in der Verwaltung tätig.

Das Gezeitenkraftwerk produziert

netto, das heisst nach Abzug der für Pumpzwecke konsumierten Energie, 500 Millionen Kilowattstunden jährlich, etwa ein halbes Prozent des gegenwärtigen Jahresbedarfs. Zum Vergleich: Die Kraftwerke Marmorera in Graubünden produzieren bei zweimaliger Ausnützung des Gefälles in Tinzen und in Tiefencastel 400 Millionen Kilowattstunden.

Im Gegensatz zu den alpinen Wasserkraftwerken ist die Produktion der einzelnen Turbinen im Rance-Kraftwerk kleiner, weil sie nur im Rhythmus von Ebbe und Flut arbeiten können. Die Intervalle der Gezeiten sind unverrückbar: Es geht also darum, innerhalb des gegebenen Spielraumes ein Optimum an Wirtschaftlichkeit herauszuholen. Trifft die Flut zum Beispiel mitten in der Nacht ein, wenn der Stromverbrauch klein ist, wird mit billigem Nachtstrom zusätzlich Meerwasser ins Bekken gepumpt, damit man am Morgen möglichst viel der gefragten Energie produzieren kann. Ein wichtiges Instrument dafür ist das 115 Meter lange, bewegliche Wehr, wo je nach Bedarf bis zu sechs Tore geöffnet werden können, um Wasser in den Stauraum oder vom Stausee ins Meer zu lassen.

Das Gezeitenkraftwerk an der Rance kostete umgerechnet 400 Millionen Franken; es liefert den Strom zum gleichen Preis wie konventionelle Kraftwerke.

Weitere Projekte?

Energiefachleute aus aller Welt besuchen die «Usine Maremotrice de la Rance»; trotzdem hat dieses Werk noch keine Nachahmer gefunden. Auf unserem Planeten gibt es noch einige Dutzend Punkte, an denen die

Ein einziger Mann überwacht im Kommandoraum den Betrieb des grossen Kraftwerkes.

Kraft von Ebbe und Flut zur Gewinnung elektrischen Stroms nutzbar gemacht werden könnte. In England, in Korea und in Kanada existieren Projekte, die man immer wieder auf die lange Bank schiebt. Hauptgründe sind die immer noch relativ niedrigen Ölpreise und der forcierte Bau von Kernkraftwerken in aller Welt. Der 750 Meter lange Querriegel im Mündungsgebiet der Rance ist ein Denkanstoss; ein Beweis, dass moderne Technik und Natur sich harmonisch ergänzen können.

Fritz Bachmann

Meersburg am Bodensee

Dieses Jahr werfen wir unseren «Blick über die Grenze» auf die Stadt Meersburg und ihre wechselvolle Geschichte.

Am eindrucksvollsten zeigt sich dem Besucher aus der Schweiz die Stadt vom See aus. Ihr terrassenförmiger Aufbau ist dann deutlich erkennbar:

< *Das Alte Schloss mit dem Dagobertturm, die älteste heute noch bewohnte deutsche Burg, Wahrzeichen von Meersburg am Bodensee.*

Blick auf die Steigstrasse mit den alten malerischen Fachwerkhäusern. >

Hart am Ufer liegt die *Unterstadt,* eingerahmt links vom ehemaligen Domherrenhof und rechts vom giebelgeschmückten Gredhaus, dem 1505 erbauten städtischen Korn- und Kaufhaus; darüber erhebt sich, am Rande eines weichen Molassefelsens, die *Oberstadt* mit dem Turm der Pfarrkirche im Hintergrund, dem mittelalterlichen Alten Schloss und rechts davon den fürstbischöflichen Barockbauten aus dem 18. Jahrhundert.

Kaum an einem Ort am Bodensee sind die verschiedensten Zeugnisse einer wechselvollen Geschichte auf so engem Raum zusammengefasst.

Wechselvolle Geschichte

Wahrscheinlich ist Meersburg aus einer kleinen Siedlung von Fischern und Fährleuten entstanden. Der Merowingerkönig Dagobert soll hier eine erste Burg gebaut haben, um 628 nach Christus. Noch heute führt das Kernwerk des Alten Schlosses mit seinen gewaltigen Buckelquadern den Namen «Dagobertturm».

Anfangs 12. Jahrhundert taucht in den Urkunden der Name eines

Blick auf den Hafen von Meersburg mit dem 1505 erbauten Gredhaus, einem ehemaligen städtischen Korn- und Kaufhaus.

Die 1602 erbaute Schlossmühle mit dem hölzernen Wasserrad (Durchmesser: 8,5 m), Deutschlands älteste oberschlächtige Wassermühle. >

Adelsgeschlechtes auf: Liupoldus de Merdesburch (Merte ist die alte alemannische Form von Martin; Meersburg bedeutet also eigentlich «Martinsburg»). Später findet man dann den Namen «Merspurg» oder «Merisburc», woraus «Meersburg» entstand, die Stadt am Schwäbischen Meer.

Das Stadtwappen zeigt eine Burg über den Wellen des Sees.

Von 1211 bis 1802 war Meersburg ununterbrochen im Besitz der Bischöfe von Konstanz.

1233 erlangte der Bischof vom Kaiser Heinrich VII. für seine Stadt das Recht, auf der «Vorburg» einen Wochenmarkt abzuhalten; 1280 erhielt

die Stadt das begehrte Marktrecht. Wall und Graben und Stadtmauern wurden errichtet, und am 29. September 1299 verlieh der Habsburger König Albrecht den Bürgern die Rechte und Freiheiten der Stadt Ulm.

Doch schon 1334 wurde Meersburg in einen argen Bischofsstreit verwikkelt und während zwei Wochen durch ein Heer des Kaisers belagert. Erstmals, so berichtet die Chronik, sei damals von den Belagerern ein Geschütz verwendet worden, das mit seinem «herten don und klapf» die Leute furchtbar erschreckte.

Im 14. Jahrhundert entstand hart am Ufer des Sees die «Unterstadt», ein eigener Stadtteil mit einer dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Fischer und Schiffsleute, geweihten Kapelle.

Schwere innere Kämpfe erschütterten Meersburg im 15. Jahrhundert: Es kam zu einem offenen Kampf zwischen dem bischöflichen Herrn und den Bürgern. Die Stadt verlor dabei ihre Privilegien, sie hatte keinen Rat mehr und keinen Bürgermeister, sogar die Torschlüssel wurden den Bürgern weggenommen und die Trinkstuben geschlossen.

Doch auch diese schlimme Zeit ging vorüber.

1508 baute Bischof von Hohenlandenberg die alte trutzige Burg zu einem Wohnhaus um: der Dagobertturm wurde um die vier charakteristischen Staffelgiebel erhöht, vier runde Ecktürme wurden errichtet, und eine Stützmauer gegen die Steigstrasse wurde gebaut.

1526 verlegte dann der Bischof seine Residenz von Konstanz nach Meersburg.

Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts suchten die Pest und schwere Brände die Stadt heim, und im Dreissigjährigen Krieg brachten Gewalttaten und Plünderungen unabsehbares Elend.

Eine Blütezeit für die Stadt brach erst wieder im 18. Jahrhundert an, als sie von den baufreudigen, kunst- und prachtliebenden Fürstbischöfen grosszügig verschönert und durch prächtige Barockbauten bereichert wurde. 1740 begann man mit dem Bau des Neuen Schlosses.

1802 endigte die Herrschaft der Bischöfe, und Meersburg kam zum Grossherzogtum Baden. Eine neue Zeit brach an, man wollte jetzt «modern» sein: Alte Türme und Stadttore wurden eingerissen, auch die Stadtmauer verschwand bis auf wenige Reste beim Obertor – doch Meersburg wurde zu einem bedeutungslosen Landstädtchen.

Es war ein Glücksfall, dass der Freiherr von Lassberg, ein eifriger Sammler von Urkunden, Handschriften, alten Münzen und Bildern, das Schloss Meersburg kaufte. Längere Zeit lebte dort auch seine Schwägerin, die grosse deutsche

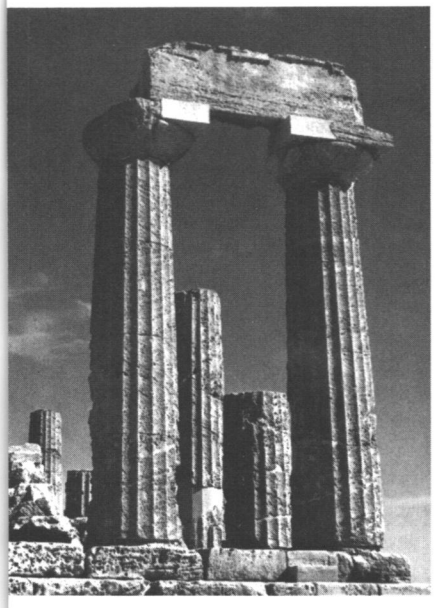
Das grosszügig angelegte Treppenhaus im Neuen Schloss, der ehemaligen Residenz der Konstanzer Fürstbischöfe.

Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.
Nach dem Ersten Weltkrieg erwachte Meersburg langsam wieder aus seinem «Dornröschenschlaf». Schulen und Strassen wurden gebaut, Häuser und alte Baudenkmäler renoviert, die Stadt wurde zu einem beliebten Fremdenkurort. Seit 1928 verbindet eine stark frequentierte Autofähre Meersburg mit Staad bei Konstanz. Unzählige Gäste besuchen jährlich die romantische Stadt, besichtigen die Zeugen ihrer ereignisreichen Geschichte, freuen sich an einem guten Mahl in einer der heimeligen Weinstuben und werfen vom «Känzele» aus einen Blick auf die sonnenüberstrahlte weite Fläche des Bodensees, hinüber zum Schweizer Ufer, bis zu den schneebedeckten Bergen des Berner Oberlandes, die in der Ferne aufleuchten.

Ernst Schenker

Macht und Grösse sind vergänglich

Macht und Grösse sind vergängliche Werte. Der Zeus-Tempel Akragas sollte alle Griechentempel an Grösse übertreffen, heute zeugen nur noch ein paar Tempelruinen in Agrigento von einstiger Macht und Grösse.



Ich suche im Schatten eines uralten Olivenbaums Schutz vor der Hitze. Im Norden leuchten auf einem Hügel die Häuser der modernen Stadt, südwärts ladet das Meer zum erfrischenden Bade ein. Und vor mir breitet sich das berühmte «Tal der Tempel» aus, ein Trümmerfeld, übersät mit riesengrossen Steinbrocken, Säulenresten und Steinplatten.

Der Riesentempel des Zeus, den die Bewohner des alten Akragas (so wurde Agrigento in der Antike genannt) durch Sklaven und Gefangene zu bauen begonnen hatten, hätte alle griechischen Tempel, auch jene des Mutterlandes, mit seinen 112,5 Metern Länge und 56,25 Metern Breite übertreffen sollen. Akragas war 581 vor Christus gegründet worden. 480 vor Christus hatten die Bewohner der Stadt die anstürmenden Karthager besiegt. Von da an nahm Akragas einen ungeahnten Aufschwung. Zwischen 200 000 und 800 000 Menschen sollen in ihren Mauern gelebt haben. Damals wurden auch die Tempel erbaut als Ausdruck der Macht und Grösse.

Aber 406 erschienen die Karthager wieder vor den Toren der Stadt. Diesmal konnte der blühende Ort der Zerstörung nicht entgehen. Verweichlichung und Luxus hatten die

Ein paar Säulen künden noch von der klassischen Harmonie des «Tempio della Concordia».

Bewohner geschwächt, so dass sie den wilden afrikanischen Kriegshorden nicht zu widerstehen vermochten. Die Tempel wurden verwüstet, die Bewohner getötet oder in die Sklaverei getrieben.

262 vor Christus kamen die Römer und eroberten die inzwischen wieder aufgebaute Stadt. Und noch einmal, 827 nach Christus, wurde die Stadt erobert, diesmal von den Sarazenen, die von Afrika herübergekommen waren. Sie regierten nur kurze Zeit, und dann teilte Akragas das Schicksal der anderen Städte in Sizilien: die Stadt wurde ein Provinzort.

Heute verkünden nur noch Ruinen den Ruhm der blühenden Stadt.

Der «Tempio di Giunione» (Juno-Tempel): Durch einen Brand im Jahre 406 beschädigt, von den Römern wieder aufgebaut, stürzte er, wie die andern Tempelbauten, bei einem Erdbeben wieder ein.

Prof. Thierry A. Freyvogel

Von Krankheiten, Schnecken und Würmern

Letztes Jahr war im «Mein Freund» von Spinnen und ihren Giften die Rede. Weit mehr als über Gifttiere wird am Tropeninstitut in Basel aber über Tropenkrankheiten und deren Übertragung von Mensch zu Mensch oder von Tier zu Mensch gearbeitet. Stichworte wie Malaria, afrikanische Schlafkrankheit und verschiedene Wurmkrankheiten mögen genügen. Dieses Jahr berichtet Professor Dr. Thierry A. Freyvogel, der Vorsteher des Schweizerischen Tropeninstitutes, von einer besonders weit verbreiteten Gruppe von Wurmkrankheiten: von den Schistosomiasen oder Bilharziosen, wie sie früher häufig auch genannt wurden.

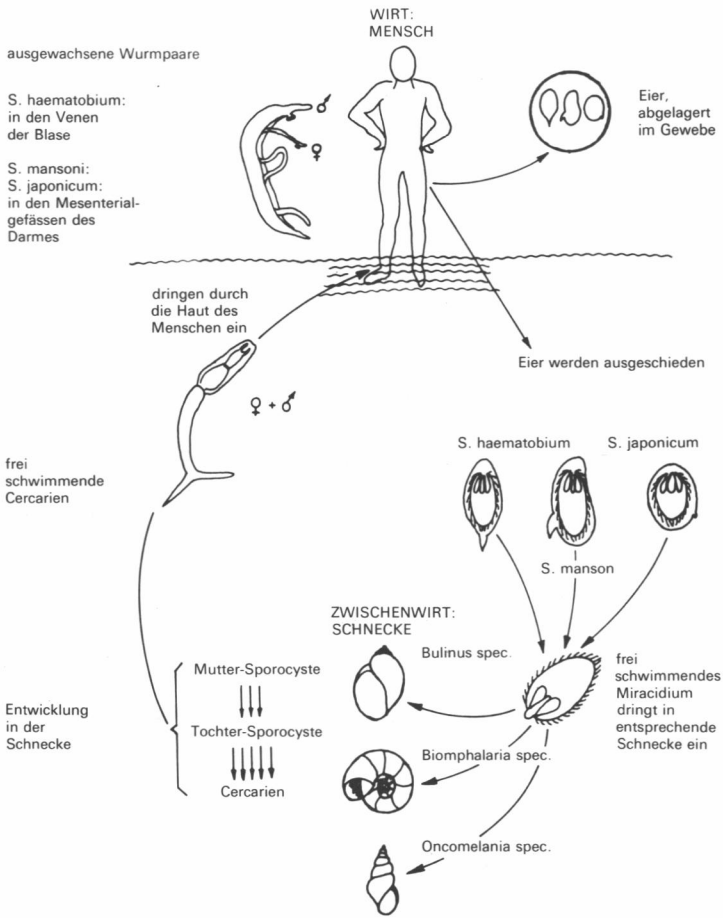
Erreger der Krankheit sind *Saugwürmer* (Trematoden) der Gattung *Schistosoma*, sogenannte Pärchen-Egel. Es gibt im wesentlichen drei den Menschen befallende Schistosomen-Arten: *S. japonicum* im Fernen Osten, *S. mansoni* in weiten Teilen Afrikas und in gewissen Gebieten Südamerikas und *S. haematobium* in Afrika. Die ersten beiden Arten rufen eine Krankheit des Dickdarmes, die dritte eine solche der Blase hervor. In allen Fällen kann die Krankheit schwere Folgen haben; sie ist deshalb in vielen Entwicklungsländern, besonders bei Bauern und Landarbeitern, von grösster Bedeutung.

Für die Biologen unter den Naturwissenschaftern sind die Schistosomen aus verschiedenen Gründen besonders interessant. Sie leben paarweise, wobei die Männchen je ein Weibchen in einer Längsrinne ihres Körpers tragen, ihr Weibchen also gewissermassen das Leben lang umschlungen halten. Ferner leben die Pärchen nicht wie andere Würmer im Darm, sondern in den Blutbahnen, wo die Weibchen auch ihre Eier ablegen. Die Eier müssen aus den Blutgefässen den Weg in das Darm-Lumen bzw. in die Blase finden, damit sie mit dem Stuhl bzw. dem Urin ins Freie gelangen. (Viele der Tausende von Eiern werden allerdings mit dem Blutstrom in andere Organe vertragen, vor allem in die Leber, wo sie dann zur Hauptursache der Krankheit werden.) Und schliesslich benötigen die Würmer für ihre Entwicklung *Schnecken des Süsswassers.* Gelangt ein Ei, etwa mit dem Urin, in einen Tümpel, in welchem auch ganz bestimmte Schnecken leben – im Falle von *S. haematobium* Wasserschnecken der Gattungen *Bulinus* und *Physopsis* –, so schlüpft zunächst

Wasserloch in Südwest-Madagaskar, an welchem, bei der Berührung mit Wasser, Menschen von Schistosomen befallen werden können. (Photo Dr. A. Degrémont)

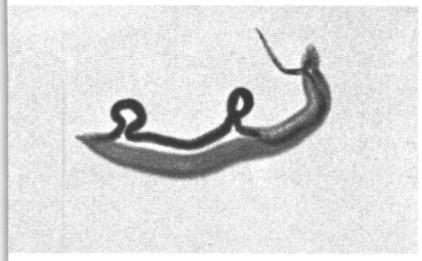
die 0,1 mm grosse «Wimperlarve». Diese sucht sich eine passende Schnecke, in welche sie sich mit Hilfe besonderer Drüsen einbohrt. Einmal in der Schnecke angelangt, wandert dieses mikroskopisch kleine Wesen die Schneckenwindungen aufwärts, bis es zur Schneckenleber findet. Da wächst die Larve, wandelt sich zu neuen Stadien um und vermehrt sich ungeschlechtlich; aus einer einzigen Wimperlarve können bis zu 300 000 «Zerkarien» entstehen! Diese sind etwa 0,4 mm gross, tragen einen gegabelten Schwanz, mit dessen Hilfe sie im Wasser schweben und sich fortbewegen können. Sie verlassen nach etwa einem Monat die Schnekke, um im freien Wasser nach einem Menschen zu suchen. Während des Badens, beim Waschen, beim Wasserschöpfen oder wenn man sonstwie mit dem Wasser in Berührung kommt, dringen die Zerkarien, wieder mit Hilfe besonderer Drüsen, durch die Haut in den Körper des Menschen ein.

Auf der Insel Madagaskar kommt *S. haematobium* im Süden vor. Die Schnecke, die als Zwischenwirt dient,



Die Entwicklung der Schistosomen im Menschen und in der Schnecke. Jede der drei Schistosomen-Arten benötigt eine bestimmte andere Schnecken-Art. (Skizze nach einer Zeichnung von Dr. B. Saladin)

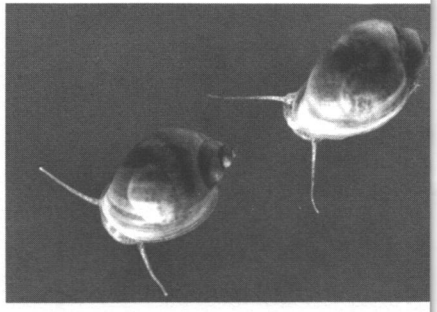
heisst *Bulinus obtusispira (B. o.).* Im selben Gebiet lebt aber auch eine andere Schneckenart, *Bulinus liratus (B. l.),* die als Zwischenwirt für Schistosomen, aus Gründen, die wir nicht kennen, ungeeignet ist. Beide



Schistosoma mansoni: hell das Männchen mit dem weibchentragenden Kanal, dunkel das Weibchen, dessen Vorderende das Männchen für die Eiablage überragt. (Photo Dr. B. Saladin)

Schneckenarten sehen sich so ähnlich, dass man sie nur mit komplizierten Methoden voneinander unterscheiden kann. Die Unterscheidung ist aber wegen der unterschiedlichen Fähigkeit der Schnecken, Schistosomen zu beherbergen, wichtig.
Ein Arzt und ein Naturwissenschafter des Tropeninstituts fanden nun, dass die beiden Schneckenarten wohl im selben Gebiet, aber fast nie im gleichen Gewässer vorkommen. In Laboratoriumsversuchen hielten sie beide Arten in denselben Becken und konnten zeigen, dass die Art, welche nicht Zwischenwirt ist, immer die Oberhand gewinnt. Diese, *B. l.*, frisst der andern Art, *B. o.*, welche Zwischenwirt sein kann, soviel Futter weg, dass sie weniger Eier legt und infolgedessen langsam ausstirbt; dazu kommt, dass *B. l.* erst noch die Eier von *B. o.* frisst, die eigenen aber nicht! Das Umgekehrte ist nicht der Fall: *B. o.* frisst keine Eier, weder die eigenen noch diejenigen anderer Arten. Gerne würde man wissen, wie *B. l.* in der Lage ist, die eigenen von artfremden Eiern zu unterscheiden!
Vielleicht kann man diese neuen Kenntnisse praktisch einsetzen. Es sollte möglich sein, Tümpel von *B. o.* zu befreien, indem man *B. l.* einsetzt. Und da nur *B. o.* zur Entwicklung von *S. haematobium* geeignet ist, sollte man auf diese Weise die Übertragung der Blasen-Bilharziose im südlichen Madagaskar unterbrechen können. Nur Versuche im Feld, in den Gewässern Madagaskars, werden allerdings zeigen, ob die Ergebnisse unserer Laborexperimente unter den natürlichen Bedingungen ebenfalls gelten.

Die Wasserschnecken Bulinus liratus (vorne links) und Bulinus obtusispira (hinten rechts). (Photo Dr. B. Saladin)



Carl Stemmler-Morath

Vorsicht – Giftschlangen!

«Ob es dort wohl Schlangen hat?» fragt sich bange mancher Lehrer vor einer Schulreise, mancher besorgte Vater vor einer Bergtour mit seinen Kindern.

In unserem bergigen Land, sei es in den Alpen oder im Jura, ist diese Sorge berechtigt und darf auch vom Tierfreund nicht verniedlicht werden. Im Gegenteil, ich kann nicht eindringlich genug bitten, auf Wanderungen die elementarsten Vorsichtsmassnahmen zu beachten. Befolgt man sie, so ist die Gefahr, auch in ausgesprochenem Giftschlangengelände, äusserst gering.

Eine Viper, aufgenommen in der Nähe von Muttenz.

Nicht jede Schlange ist giftig. Ja, es gibt grosse Gebiete in unserem Land, wo es überhaupt keine Giftschlangen, hingegen da und dort harmlose Schlangen gibt. Dies trifft besonders auf das schweizerische Mittelland zu. Doch gibt es auch wenige Orte im Flachland, vor allem in sumpfigen Gebieten, wo Giftschlangen, nämlich Kreuzottern, vorkommen können.

Alle Berggebiete unseres Landes hingegen sind «giftschlangenverdächtig», und zwar bis 3000 Meter über Meer, soweit es noch Mäuse, Eidechsen und Frösche gibt, die Hauptnahrung der Giftschlangen.

Ausgesprochen harmlos sind Schlangen, die sich im Wasser aufhalten, die tauchen oder die vom Land ins Wasser flüchten. Europäische Giftschlangen gehen nur dann ins Wasser, wenn sie ein Bächlein überqueren müssen oder wenn sie, wie es im Tessin oder am Genfersee schon beobachtet wurde, mit Treibholz bei einem Gewitter in den See geschwemmt werden. Treibholz, vor allem im Tessin, ist darum immer gift-

schlangenverdächtig, was sich besonders die merken sollten, die fürs Camping oder für ein Lagerfeuer Abfallholz suchen gehen.
Schattige, dichtbemooste, auf der Schattenseite gelegene Berghänge dagegen sind meist frei von Giftschlangen; doch man kann sich auch da nicht unbedingt darauf verlassen.

Wir merken uns
Wir merken uns darum folgende Regeln:

1. Nie berühren!
Ein Bundesgesetz verbietet das Fangen, Gefangenhalten und Töten von Schlangen, seien diese nun giftig oder nicht. Daran müssen wir uns halten; und darum lassen wir unsere Hände unter allen Umständen aus dem Spiel, wenn wir irgendwo eine Schlange sehen. Meistens flüchtet sie sofort ins nächste Versteck. Bleibt sie aber liegen, dann bleibt man stehen, bewegt sich nur wenig und beobachtet das Tier genau, man merkt sich seine Kennzeichen, um es später bestimmen zu können. Man darf dabei laut reden, denn Schlangen hören keinen Ton. Gefahr besteht jedenfalls nicht, denn es gibt bei uns keine angreifenden Giftschlangen, und springen kann keine Schlange der Welt.

2. Nie barfuss gehen!
Schlangen sehen sehr schlecht, hören überhaupt nichts, können aber mit

Eine Schwarzviper, bei Grindelwald beobachtet.

ihrem Bauch Erderschütterungen, wie sie etwa durch genagelte Schuhe hervorgerufen werden, wahrnehmen. Kommen wir nun barfuss, fehlen diese Erschütterungen, und die Schlange wird nicht gewarnt. Plötzlich schreckt sie auf, weil ein Fuss neben ihr auftritt, und – beisst blitzschnell zu.

3. Vorsicht beim Lagern!

Bevor man sich irgendwo im Gelände niederlässt, muss man den Lagerplatz zuerst kontrollieren. Niemals aber setze man sich auf Steingeröll, auf Streu- und Holzhaufen oder auf Heuschochen, die über Nacht im Freien lagen.

Besonders gefährlich sind im Tessin, im Engadin und im Wallis die hübschen Trockenmauern: Da kann man Vipern und Kreuzottern (diese nur im Engadin) schön oben auf dem Mäuerchen sich sonnen sehen; sie liegen aber auch gern, geschützt vor der Sonne, am Fuss der Mauer verborgen, in der Vegetation. Je heisser die Sonne brennt, desto weniger halten sich Schlangen ausserhalb ihres Versteckes auf. Besonders gefährlich ist die Zeit kurz vor und unmittelbar nach einem Gewitter.

Wurden bei der Kontrolle keine Schlangen entdeckt, so stampft man mehrere Male fest auf den Boden, um allfällig verborgene Tiere aufzuscheuchen. Kräftige Leute stemmen auch etwa einen schweren Stein hoch und lassen ihn zu Boden fallen, das vertreibt jede Schlange. Doch fasse man nicht mit den Händen unter den Stein, denn es könnte ja gerade dort eine Schlange versteckt sein...

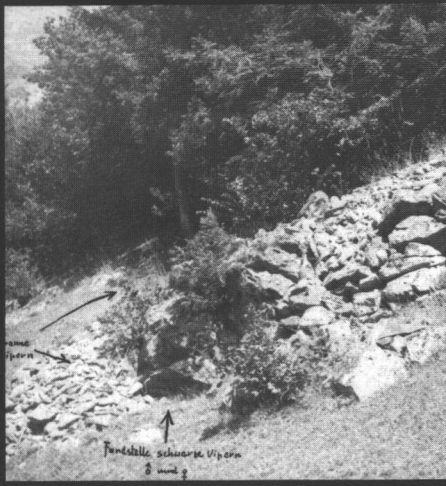
Auch beim Beerensuchen muss man genau hinsehen, ehe man zugreift; denn oft liegen Schlangen meterhoch etwa auf einem Himbeerbusch, um sich zu sonnen.

Die Römer waren da recht vernünftig: sie trugen im Winter, wo es keine Schlangen hat, ihre Sandalen; im Sommer aber zogen sie hohe Schuhe an. Auf Lateinisch heissen diese Schuhe «aestivali», was auf deutsch «die Sommerlichen» heisst; daraus entstand unser Wort «Stiefel».

Ein Kreuzotter-Weibchen, entdeckt auf einem Fels im Engadin.

Woran erkennt man Giftschlangen?
Da jeder Schlangenbiss vom Arzt behandelt werden muss, braucht man die äussern Kennzeichen der Giftschlangen nicht unbedingt zu kennen. Warnen will ich aber vor der unrichtigen Behauptung, nur Giftschlangen würden sich einrollen oder trügen dreieckige Köpfe. Das ist Unsinn!

Es gibt nur zwei sichtbare Kennzeichen der schweizerischen Giftschlangen: das sind ihre senkrechten Spaltpupillen und eine oder zwei kleine Schilderreihen zwischen Augen und Oberlippenschildern. Aber um diese erkennen zu können, muss man die Tiere in die Hand nehmen – und gerade das müssen wir unter allen Umständen vermeiden!



Auf diesem Geröll am Sustenpass fand Dr. Carl Stemmler-Morath gleich vier Vipern.

Gebissen – was nun?
Wird man von einer Schlange gebissen, dann kümmere man sich nicht weiter um die Schlange, sondern unterbinde das gebissene Glied zwischen Wunde und Herz mit einer Schnur, einem Schuhbändel oder einer Krawatte, am besten gleich an zwei Orten, und eile sofort zum Arzt. Die Unterbindung muss aber spätestens nach 20 Minuten gelockert werden.

Ein Kreuzotter-Männchen, im Engadin gefunden.

Zimmermann und Trommler zugleich

Als Titelbild des «Mein Freund» 1978 wurde ein Buntspecht gewählt.

Der Vogel trägt seinen Namen zu Recht, denn sein Gefieder ist recht bunt: auf der Oberseite schwarz mit weissen Schulterflecken, auf der Unterseite hell mit scharlachroten Unterschwanzdecken.
Der Buntspecht bewohnt ganz Europa sowie weite Teile Asiens. Er kommt in Wäldern, aber auch in Feldgehölzen und grossen Parkanlagen vor.
Spechte sind ausgesprochene Klettervögel. Die zum Klettern bestimmten Füsse haben zwei nach vorne und zwei nach rückwärts eingelenkte, bekrallte Zehen. Der Specht klettert, unterstützt von kurzen, heftigen Flügelschlägen, senkrecht und in Schraubenlinie aufwärts; abwärts klettern kann er nicht.
Spechte klettern, wenn sie Futter suchen, wenn sie mit ihrem starken Schnabel, der an der Spitze wie ein Meissel geschärft ist, die Rinde abklopfen und die Insektenlarven und Würmer aus ihren Schlupfwinkeln angeln; sie klettern, wenn sie ihre Baumhöhle, die Schlaf- und Niststätte zugleich ist, in kernfaule Stämme zimmern, dass die Späne nur so fliegen; sie schlafen sogar in Kletterstellung.
Raupen, Käfer, Spinnen, Insekteneier und -larven, aber auch Nüsse, Beeren und vor allem Kiefersamen gehören zur bevorzugten Nahrung der nützlichen Waldhüter. Die durch das Zungenbein verlängerte Zunge kann bei Nahrungssuche bis 14 cm über die Schnabelspitze hinaus gestreckt werden; sie ist mit Schleim überzogen und trägt vorn kleine Widerhäkchen, sie dringt in die kleinsten Ritzen der Rinde.
Spechte brüten nur einmal im Jahr. Im Februar lockt das Männchen durch schnelles, lautes «Balzgetrommel» auf einem dürren Ast das Weibchen an. Das Gelege besteht aus 6 bis 8 Eiern. Das Brutgeschäft übernehmen die Eltern abwechselnd. Das Schlupfloch zur Bruthöhle ist genau der Grösse der Vögel angepasst. Der Eingang führt zuerst ein wenig aufwärts, damit kein Regenwasser eindringen kann, dann mit einem starken Knick senkrecht abwärts. Bald nach dem ersten Ausfliegen werden die Jungen verjagt, sie müssen allein ihren Weg suchen. Spechte sind nämlich Einzelgänger, im Sommer dulden sie keinen Artgenossen in ihrem Revier.

Ursula Meier

Der Traum vom eigenen Pony

Ponys sind liebenswerte Tiere. Wenn wir ein Pony auf der Weide entdecken, möchten wir am liebsten gleich mit ihm Freundschaft schliessen. Nicht verwunderlich, dass sich daher so viele Mädchen und Buben ein eigenes Pony als Kameraden wünschen.

Bevor aber ein Pony angeschafft wird, muss man sich vieles gut und gründlich überlegen. Wir haben uns darüber mit Agnes Issenmann, einer Pony-Expertin, unterhalten.
Vor rund zwanzig Jahren bestellten sie und ihr Gatte in Island zwei Ponys für ihre vier pferdenärrischen Kinder. Diese beiden Robustpferde, wie Ponys auch genannt werden, die hinter dem Haus der Familie Issenmann

So süss ein kleines Pony ist, es gibt fast so viel Arbeit wie ein Grosspferd. Darüber muss man sich vor der Anschaffung eines «Robustpferdes» im klaren sein.

Ponys sind Herdentiere, sie sind nicht gern allein.

weideten, gehörten zu den ersten erwachsenen Islandponys, die in die Schweiz eingeführt wurden. Agnes Issenmann eignete sich dann aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen ein grosses Wissen über Ponys an; sie war auch massgebend an der Entwicklung des Pony-Sports in der Schweiz beteiligt.
Wie lauten nun ihre Ratschläge für Pony-Freunde und zukünftige Pony-Besitzer?

Eine genügend grosse Weide
Eines der ersten Probleme, das ihr mit euren Eltern besprechen müsst, ist die Platzfrage. Jedes Pony braucht das ganze Jahr über eine Weide von mindestens 2500 m², um sich wohl zu fühlen und gesund zu bleiben. Wer nicht das Glück hat, auf einem Bauernhof zu wohnen, muss möglichst nahe bei seinem Wohnort ein geeignetes Stück Weidland pachten. Es muss unbedingt von einem Zaun umgeben sein, sonst würden die Ponys, übermütig wie sie sind, bald das Weite suchen. Ponys sind nämlich Nachfahren der eiszeitlichen Urpferde. In ihren Herkunftsländern, zum Beispiel in Irland und auf Island, leben sie meist draussen in der Herde. Dennoch brauchen sie auf der Weide einen Unterstand mit drei oder dreieinhalb Wänden, der sie vor Wind und Kälte, hauptsächlich aber vor Hitze, Fliegen und Bremsen schützt.

Ponys brauchen Pflege

Ein Pony gibt fast soviel Arbeit wie ein Grosspferd. Darüber muss man sich vor der Anschaffung eines Robustpferdes im klaren sein!

Damit dein Pony gesund bleibt, musst du täglich seine Weide und den Boden des Unterstandes von Pferdemist reinigen. Das Pony muss pünktlich gefüttert werden und braucht immer frisches Wasser. Täglich trinkt es bis zu dreissig Liter. Im Winter, wenn es auf der Weide kein Futter mehr findet, musst du es mit fünf bis sieben Kilo Heu im Tag versorgen; und je nach seiner Beanspruchung als Reittier braucht es auch Hafer. Zur täglichen Körperpflege gehören auch das Kontrollieren und Reinigen der Hufe. Und vor jedem Ausritt muss das Pony gründlich gebürstet werden, damit es ganz sauber ist, Staub unter dem Sattel würde schmerzende Druckstellen verursachen.

Ponys sind gesellige Tiere

Pferde sind Herdentiere. Wohler fühlen sie sich, wenn sie mindestens zu zweit sind. Ist ein Robustpferd aber allein in seinem Gehege, so muss man sich um so intensiver mit ihm beschäftigen. Es will ausgeritten werden, und dazu braucht es einen guten Sattel und Zaumzeug. Kinder sollten sich nie ohne Reithelm auf ein Pferd setzen. Das gilt natürlich auch bei den Ponys, denn diese können genau wie Grosspferde ihre Reiter abwerfen, und da gilt es, Kopfverletzungen vorzubeugen!

Ein eigenes Pony zu besitzen – Traum so manches Mädchens, so manches Buben! >

Ein Pony, dazu Sattel und Zaumzeug, die persönliche Reitausrüstung – was noch fehlt, sind die Reitstunden: Du siehst, alles in allem kostet es viel Geld, ein Pony zu besitzen. Allein der Anschaffungspreis für ein gutes, ausgewachsenes Robustpferd liegt heute bei rund 4000 Franken. Junge Ponys werden zwar billiger angeboten, Pferde aber, die selber noch Kinder sind, eignen sich in ihrem Übermut und ihrem Unabhängigkeitsdrang überhaupt nicht dazu, von Mädchen und Buben geritten zu werden. Kein Pony sollte vor dem vollendeten dritten Lebensjahr eingeritten werden, Isländer nicht unter fünf Jahren. Ihre Knochen und Sehnen würden unter dem Gewicht des Reiters leiden.

Wir möchten noch zwei Bücher nennen, die Pony-Freunden viele wichtige Informationen vermitteln. Beide wurden von der erfahrenen Pferdekennerin Ursula Bruns geschrieben und sind im Albert Müller-Verlag, Rüschlikon, erschienen: «So sind Ponys» und «Unser Kind ist pferdenärrisch». Der zweite Titel richtet sich vor allem an eure Eltern, bei ihnen liegt ja der endgültige Entscheid, ob

ein Pony in eure Familie aufgenommen werden kann oder nicht.

Unvergessliche Erlebnisse

Ein Pony zu besitzen, ist schön und mit vielen unvergesslichen Erlebnissen verbunden. Ein Pony verlangt aber auch viel, sehr viel Verantwortung, Arbeit und Zuverlässigkeit, Pflichten, die Schulkinder meist nicht allein übernehmen können. Da müssen auch die Eltern und älteren Geschwister mithelfen.

Wenn der Traum vom eigenen Pony jetzt aus verschiedenen Gründen nicht wahr wird, so ist es auch später, wenn du erwachsen bist, noch schön, einen Kindheitstraum zu verwirklichen. Und manchmal geht dann vieles einfacher!

P. W. Schnellmann

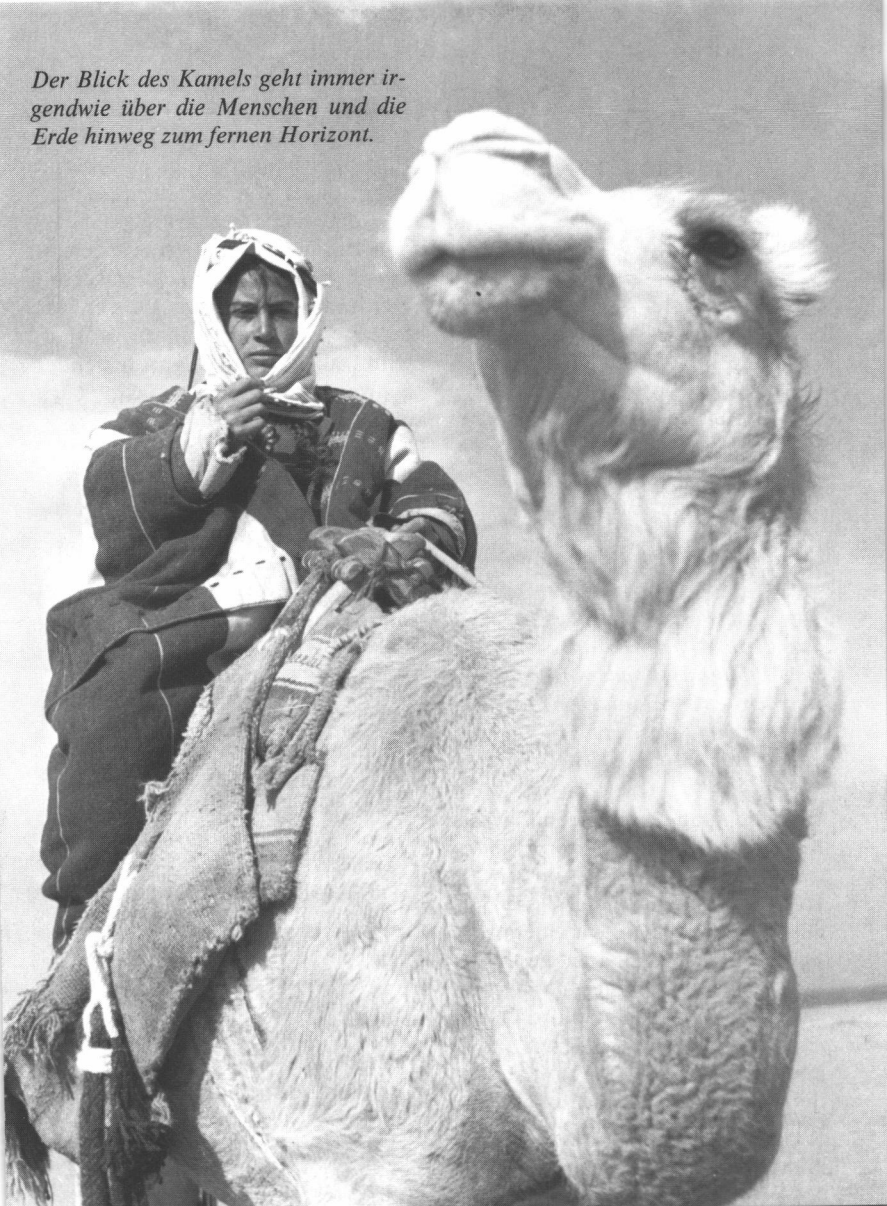
Des Propheten liebstes Tier

Als Mohammed seine Lehre verkündete, fuhren die Scheichs noch nicht in Luxusautos, hätten die Menschen ohne Kamel in der Wüste überhaupt nicht leben können.

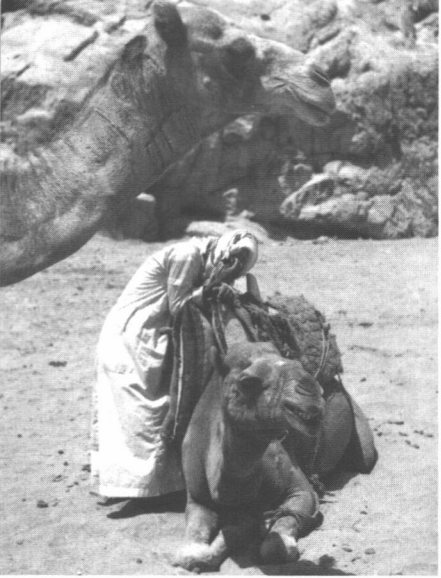
So ist es kaum verwunderlich, dass nach der Schöpfungsgeschichte der Wüstennomaden Gott von allen Lebewesen zuerst das Kamel geschaffen hat. Es war auch des Propheten liebstes Tier, da ihm eine Kamelkuh einmal das Leben rettete. Auf den Kamelmärkten behaupten noch heute geschickte Händler, dass ihre Tiere direkte Nachkommen jener Kamelkuh seien.

Die Beduinen halten das Kamel für ein intelligentes Tier. Vielleicht darum, weil es über die Menschen hinwegzusehen und mit seinen Augen immer den weiten Horizont zu suchen scheint…

Bei Rissani (Marokko) wird einmal in der Woche ein Kamelmarkt abgehalten. Wenn auch die Tiere kein Stammbaum-Dokument besitzen, so kennen Züchter und Käufer doch die verschiedenen Rassen und ihren Wert sehr gut.



Der Blick des Kamels geht immer irgendwie über die Menschen und die Erde hinweg zum fernen Horizont.



Die Last wird der Länge der Wegstrecke angepasst. Bei tage- oder gar wochenlangen Wanderungen beträgt sie höchstens dreihundert Kilogramm, auf kürzeren Strecken bis fünfhundert Kilogramm.

Legenden und Geschichten über das Kamel kann man sich von den Beduinen und Karawanenführern in Hülle und Fülle erzählen lassen. Im allgemeinen wissen wir aber recht wenig von den Realitäten dieses Tieres. Wir wissen lediglich, dass es sehr genügsam ist, tagelang ohne Wasser und Nahrung in der heissen Wüste leben kann.

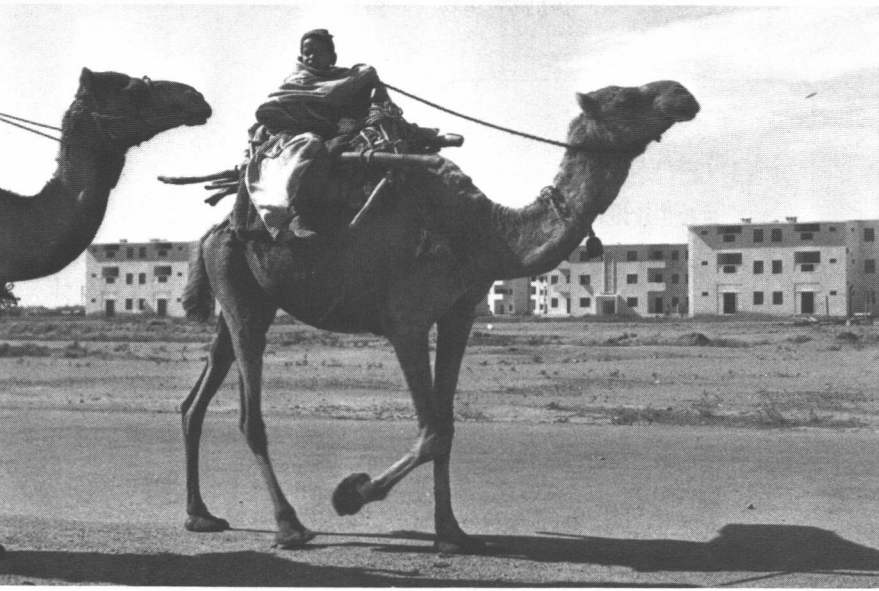
Bei uns gibt es ganze Bibliotheken voll Literatur über Hunde, Katzen und Pferde, aber kaum ein Buch über Kamele. So meinen noch viele Leute, dass das Tier in seinem Höcker Nahrung speichere, obwohl es mitsamt dem Höcker abmagert, wenn es längere Zeit nichts frisst. Für das lebensnotwendige Wasser besitzt es ebenfalls keine besonderen Vorratskammern oder Mägen, das Wasser verteilt sich auf den ganzen Körper, wird aber als Folge fehlender Schweissabsonderung nicht nach aussen abgegeben.

Tatsächlich scheint das Kamel für wasserarme Gegenden wie geschaffen, da seine Körpersubstanz nur zur Hälfte – bei einem Pferd sind es vergleichsweise vier Fünftel – aus Flüssigkeit besteht. Hat das Kamel jedoch Gelegenheit zu saufen, dann

Das Wort «Kamel» (griechisch «kamelos») stammt aus dem altsemitischen Wort «gamal».

Wir unterscheiden das *Dromedar oder einhöckerige Kamel* und das *Trampeltier oder zweihöckerige Kamel.*

Das Dromedar bewohnt die heissen Trockengebiete Nordafrikas und Arabiens; in Persien, Südwestafrika, Australien und Mexiko wurde es eingeführt. – Das Trampeltier bewohnte die Trokkengebiete Innerasiens; heute lebt nur noch ein kleiner Bestand in der Wüste Gobi.



kann es ohne weiteres bis 150 Liter Wasser in sich hineinschlürfen. Unbeschränkte Zeit kann es natürlich auch nicht ohne Wasser leben; darum ging es bei den Stammeskämpfen zwischen Wüstenvölkern fast immer um den Besitz von Brunnen und Oasen.

Wohl hat das Automobil heute zum Teil auch die Wüste erobert, hat man im Dienste des Tourismus gute Pisten oder sogar asphaltierte Strassen angelegt; trotzdem wird das Kamel nie vollständig aus der Wüste verschwinden, weil es dort noch immer das billigste und zuverlässigste Transportmittel ist. Mit einer Last von 300 Kilogramm wandert es pro Tag ohne Mühe zehn Stunden lang über den losen Flugsand und ist zufrieden, wenn es alle drei Tage zu fressen und zu trinken bekommt. Und es verliert dabei nur jeweils fünf Prozent seines Gewichtes.

Afrika hat sich modernisiert. Auf guten Pisten können heute auch Autos die Wüste durchqueren. Dennoch vermag das Auto das Kamel, das stolze «Wüstenschiff», nicht zu verdrängen.

Doch ist es nicht allein die Nützlichkeit, die den arabischen Völkern das Kamel so wert sein lässt. Mohammed war ein Kamelhirte, auf einem Kamel rettete er sich vor den Verfolgern nach Medina, und darum ist das Kamel das Symbol der Welt des Islams schlechthin geworden.

Werner Catrina

Hoffen auf Sonnenenergie

Die Sonne beliefert die Erde ohne Unterbruch mit gewaltigen Energiemengen. Ein Vergleich kann das eindrücklich veranschaulichen: Die bekannten Weltreserven an Erdöl betragen rund 85 Milliarden Tonnen, was ungefähr der Energiemenge entspricht, die von der Sonne während sechs Stunden auf die Erde gestrahlt wird. Die Sonnenenergie ist gratis, überall verfügbar und dazu noch umweltfreundlich. Wieso also wird diese naheliegende Energiequelle noch kaum genutzt?

Grosses Interesse

Die Ölkrise im Herbst 1973 hat uns plötzlich gezeigt, wie sehr wir vom Erdöl abhängig geworden sind. Rund 80 Prozent der in der Schweiz verbrauchten Energie gewinnen wir aus Erdöl, einem Produkt, das über Tausende von Kilometern in unser Land transportiert werden muss. Ein Grossteil des Erdöls kommt zudem aus politisch unsicheren Gebieten. Und man weiss, dass die Vorräte nur noch ein paar Jahrzehnte reichen werden.

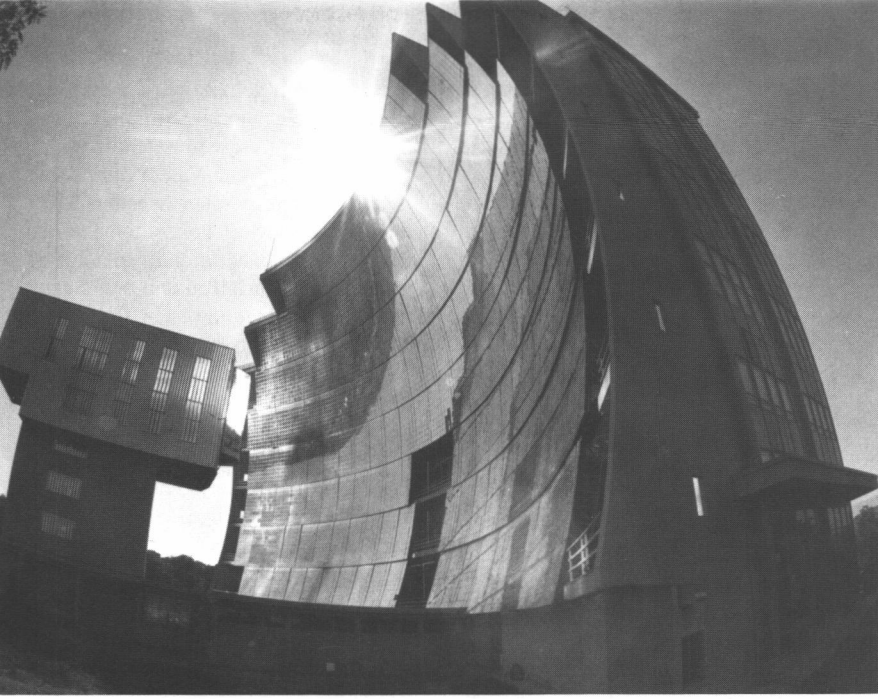
Als die Ölscheiche vorübergehend den Hahn zudrehten und kurz darauf die Ölpreise verdreifachten, begann man sich in Europa und Amerika fieberhaft nach neuen Energiequellen umzusehen. Die fast vergessene Sonnenenergie weckte plötzlich grosse Hoffnungen. Wie gross das Interesse für die Nutzung der Sonnenenergie in der Schweiz ist, beweisen die Tagungen der Schweizerischen Gesellschaft für Sonnenenergie. An der ersten Tagung dieser Gesellschaft im Dezember 1974 erschienen statt der erwarteten 150 Teilnehmer mehr als 400 Personen. Was der Meinungsaustausch vor vier Jahren ergab, gilt im wesentlichen heute noch: Man weiss zwar viel über die Sonnenenergie, man kennt die durchschnittliche Sonnenscheindauer in allen Teilen unseres Landes, die Nutzung der Sonnenenergie steht jedoch noch in den Anfängen.

Warmwasserbereitung im Vordergrund

Trotz der Probleme, welche die Nutzung der Sonnenenergie aufwirft, wird in aller Welt intensiv an der Nutzbarmachung dieser unerschöpflichen Energiequelle gearbeitet.

In der Schweiz steht die *Warmwasserbereitung* durch Sonnenenergie im Vordergrund.

Um Wasser bis zu 60 Grad zu gewinnen, arbeitet man mit einfachen Son-



Ein fast utopisches Gebilde: der Sonnenofen von Odeillo in Frankreich.

nenkollektoren. Das Funktionsprinzip dieser Strahlensammler ist einfach: die sogenannten Flachkollektoren weisen gegen die Sonne hin meist doppelverglaste Fenster auf, im Innern wird die Strahlung auf dunklen Flächen aufgefangen. Über die aufgewärmten Flächen fliesst Wasser, das erhitzt und in gut isolierten Speichern gesammelt wird. Das beste Ergebnis wird erzielt, wenn die Kollektoren nach Süden gerichtet sind und eine Neigung von 50 bis 70 Grad aufweisen.

Weil die Industrie in der Regel Wasser höherer Temperatur benötigt, als es die Kollektoren liefern, kommt diese Form der Warmwasserbereitung praktisch nur für Wohnungen in Frage.

Studien haben ergeben, dass in unserem Land theoretisch zwischen 200000 und 400000 Wohneinheiten für die solare Warmwassererzeugung in Frage kommen.

Fast ideal ist die Sonnenenergie zur Aufheizung von Schwimmbädern.

Hier ist nur eine geringe Erwärmung nötig, und zwar im Sommer, wenn die Sonne am intensivsten scheint. Ein paar sonnenlose Tage kühlen das Badewasser kaum ab. Für lange sonnenlose Perioden ist allerdings eine Zusatzheizung kaum zu umgehen.
Etwas schlechter sieht es bei der Warmwasserversorgung im Haushalt aus. Bei den heute üblichen Ölheizungen wird das für Küche und Bad benötigte Warmwasser im Kessel der Ölheizung erwärmt. Im Winter geht das einfach und kostengünstig zusammen mit der Raumheizung; in der restlichen Zeit aber muss der Ölbrenner nur für den Warmwasserbedarf laufen. Folge: viel Energie wird verbraucht, um verhältnismässig wenig Wasser aufzuheizen; zudem wird die Luft verschmutzt.
Hier nun besteht ein gutes Einsatzgebiet für die Sonnenenergie. Mehr und mehr Kollektoren werden installiert, um den Warmwasserbedarf im Sommer zu decken. Mit einer geringen Kollektorfläche lässt sich überraschend viel Öl einsparen. Ein gutisolierter 1000-Liter-Warmwasserbehälter reicht allerdings nur für ein paar sonnenlose Tage. Wer längere Schlechtwetterperioden überbrükken will, muss entweder eine Zusatzheizung installieren oder einen grossen und teuren Heisswassertank anschaffen.
Noch schwieriger zu lösen sind die Probleme bei der *Raumheizung*. Im Winter, wenn geheizt wird, fällt verhältnismässig wenig Sonnenenergie an. Die Heizenergie müsste darum in Form von warmem Wasser über Monate hinaus gespeichert werden. Um einen Energiewert von einer Tonne Erdöl über zwei Monate zu speichern wäre – unter Verhältnissen, wie sie in der Schweiz bestehen – ein Tank von 300 Kubikmetern Inhalt nötig.
Um ein Einfamilienhaus in unseren Breitengraden mit Sonnenenergie auch den Winter über zu heizen, wären sehr grosse Kollektorflächen und riesige Warmwasserspeicher nötig. Viele Häuser sind zudem für den Einbau von Sonnenheizungen ungeeignet, denn sie stehen im falschen Winkel zur Sonne, sind mangelhaft isoliert und haben zu kleine Dachflächen.
Hochhäuser hat man noch kaum in die Studien zur Nutzung der Sonnenenergie einbezogen, hier stellen sich noch fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Zum Beispiel: Wo soll man die Kollektoren in genügender Zahl montieren?
In Neubauten könnte man die Erfordernisse der Sonnenenergie leichter berücksichtigen. Leider wird diese Energieform in der Planung auch heute noch zuwenig berücksichtigt.

Sonnenkraftwerke in den Alpen

Aufsehen erregt hat der Vorschlag des Battelle-Forschungsinstituts in

Genf, der im Auftrag des Bundes entstand. Hier geht es um Sonnenkraftwerke in den Alpen, die mit mehreren Tausend Spiegeln von je 50 m² Fläche und einem zentralen Kollektor auf der Spitze eines Turmes arbeiten. Die Spiegel reflektieren das Sonnenlicht zum Kollektor auf der Turmspitze, wo Wasser erhitzt und Dampf erzeugt wird. Mit dem Dampf sollen Turbinen angetrieben werden, die einen elektrischen Generator betreiben.

Der Platzbedarf für derartige Sonnenkraftwerke ist gross, insgesamt hat man 192 Standorte in den Schweizer Alpen gefunden, die den Anforderungen entsprechen. Totalfläche: 120 km².

Ob in der Schweiz jemals derartige Grosskraftwerke arbeiten werden, ist ungewiss; denn die Opposition aus Kreisen des Natur- und Heimatschutzes dürfte nicht ausbleiben. Würde man rund 50 km² in den Alpen für Sonnenkraftwerke freigeben, liesse sich ungefähr soviel Strom gewinnen, wie das Kernkraftwerk Gösgen liefern wird.

Zukunftsaussichten

Wenn wir unsere Abhängigkeit vom Öl mildern wollen, müssen wir die Nutzung der Sonnenenergie verstärken. Wunder sind allerdings nicht zu erwarten, obwohl die Sonne kostenlos scheint! Wenn in den nächsten Jahren Hunderttausende von Häusern mit Kollektoren ausgerüstet werden, kann die Sonnenenergie bis 1985 vielleicht zwei Prozent des gesamtschweizerischen Energieverbrauchs decken.

Die Verhältnisse sind bei uns bedeutend ungünstiger als zum Beispiel in Israel oder dem Süden der Vereinigten Staaten, wo die Sonne länger scheint und die Kälteperioden viel kürzer sind als in der Schweiz.

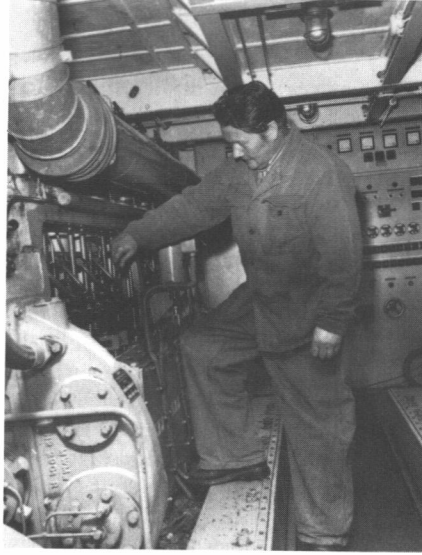
Forscher in aller Welt versuchen jedoch, die Nutzbarmachung der Sonnenenergie zu beschleunigen. Neben der Aufheizung von Wasser mittels Kollektoren und der Gewinnung von Energie durch grosse Sonnenkraftwerke wird auch die Entwicklung von *Solarzellen* vorangetrieben. Solarzellen wurden, da sie sehr teuer sind, bis jetzt praktisch nur in der Weltraumfahrt angewendet: sie wandeln Sonnenenergie auf chemischem Weg in Elektrizität um.

Zu lange haben wir – in der Schweiz wie in andern Industriestaaten – Energie gedankenlos verschwendet. Nach der Ölkrise sind wir energiebewusster geworden. Unsere Energieprobleme lassen sich auch mit Hilfe der Sonnenenergie nicht aus der Welt schaffen, die Energieversorgung unseres Landes wird auch in Zukunft auf verschiedenen Trägern beruhen. Trotzdem ist die Rückbesinnung auf die allgegenwärtige und umweltfreundliche Sonnenenergie notwendig und zukunftsweisend.

Ernst Schenker

Verjüngungskur für Schiffe

Das Schiff durchpflügte schon im Jahre 1835, also 12 Jahre vor Eröffnung der Spanisch-Brötli-Bahn, den Thunersee; vier Jahre später erschien es auf dem Brienzersee. Schiff und Eisenbahn konkurrenzierten sich dann jahrzehntelang, bis endlich 1913 der Schiffsbetrieb auf beiden Seen an die Bern–Lötschberg–Simplon-Bahn überging.



Revisionsarbeiten am Hauptmotor des MS «Bubenberg».

Mit dem Eintritt des Winters verschwinden die schmucken weissen Schiffe, sie werden in den beiden Werften Gwatt und Interlaken-Ost gründlich revidiert. Der Schiffskapitän, der hilfsbereite Matrose, der Kassier hinter dem Billettschalter, sie alle vertauschen ihre schmucke Uniform mit dem blauen Arbeitsgewand; denn sie sind fast alle Fachleute, jetzt können sie für ein paar Monate ihre Fachkenntnisse wieder anwenden.

Verschiedene Arbeiten müssen sofort erledigt werden: Motoren, Heizung und Wasserversorgungsanlagen werden auf Herz und Nieren geprüft; Schiffssteuerung, Fernzüge für Motoren und Getriebe sowie Verstellpropellerapparate werden gereinigt; dann erst kann entschieden werden, ob eine Totalrevision nötig ist.

Zu diesem Zweck wird das Schiff in der Werft mit der Schiffsaufzugeinrichtung, Helling genannt, auf Stapel genommen. Jetzt sitzt es tatsächlich auf dem Trockenen. Erst jetzt können auch die Unterwasserarbeiten beginnen, zum Beispiel die Reinigung der Schiffsschale innen und aussen.

Propeller, Stevenlager, Steuerruder werden überholt; nicht zu vergessen

der neue Farbanstrich, denn das Süsswasser frisst am Metall und seiner Farbe.
Die Dampfkessel werden alle zwei Jahre durch den Kesselinspektor einer Kontrolle unterzogen; eine Explosion auf dem Dampfschiff «Lötschberg», das auf dem Brienzersee noch heute in Aktion ist, könnte verheerende Folgen haben.
Jeden Winter werden drei bis vier Schiffe von Grund auf revidiert. Dafür stehen 20 Arbeitswochen zur Verfügung, pro Schiff also rund 6 Wochen. Im Winter ist der Personenverkehr, mit Ausnahme einer fahrplanmässigen Fahrt Thun–Beatenbucht

MS «Bern» auf Stapel. Ein Maler ist mit dem Unterwasseranstrich beschäftigt.

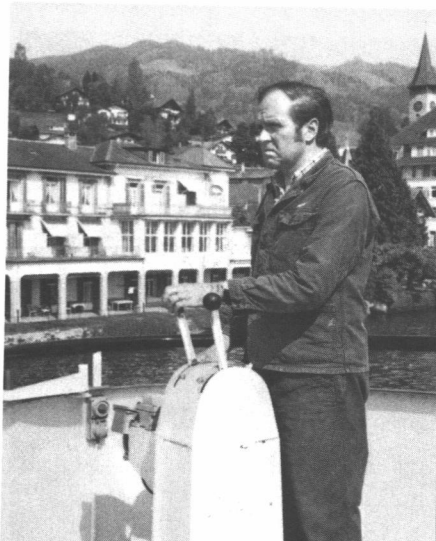
Die Ankerwinde wird von alter Farbe und von Rost befreit; nachher erhält sie einen neuen Farbanstrich.

und der Querverbindung Gunten–Spiez, eingestellt.
Die Schiffe werden im Herbst in die Werfthalle gezogen. Eine Neigung von 6% dient als Aufzugsbahn. Heute bringt eine moderne elektrische Schiffsaufzugswinde die Kolosse mühelos in die vorgeschriebene Lage; in der alten Werft in Interlaken-Ost mussten jeweils 70 Mann die 5 Erdspills von Hand bedienen!
Vor Ostern erscheint ein Vertreter des Eidgenössischen Amtes für Verkehr. Der verjüngte Dampfer muss auf einer Parforcefahrt seine Seetüchtigkeit beweisen. Mit Maximal-

MS «Interlaken» kurz vor dem mit Spannung erwarteten Stapellauf.

geschwindigkeit muss das Schiff Kurven fahren, die im normalen Passagierverkehr nicht in Frage kommen. Und das Schiff darf sich nur im vorgeschriebenen Neigungswinkel auf die Seite legen. Die Fachleute nennen dies Krängungsversuch.
Endlich ist es soweit: Das Schiff wird freigegeben, die Handwerker legen ihre Arbeitskleider wieder beiseite und verwandeln sich wieder in Schiffskapitän, Matrose und Kassier. Die BLS-Flotte ist eine wichtige Voraussetzung für das Gedeihen der Kurorte, die sich wie eine Perlenschnur an der Riviera des Berner Oberlandes hinziehen.

Heute zählt die Thunerseeflotte 12 Schiffe, die insgesamt 6720 Reisende aufnehmen können.
Das älteste Schiff wurde 1901 in Dienst gestellt; das jüngste, MS «Stockhorn» mit 360 PS, seit 1974 im Dienst, kann 900 Personen aufnehmen. Die Brienzerseeflotte besitzt noch ein Dampfschiff aus dem Jahre 1919, die «Lötschberg» mit 450 PS; 900 Personen können auf diesem Schiff in ein nostalgisches Geniessen verfallen. 7 Mann Besatzung braucht das MS «Lötschberg», nur 4 Mann lenken das 1971 erbaute MS «Blümlisalp».
Noch im blauen Arbeitsgewand verfolgt der Kapitän kritischen Auges das erste Anlegen seines Schiffes während der Probefahrt.



W. Trüb

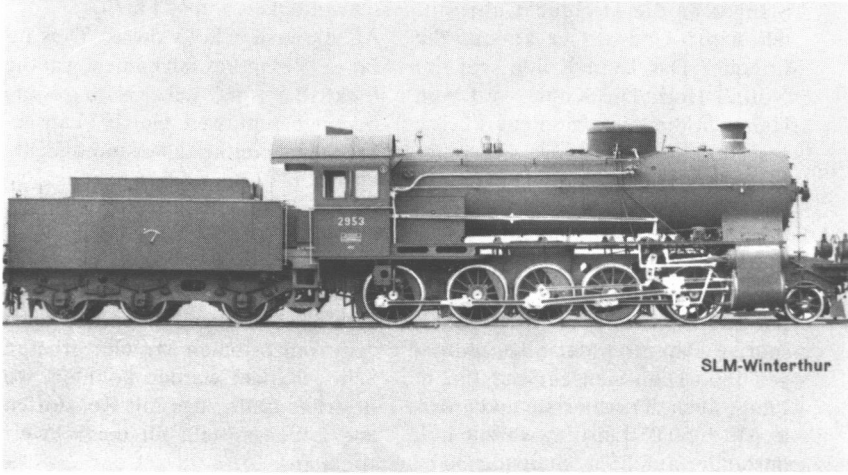
Einst und jetzt

Im 75. Jubiläumsjahr der SBB konnte man die grösste SBB-Dampflok aller Zeiten und die neuesten, bequemsten SBB-Wagen des Jahrhunderts nebeneinander sehen. Welcher Kontrast, die russschwarze Maschine mit ihren 12 Rädern – und der orangefarbene Schnellzug im fabrikneuen Glanz!

Rauchende, fauchende Dampflok

Von der Fünfkuppler-Güterzuglok, die 1913–1917 in zwei Serien von zusammen 30 Stück gebaut wurde, sind heute noch drei Exemplare übrig: Die C 5/6 2965 steht als Denkmal im Depot in Erstfeld, die C 5/6 2969 als Denkmal in Winterthur (SLM), und die C 5/6 2978 ist für das Verkehrshaus in Luzern bestimmt; da sie dort noch keinen geschützten Platz gefunden hat, ist sie vorderhand in Vallorbe remisiert. Im Herbst 1977 zog sie

Die ersten Maschinen des Typs C 5/6, der schwersten und grössten Dampflok der SBB, kamen 1913 in Betrieb; 1969 schleppte die C 5/6 2969 den letzten Dampfzug der SBB von Zürich über Turgi–Koblenz nach Winterthur.



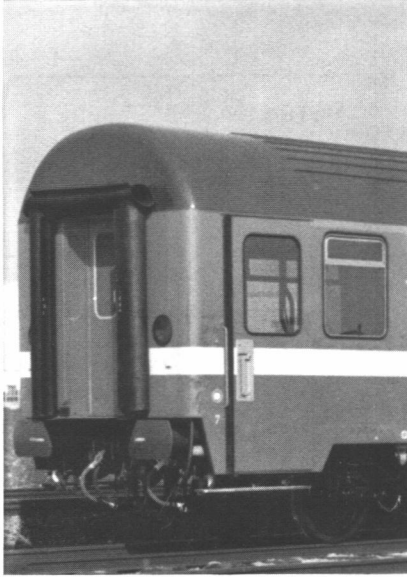
SLM-Winterthur

noch einmal, nach zehnjähriger Ruhepause, aus Anlass des SBB-Jubiläums einen «historischen» Zug mit Schnellzugswagen aus den 30er Jahren.

Es ist immer eine kleine Sensation, vor allem für junge Leute, so eine fauchende, rauchende Dampflok, so eine Maschine mit kreisenden und stossenden Trieb- und Kuppelstangen, die weissen Dampf und schwarzen Rauch ausstösst und ein rhythmisches Fauchen von sich gibt.

Wer von der jungen Generation weiss noch, dass im mächtigen zylindrischen «Kessel» Wasser siedet? Dass der so entstehende Dampf zu den Zylindern vorn an der Lok geleitet wird, wo er die Zylinderkolben hin und her treibt? Dass das Hin und Her der Kolben durch Kurbeln und Stangen an die Triebräder übermittelt wird? Und woher kommt die Energie? Das kann Kohle sein, im Notfall Holz. Die Kohle wird vom Heizer in die kupferne Feuerbüchse geschaufelt, die heissen Verbrennungsgase durchziehen die Heizröhren im Kessel und erhitzen dabei das Wasser. Der angekuppelte Tender führt die Vorräte an Kohle und Speisewasser mit.

Die 5/6-Lok war der letzte normalspurige Dampftyp der SBB, mit gegen 130 t Dienstgewicht und 19,2 m Länge auch der schwerste und grösste. Mit 1350 PS Leistung war die Lok imstande, auf 25‰ Steigung 300 t



mit 25 km/h zu befördern oder in der Ebene 1200 t mit einer Höchstgeschwindigkeit von 65 km/h.

Als die ersten Loks dieses Typs im Jahre 1913 in Betrieb kamen, war die Elektrifizierung der Gotthardlinie bereits beschlossen. Der 1914 ausgebrochene Weltkrieg verunmöglichte aber den Fortgang der Arbeiten, so dass man sehr froh war, die neuen C 5/5-Lokomotiven auf dieser stark belasteten Alpenbahn einsetzen zu können. Ebenso schätzte man es, dass diese starken Maschinen nach dem französischen Mittelmeerhafen Sète geschickt werden konnten, wo sie lange Güterzüge mit Rohstoffen und Lebensmitteln für die Schweiz abholten.

Im Zweiten Weltkrieg, von 1945–1946, standen die Lokomotiven wieder im Dienste der Verproviantierung unseres Landes.
Mit der Elektrifizierung der Gotthardlinie wurden 1920 die C 5/6-Lokomotiven im Mittelland eingesetzt. Im Tessin machten sie sich noch bis 1960 auf der für den internationalen Güterverkehr wichtigen Linie Bellinzona–Luino nützlich.
Der Mangel an elektrischer Energie gab ihnen immer wieder Gelegenheit, auch auf elektrifizierten Linien im Güterdienst auszuhelfen. Ebenso bewährten sie sich als Rangier- und Überfuhrloks in den ausgedehnten Anlagen der Rheinhäfen und Rangierbahnhöfe in Basel.

Auf den Fahrplanwechsel im Mai 1977 erschienen die ersten der neuen klimatisierten Europa-Wagen. Man erkennt sie sofort an dem fröhlichen Orange und dem hellgrauen Zierstreifen.

Den letzten Dampfzug der SBB schleppte die C 5/6 2969 am 30. November 1969 von Zürich über Turgi–Koblenz nach Winterthur.

Komfort im Schnellzugstempo

Langstreckenreisende verlangen heute mit Recht auch besonderen Komfort. Das bewog die europäischen Bahnen, einen neuen Wagentyp mit geräumigen, klimatisierten Sechsplatzabteilen zu schaffen.

Blick in das höchst bequeme Abteil des neuen Europa-Wagens.

Um den Beschaffungspreis zu senken und den Unterhalt zu vereinfachen, einigten sich die Bahnen Westeuropas auf einen Einheitstyp, der in einer ersten Serie von 500 Stück bei vier Wagenbaufirmen in Belgien, Deutschland, Frankreich und Italien in Auftrag gegeben wurde.
Auf den Fahrplanwechsel im Mai 1977 erschienen die ersten in freundlichem Orange gestrichenen Wagen mit den breiten hellgrauen Zierstreifen.

Diese neuen Wagen werden zu ganzen Zügen einheitlichen Aussehens zusammengestellt und in besonders schnellen und stark benützten Verbindungen eingesetzt.
Dass die Klimaanlage in den Zweitklassabteilen (noch) nicht überall vorhanden ist, wird jene Passagiere freuen, die gerne einmal aus dem offenen Fenster schauen und sich den Wind um die Nase wehen lassen. Sonst aber bietet diese Einrichtung verschiedene Vorzüge: keine drükkende Hitze mehr im Sommer, kein Durchzug bei offenen oder schlecht schliessenden Fenstern, kein Fahrlärm und – auch keine Abfälle mehr längs der Bahnlinie.
Weitere Annehmlichkeiten sind die bequemen Einstiege mit den durch Fingerdruck zu öffnenden Schiebetüren (während der Fahrt sind die Türen blockiert!), die Lautsprecheranlage und die geschmackvoll ausgestatteten, bequemen Abteile.
In solchen Wagen ein schönes Stück Europa vom komfortablen Sitz aus kennenzulernen, dürfte ein besonderes Erlebnis sein.

Übrigens: Jugendliche bis zum 23. Altersjahr erhalten das Europa-Generalabonnement «Interrail» für 20 Länder zum Preise von 350 Franken für einen Monat. Für Schweizer Reisen dient das Jugendabonnement für halbe Billette und zusätzliche Generalabonnementstage.

Werner Catrina

Airport ‹Charles de Gaulle›

«Unser Flughafengebäude hat ziemlich genau die Ausmasse des Kolosseums in Rom», meinte ein Beamter des neuen Airports.

«Charles de Gaulle», rund 20 Kilometer nordöstlich des Stadtkerns von Paris gelegen, ist der modernste Luftbahnhof Europas. Ein französisches Architektenteam entwarf den Flughafen, der in seiner originellen Konzeption beispiellos ist.

Das kreisrunde Hauptgebäude steht in seiner kompakten Bauweise ganz im Dienste der Passagiere. Auf den vier untersten Etagen wickeln sich Ankunft und Abfertigung des Fluggastes ab; Restaurants und Geschäfte im untersten und im obersten Geschoss bieten die Möglichkeit zum Einkaufen und zur Verkürzung der Wartezeiten. Ankommende und abfliegende Passagiere werden auf zwei getrennten Etagen abgefertigt; für Transit-Passagiere ist ein eigener Bereich reserviert.

Die ausgeklügelte Raumaufteilung ermöglicht es dem Fluggast, sein Flugzeug innert weniger Minuten zu erreichen. Ein lückenloses System von Rollbändern, Aufzügen und Rolltreppen sorgt für einen rationellen und bequemen Transport.

Unterirdisch angelegte Rollteppiche führen vom Flughafengebäude zu den sieben Satelliten, den mit Fingerdocks ausgestatteten Anlegeplätzen der Maschinen.

Auf dem Gelände des neuen Pariser Luftbahnhofs sieht man nur sehr wenig parkierte Autos. Den Architekten ist es gelungen, die Abstellflächen für Autos ins Hauptgebäude zu integrieren: die obersten fünf Etagen bilden

Das kreisrunde Flughafengebäude «Charles de Gaulle» in Paris erinnert an ein Stadion. Die obersten Etagen dienen als Parkflächen für Autos.

Flughafen oder Weltraumbahnhof, das ist hier die Frage. Der Airport «Charles de Gaulle» ist futuristisch und anders als alle andern Flughäfen.

das Parkhaus des Flughafens! Mit Lifts, die in kurzen Abständen im Ring angeordnet sind, erreicht der Passagier die untern Etagen, wo er sein Gepäck aufgeben, die Passkontrolle passieren und über das Rollband sein Flugzeug erreichen kann.
Wer mit dem Taxi oder mit dem Bus ankommt, fährt beim untersten Geschoss vor und erreicht sein Ziel ebensoschnell.
Getrennte Zufahrts- und Wegfahrtsrampen ermöglichen einen reibungslosen Zubringerdienst.

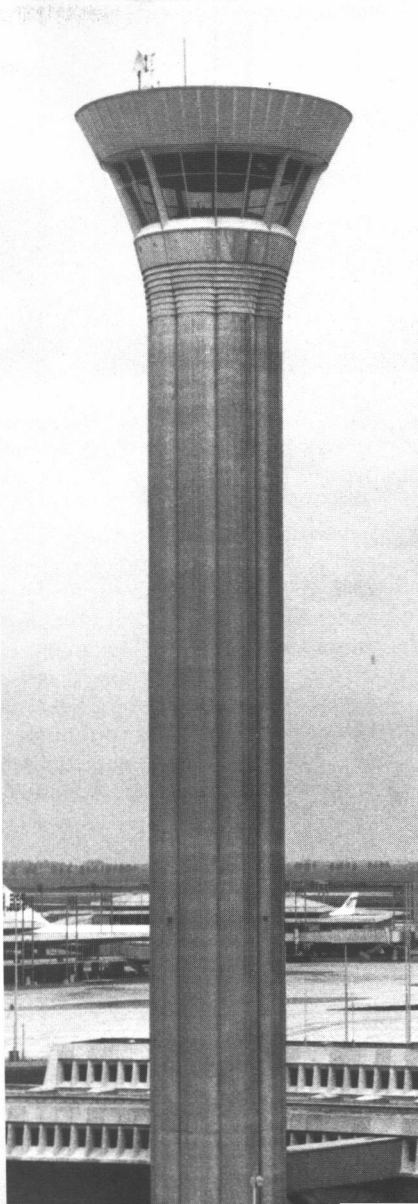
Zweite Bauetappe

Dreissig Quadratkilometer misst das ganze Flughafengelände, das auf dem Gebiet der Gemeinde Roissy-en-France liegt; davon ist aber erst der kleinere Teil überbaut.
1967 begann man mit den Aushubarbeiten; am 13. März 1974 durchschnitt der französische Staatspräsident Giscard d'Estaing das Seidenband und eröffnete damit den dritten Flughafen in der Bannmeile von Paris.
«Charles de Gaulle» entlastet die beiden andern, früher stark überla-

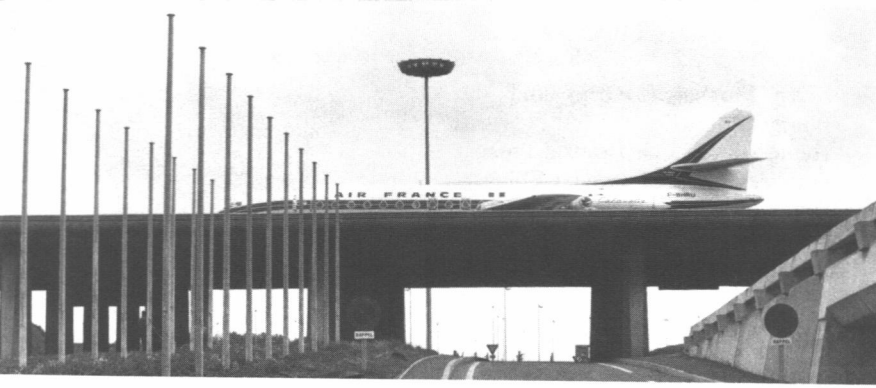
Auf Rollbändern gelangt der Passagier von einer Etage zur andern. Die Plexiglas-Tunnels wirken originell und dekorativ.

steten Flughäfen «Orly» und «Le Bourget».
Heute wickelt sich zwanzig Prozent des gesamten Passagier-Flugverkehrs der französischen Hauptstadt über «Charles de Gaulle» ab, vom Frachtverkehr bereits mehr als die Hälfte.
Die «Air France» hat den neuen Airport zu ihrem Heimatflughafen gemacht: Siebzig Prozent ihrer Flüge von und nach Paris gehen über ihn, dazu praktisch alle Langstreckenflüge der internationalen Gesellschaften, die Paris anfliegen.
Der neue Flughafen kann jährlich acht bis zehn Millionen Passagiere verkraften. Gegenwärtig ist aber erst etwa ein Drittel ausgelastet; trotzdem ist auf dem Gelände bereits ein Entlastungsflughafen geplant, der Aérogard 2. Der Luftverkehr von und nach Paris soll sich nämlich in Zukunft immer mehr von «Orly» und «Le Bourget» nach dem neuen Flugplatz verlagern.
Das riesige Fracht-Zentrum ist zu einem guten Teil fertiggestellt und arbeitet bereits auf Hochtouren.

Probleme
So ideal der dritte Flughafen von Paris für die Passagiere ist, wirft er doch auch Probleme auf. Nicht alle Angestellten – immerhin 13000 Personen



Achtzig Meter hoch ist der elegante Flugsicherungsturm.

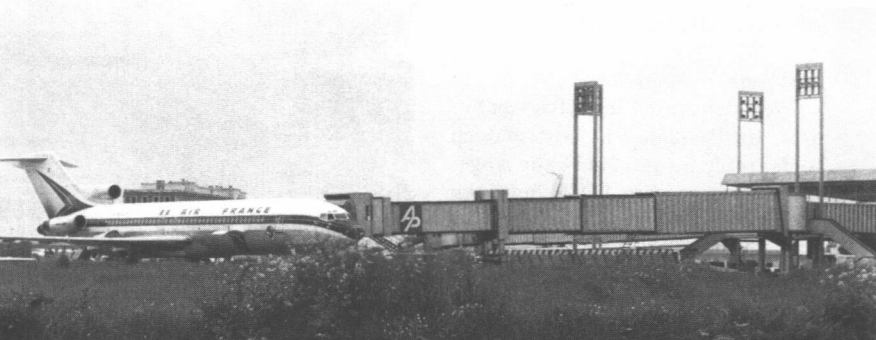


Eine Piste führt über die Flughafen-Autobahn, was unerwartete Kontraste schafft.

– sind in dem wie aus einem Guss wirkenden Gebäudekomplex glücklich. «Ehrlich», gestand ein Beamter in der Abfertigung, «für den Fluggast ist dieser Airport das Maximum, in diesem Kessel zu arbeiten ist etwas anderes...» Besonders die graue Farbe der weitgehend aus vorfabrizierten Betonelementen hergestellten Bauten beengt manchen Angestellten.

Probleme bietet auch das «Umsteigen» von einem Flughafen in den andern, was bei gewissen Verbindungen nötig ist. Die Konzentration auf den Flughafen «Charles de Gaulle» wird, so hofft man in Paris, diese Schwierigkeiten in Zukunft aus der Welt schaffen.

An sieben Satelliten-Gebäuden legen die Flugzeuge an. Man erreicht die Satelliten unterirdisch. Am ausgefahrenen Fingerdock eines Satelliten steht eine Düsenmaschine abflugbereit.



Wettbewerbe

Man könnte zum Beispiel einmal folgenden Wettbewerb ausschreiben: Gesucht der Name eines beliebten Jugendkalenders, der zahlreiche Fotoreportagen nebst einem spannenden Lektüreteil enthält sowie eine separate Schüleragenda mit einem nützlichen Minilexikon. Der Name besteht aus zwei Wörtern, das zweite beginnt mit F.....

«Haltet ihr uns für doof?» würdet ihr da zu Recht ausrufen, «die Lösung liegt ja auf der Hand!»

Nein, derartige Wettbewerbe schreiben wir nicht aus. Wir halten nämlich unsere Leserinnen und Leser für Leute mit Köpfchen, für Leute, die bereit sind, bei einem Wettbewerb auch ihren Verstand, ihr Wissen und Können einzusetzen.

Je nachdem einer lieber werkt und bastelt oder kombiniert und ausknobelt, er kann wählen zwischen vier verschiedenen Wettbewerben:

1. Wettbewerb Geographie S. 129
2. Wettbewerb Zeichen S. 134
3. Wettbewerb Werken/Handarbeiten S. 137
4. Wettbewerb Leseratten S. 138

Teilnahmeberechtigt sind alle Besitzer des Jugendkalenders «mein Freund» 1978, sofern sie das 17. Altersjahr noch nicht überschritten haben (Stichtag: 1. Januar 1978).

Die Lösungen der Wettbewerbe resp. die Wettbewerbsarbeiten müssen bis zum *1. März 1978* an den *Walter-Verlag, Wettbewerb «mein Freund», CH-4600 Olten,* geschickt werden.

Über die Wettbewerbe führen wir keine Korrespondenz.

Die Preisgewinner werden schriftlich benachrichtigt.

1. Wettbewerb Geographie 1978

Neun Schweizer Seen sind auf den nächsten Seiten abgebildet. Wie heissen sie?

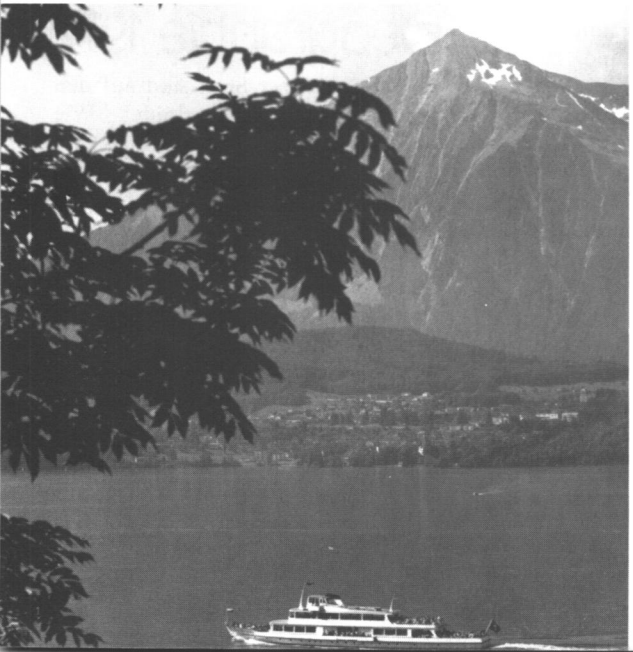
Die gefundenen Namen der Seen sind auf die Kontrollmarke Seite 228 zu schreiben; diese wird ausgeschnitten und auf die Rückseite einer Postkarte geklebt (bitte keine Briefe!).

Die Lösung ist bis am *1. März 1978* an den *Walter-Verlag, Wettbewerb «mein Freund», CH-4600 Olten,* zu schicken.

Die Preisgewinner werden unter notarieller Aufsicht unter den Einsendern der richtigen Lösungen ausgelost.

Auf die glücklichen Gewinner warten 20 Haupt- und 100 Trostpreise.

1. Seine Fläche misst 113 km², seine grösste Tiefe 214 m. Seine Wasser umspülen die Ufer von vier Kantonen, und eine Fahrt auf dem abwechslungsreichen See überrascht immer wieder durch neue Ausblicke.



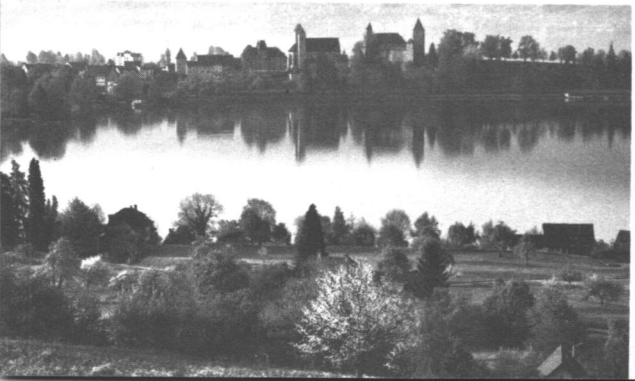
2. Er misst 48,4 km², ist 22 km lang und bis 3 km breit. Das Klima an seinem nördlichen Ufer ist so mild, dass dort noch Reben wachsen. Malerische Dörfer mit typischen Holzchalets, prächtige Herrschaftshäuser und Schlösser, Hotels und Gasthöfe umsäumen die Ufer.

3. Von seinem südwestlichen Ufer ragt eine lange, niedere Landzunge weit in den See hinaus – ein idyllischer Platz, der für kurze Zeit einem berühmten Philosophen Asyl bot. Das südliche Ufer war übrigens schon zur Zeit der Pfahlbauer besiedelt.

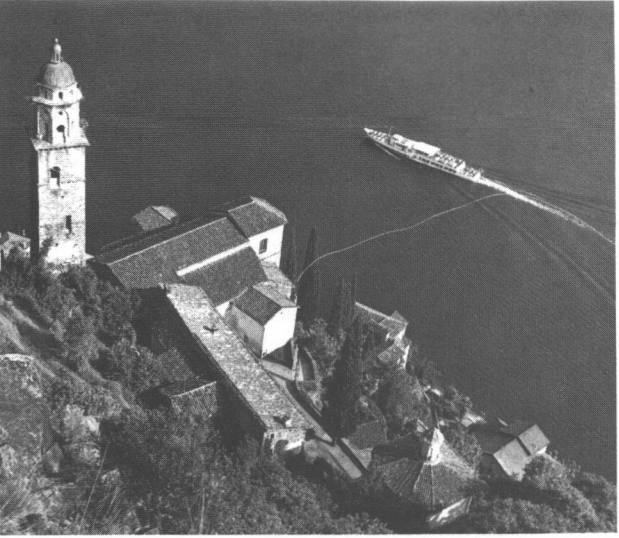
4. Beliebtes Reiseziel auch für Schulklassen: 1578 m über Meer liegt der Spiegel des klaren Bergsees da, umgeben von steil abfallenden Felswänden. Im Hintergrund rechts erhebt sich das 3367 m hohe Fründenhorn.

5. Mit seiner Fläche von 582 km² ist er der grösste Schweizer See. An seinem rechten Ufer steht ein berühmtes vieltürmiges Wasserschloss. In der Ferne, im Dunst des Hochsommertages, erkennen wir die schneebedeckten Dents du Midi.

6. Eine imposante Staumauer riegelt das Tal ab, wodurch die Gletscherwasser im Stausee zur Erzeugung von Elektrizität gespeichert werden können. Auf der gut ausgebauten Passstrasse fahren hier jährlich Tausende und Abertausende von Touristen aus dem In- und Ausland vorbei.



7. Drei Kantone stossen an den 40 km langen, 3,8 km breiten See. Auf unserem Bild spiegelt sich in den ruhigen Fluten ein stolzes Grafenschloss aus dem 13. Jahrhundert.



8. Die phantastisch geformte Uferlinie des 49 km² grossen Sees bietet bei jeder Krümmung ein neues romantisches Landschaftsbild. Wir blicken von der Höhe einer berühmten alten Kirche auf die blauen Fluten hinunter, auf denen ein mit sonnenhungrigen Gästen gefülltes Ausflugsschiff seine Furchen zieht.

9. Der 29 km² grosse See ist rings von Bergen umgeben. Wir befinden uns auf einem vielbesuchten Ausflugsberg und blicken hinüber zu den Eisriesen des Berner Oberlandes. In der Mitte erheben sich Eiger, Mönch und Jungfrau.

2. Wettbewerb Zeichnen 1978

Unser diesjähriges Wettbewerbsthema heisst: **Bildnis eines Menschen.**
Es kann ein Selbstbildnis sein oder das Bildnis eines Mitmenschen.
Auch bei dieser Zeichnung wählen wir, wie letztes Jahr, eine ganz bestimmte Situation. Wir zeichnen oder malen die Figur z. B. bei einer typischen Tätigkeit, mit einem Lieblingsobjekt, an einem ganz bestimmten Ort, in Kleidern, die sie gewöhnlich trägt (oder gerne tragen möchte). Wir zeichnen z. B. einen Fussballspieler mit dem Fussball unter dem Arm, im Dress des bevorzugten Clubs auf dem Spielfeld. Oder wir zeichnen eine Krankenschwester beim Hantieren mit den Medikamenten oder Instrumenten. Oder einen Schüler, der an der Wandtafel eine Rechnung oder eine Geometrieaufgabe löst.
Das Wichtigste bei einem Bildnis ist natürlich die Figur. Das heisst aber nicht, dass man den übrigen Teilen des Bildes weniger Aufmerksamkeit schenken soll.
Es gibt Bildnisse, da sieht man nur einen Teil der Figur, bei einem «Brustbild» also nur Kopf, Hals und Oberkörper.
Wer will, kann aber auch ein Doppelbildnis herstellen: ein Paar, Mutter und Kind, zwei Freundinnen usw.
Man kann sogar ein Gruppenbild zeichnen: die ganze Familie, die Handballmannschaft, die Pfadigruppe, die Schulklasse usw.
Denk daran: eine gute Zeichnung die Dir und der Jury Freude macht, das braucht Zeit und – Ausdauer!
Die Art der zeichnerischen Darstellung ist auch dieses Jahr freigestellt: Die Zeichnung kann also mit Feder, Pinsel, Farbstift, Wachskreide, Wasserfarbe, Faserstift oder auch als Klebebild (Collage) ausgeführt werden.
Das Format ist diesmal freigestellt.
Benützt aber auf jeden Fall gutes Zeichenpapier, wie man es in der Schule abgibt.
Die eingesandten Zeichnungen werden durch eine Jury bewertet. Sie werden nicht zurückgeschickt, gehen also ins Eigentum der Redaktion «mein Freund» über. (Wer eine Erinnerung an seine Wettbewerbszeichnung haben will, kann sein Bild fotokopieren oder gar fotografieren.)
Die Zeichnungen sind bis am *1. März 1978* an den *Walter-Verlag, Wettbewerb «mein Freund», CH-4600 Olten,* zu schicken.
Auf die Rückseite der Zeichnung wird die vollständig ausgefüllte Wettbewerbskontrollmarke geklebt. (Ihr findet sie auf Seite 228!)

Im ersten Rang ausgezeichnete Arbeiten des Zeichenwettbewerbes 1977. Das Thema lautete: Ein Tisch, der gerade benützt wird.

4. Wettbewerb Leseratte 1978

Aufgabe

Ein Dutzend Wörter sind diesmal zu suchen. Wer unsere Kostproben aus empfehlenswerten neuern Jugendbüchern aufmerksam liest und zudem auch etwas von Literatur versteht, der hat gewiss keine Mühe, die gesuchten 12 Wörter zu finden.

Die gefundenen Wörter werden in das Schema eingetragen. Die Mittelbuchstaben ergeben nun, von oben nach unten gelesen, die gesuchte Lösung, d.h. die Antwort auf die 13. Frage.

Die Lösung ist auf die Kontrollmarke «Wettbewerb Leseratte 1978» auf Seite 229 zu übertragen. Die vollständig ausgefüllte Kontrollmarke wird ausgeschnitten, auf die Rückseite einer Postkarte geklebt und bis spätestens am *1. März 1978* an den *Walter-Verlag, Wettbewerb «mein Freund», CH-4600 Olten,* geschickt.

Preise

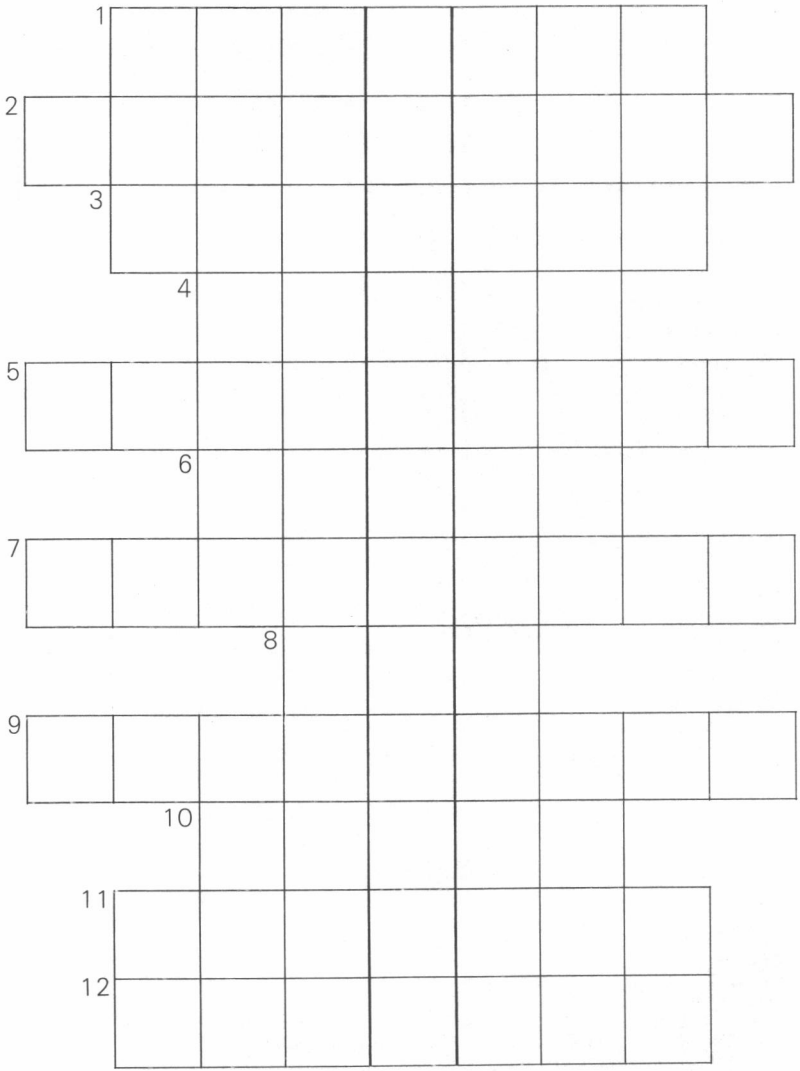
Unter den Einsendern der richtigen Lösung werden 120 rassige Jugendbücher ausgelost.

Fragen

1. Welches Tier brachte Mücke beinahe in Gefahr?
2. Wo wartete Claudia auf ihre verspätete Kameradin?
3. Name für keltische Opferpriester?
4. Welches Wort wusste Vree an der Französischprüfung nicht?
5. Was verlor Claudia, als sie im Sturm den Rucksack öffnen wollte?
6. Aus welchem Stoff war Mister Johnnys Anzug?
7. Wie hiess der Junge aus Tel Aviv, der die Titelrolle im Theaterstück «Der blaue Prinz» bekam?
8. Wie hiess Mr. Evans Schwester?
9. Wie hiess der Bauernhof, wo ein Heim für drogengefährdete Jugendliche eingerichtet werden sollte?
10. Ein Klassenkamerad von Christa, der ein As im Tischtennis war?
11. Wie lautete Mückes Familienname?
12. Wie nennt man eine volkstümliche Geschichte aus dem Leben der Heiligen mit wunderbaren Geschehnissen?
13. Was bekommen Buben und Mädchen, wenn sie rassige Jugendbücher lesen?

Buntspecht-Poster

Erstmals ist dieses Jahr das grafisch ansprechende Titelbildmotiv des Jugendkalenders «mein Freund» auch als farbiges Poster (50×70 cm) erhältlich.
(Nähere Angaben auf Seite 226!)



stewo
Zum Einfassen von Schulheften und Schulbüchern nehmen wir am liebsten Stewo Schrank- und Umschlag-papier
In Rollen von 5 m × 50 cm in allen Papeterien, Kaufhäusern und Haushaltgeschäften erhältlich.
Stewo
Umschlagpapiere sind wasser- und schmutzabstossend!

Wettbewerbe 1977

1. Wettbewerb Geographie 1977
Sechs Brücken waren abgebildet, und man musste herausfinden, wo sie sich befinden.

Die richtigen Antworten lauteten:

1. Luzern	4. Nîmes
2. Florenz	5. Europa-Brücke
3. Köln	6. San Franzisko

Unter der notariellen Aufsicht von Herrn Dr. Stephan Müller in Olten wurden unter den vielen Einsendern der richtigen Lösung folgende 20 Hauptgewinner ausgelost:

1. Preis
Silvia Scherrer, Ruderbach 123, Rheineck, erhielt den ersten Preis: ein rassiges Fahrrad.
2. bis 5. Preis
Je eine moderne Armbanduhr erhielten Christoph Lüthi, Kirchgasse 40, Zürich; Othmar Brühwiler, Burgweiherweg 9, St. Gallen; Bernhard Wagenbach, Gartenweg 36, Wiesendangen; Anni Hildbrand, des Hauer, Gampel.
6. Preis
Einen Fotoapparat gewann Andreas Mösch, Mitteldorf 117, Oeschgen.
7. bis 11. Preis
Den prächtigen Bildband «Wasser der Schweiz» erhielten Peter Lenherr, Landstrasse 5, Rafz; Michael Odermatt, Saurenbachstrasse 32, Männedorf; Theophil Bucher, Schiltmattstrasse 13, Horw; Susi Blättler, Hotel Krone, Stans; Claudia Aepli, Grünaustrasse 4, Goldach.
12. bis 15. Preis
Einen praktischen Füllhalter gewannen Lucia Mettler, Sand, Benken SG; Ida Wohlgensinger, Dietschwilerstrasse 228, Kirchberg; Christian Ochsenbein, Gartenstrasse 27, Olten; Doris Jermann, Zielweg 13, Röschenz.
16. Preis
Ein Reisszeug bekam Raphael Ugolini, Sinsen 140, Röschenz.
17. bis 20. Preis
Ein Schuletui erhielten Elisabeth Häfliger, Rattelerstrasse 2, Basel; Beatrice Joller, Pilatusring 11, Horw; Christoph Albrecht, Schützenrainweg 48, Riehen; Gregor Mäsing, Gersauerstrasse 44, Brunnen.
Ausserdem wurden noch 80 Trostpreise ausgelost.

Poster «mein Freund» 78

Ein schöner Wandschmuck für das Zimmer – eine Überraschung für deine Freundin, deinen Freund – das schöne farbige Buntspecht-Poster.
(Nähere Angaben auf Seite 226!)

2. Wettbewerb Zeichnen 1977

Die Wettbewerbsarbeiten, d.h. die eingesandten Zeichnungen, Wandbehänge und Brückenmodelle, wurden durch eine Jury bewertet, der Herr Dr. Kuno Stöckli, Zeichenlehrer aus Aesch BL, Frau Verena Weber vom Walter-Verlag, Olten, und der Redaktor des «Mein Freund» angehörten.

Für die Teilnehmer des Zeichenwettbewerbes 1977 war ein Thema gewählt worden, das viele zeichnerische Möglichkeiten offenliess: es war ein Tisch zu zeichnen, der gerade benützt wird.

Zu diesem Thema wurden denn auch wieder erfreulich viele schöne und gute Arbeiten eingeschickt. Bei der Bewertung wurde nicht nur darauf geachtet, wie das Thema angepackt war, sondern auch auf die Verteilung der Figuren im Raum, auf die Gestaltung der Umgebung und auch auf die Ausarbeit im Detail. Von den vielen eingesandten Arbeiten wurden folgende drei Ränge prämiert:

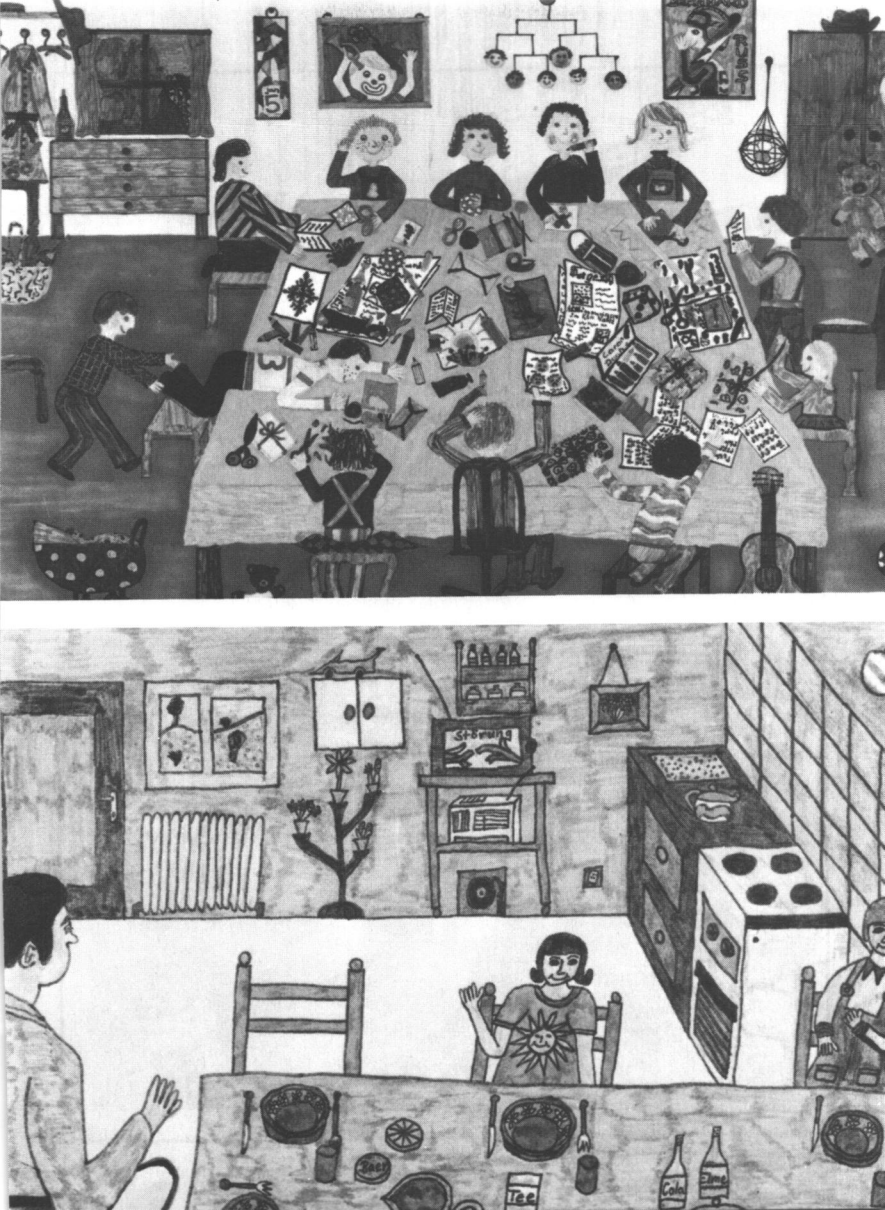
1. Preis

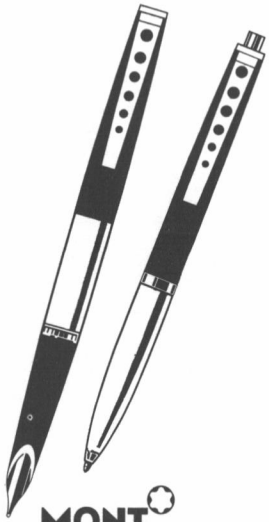
Ammann Edi, 12 J., Sonnhaldenstrasse 12, 6020 Emmenbrücke; Baumann Monika, 13 J., Hofstättli, 6467 Schattdorf; Bucher Franziska, 13 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Bucher Josef, 10 J., Schönbühlweg 12, 6048 Horw; Flury Brigitte, 14 J., Kreuzweg 35, 4657 Dulliken; Furrer Monika, 13 J., Püntstrasse 24, 8810 Horgen; Glanzmann Ursula, 14 J., Veilchenweg 1, 4563 Gerlafingen; Janssen Otto, 17 J., Hellbühlerstrasse 5, 6017 Ruswil; Läubli Michael, 13 J., Rainstrasse 31b, 8808 Pfäffikon; Rutishauser Monika, 14 J., Tobelweg 35, 8706 Feldmeilen; Schönenberger Oskar, 14 J., Spottenberg 149, 8502 Herdern; Theus Fabiana, 14 J., Versamerstrasse, 7402 Bonaduz; Tomasi Rita, 11 J., Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Wallimann Sibylle, 11 J., Hinterdorf, 6055 Alpnach-Dorf; Wettstein Stefanie, 12 J., Püntstrasse 24, 8810 Horgen; Wolf Urs, 16 J., Sanatoriumstrasse 60, 8636 Wald.

2. Preis

Aebi Isabelle, 9 J., Goldbachstrasse 58, 9400 Rorschach; Baumann Werner, 11 J., Hofstättli, 6467 Schattdorf; Bärlocher Regula, 12 J., Schwarzackerstrasse 23, 8304 Wallisellen; Benkhelifa Zineb, 11 J., Beim Bahnhof, 9565 Bussnang; Bernet Gregor, 11 J., Schulhausstrasse 3, 9247 Henau; Bernet Rebekka, 9 J., Schulhausstrasse 3, 9247 Henau; Brandenberger Andreas, 14 J., Seestrasse 851, 8706 Meilen; Brun Regula, 12 J., Brülstrasse 483, 6260 Reiden; Bucher Theophil, 15 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Bucher Felizitas, 14 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Camenzind Barbara, 15 J., Goldmattweg, 6060 Sarnen; Durrer Carlo, 14 J., Kägiswilerstrasse 41, 6064 Kerns; Frei Kathrin, 15 J., Grünaustrasse 4, 9403 Goldach; Furrer Marius, 8 J., Püntstrasse 24, 8810 Horgen; Gähwiler Julia, 16 J., Weinbergstrasse 6, 9552 Bronschhofen; Höfer Mirjam, 13 J., Breitistrasse 6, 8953 Dietikon; Helbling Doris, 15 J., Johannisbergstrasse 21, 8645 Jona; Honegger Christoph, 12 J., Etzelstrasse 20, 8808 Pfäffikon; Kämpfer Thomas, 11 J., Hofmatt 4, 8808 Pfäffikon; Keiser Gregor, 12 J., Schwanden, 6382 Büren; Knecht Daniel, 8 J., Kirchstrasse 1242, 5737 Menziken; Küchler Barbara, 14 J., Bitzi, 6422 Steinen; Kuratli Yvonne, 11 J., Zielmatte 20, 6362 Stansstad; Landerer Susanne, 15 J., Rittmeyerstrasse 7, 9014 St. Gallen; Langenfeld Stephan, 14 J., Bachstrasse 76, 9202 Gossau; Lanker Mirjam, 13 J., In der Gandstrasse 10, 8126 Zumikon; Loretz Elisabeth, 15 J., Sustenstrasse, 6484 Wassen; Lutz Renata, 11 J., Im Lutzfeld 391, 9493 Mauren; Morello Marco, 11 J., Speerstrasse 4a, 8810 Horgen; Müller Marian, 12 J., Dorfstrasse 92, 4349 Oberhofen; Müller Markus, 13 J., Bahnhofstrasse 14, 6362 Stansstad; Müller Heinz, 13 J., Bahnhofstrasse 14, 6362 Stansstad; Müller Patricia, 15 J., Dufourstrasse 37, 9000 St. Gallen; Müri Andi, 14 J., Waldrainstrasse 17, 3098 Köniz; Ochsner Hansruedi, 11 J., Churerstrasse 54, 8808 Pfäffikon; Portmann Franziska, 8 J., Chr.-Schnyderstrasse 45, 6210 Sursee; Pfyl Roland, 12 J., Churerstrasse 67, 8808 Pfäffi-

> «Hör endlich auf zu fragen und lass mich endlich die Zeitung lesen!»
> «Bloss noch eine Frage, eine einzige Frage, Papa!»
> «Nun also, aber dass du nachher still bist!»
> «Ich wollte nur wissen, Papa: Wenn sich eine Wespe auf eine Brennessel setzt, sticht dann die Wespe die Brennessel, oder sticht die Brennessel die Wespe?»


Tee



MONT BLANC
Carrera

Füllhalter nur Fr. 19.50
Kugelschreiber Fr. 10.–

kon; Raschle Margrit, 12 J., Laad, 8731 Walde; Rechsteiner Edith, 13 J., Goldbachstrasse 54, 9400 Rorschach; Reich Daniel, 14 J., Zürcherstrasse 55, 9000 St. Gallen; Rheinboldt Cornelia, 11 J., Rainstrasse 28, 8808 Pfäffikon; Sacher Priska, 12 J., Baumgarten, 6261 Reidermoos; Scherer Helen, 11 J., Tramstrasse 74, 8050 Zürich; Scheiwiler Yvonne, 14 J., Mühlegasse, 6422 Steinen; Schmid Bettina, 11 J., Sonnenbergstrasse 10, 7000 Chur; Schmid Pius, 12 J., Vollen, 6133 Hergiswil; Schönenberger Astrid, 12 J., Spottenberg, 8502 Herdern; Schrödel Eva, 12 J., Sommerwaid 10, 6362 Stansstad; Tomasi Stefan, 9 J., Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Vonah Jaqueline, 11 J., Haltenmatte 5, 6072 Sachseln; Wallimann Jörg, 8 J., Hinterdorf, 6055 Alpnach-Dorf; Wallimann Thomas, 12 J., Hinterdorf, 6055 Alpnach-Dorf; Zuber Marc-Andre, 13 J., St. Klemenz-Strasse 13, 2544 Bettlach.

Onkel Kurt fragt seinen Neffen bei einem Besuch:
«Nun, wie geht es denn in der Schule, Karli?»
«Oh, sehr gut! Denk dir nur, Onkel Paul, der Herr Lehrer hat gesagt, wenn alle so wären wie ich, dann könnte er die Schule schliessen!»

3. Preis

Albrecht Christoph, 11 J., Schützenrainweg, 4125 Riehen; Bienz Doris, 13 J., Bachstrasse 8, 4654 Lostorf; Bienz Monika, 11 J., Scheuermatt 10, 6330 Cham; Bucher Myriam, 8 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Bucher Vital, 7 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Büttiker Bettina, 11 J., Marktstrasse 8, 8500 Frauenfeld; Brugger Bänz, 12 J., Viktoriastrasse 44a, 3084 Wabern; Brühwiler Othmar, 14 J., Burgweiherweg 9, 9013 St. Gallen; Camenzind Judith, 14 J., Ch. de la Combert 6, 1752 Villars-sur-Glâne; Christen Annemarie, 12 J., Stanserstrasse 17, 6362 Stansstad; Damerun Mark, 12 J., Zielmatte 7, 6362 Stansstad; Drack Christian, 9 J., Hertensteinerstrasse 26, 5415 Nussbaumen; Egli Monika, 9 J., Bernern, 6207 Nottwil; Eimer Claudia, 15 J., Grünaustrasse 8, 9403 Goldach; Erni Judith, 12 J., 6260 Reiden; Fässler Rebecca, 12 J., Bahnhofstrasse 13, 6210 Sursee; Frei Susanne, 11 J., Grünaustrasse 4, 9403 Goldach; Fraefel Susanne, 13 J., Im Weingarten 5, 9242 Oberuzwil; Früh Ruth, 17. J., Bündt, 8595 Altnau TG; Furrer Andrea, 11 J., Püntstrasse 24, 8810 Horgen; Gähwiler Alex, 15 J., Weinbergstrasse 6, 9552 Bronschhofen; Gähwiler Felix, 13 J., Weinbergstrasse 6, 9552 Bronschhofen; Giezendanner Susi, 11 J., Hauptstrasse, 9650 Nesslau; Gmür Markus, 9 J., Starrberg, Familie Bucher, 8717 Benken; Hänggi Gerold, 15 J., Weissenbachstrasse, 5623 Boswil; Hochstrasser Claudia, 11 J., Haus Spycher, 7252 Klosters-Dorf; Horat Myriam, 7 J., Baumgartenstrasse 5, 8625 Gossau; Hotz Ursula, 14 J., Weidstrasse 6 b, 6300 Zug; Isenring Pius, 13 J., Oberhütten, 9054 Haslen; Kocherhans Monika, 13 J., Ametsberg, 8625 Gossau; Koller Edith, 13 J., Bühl, 9108 Gonten; Koller Stefan, 12 J., Schlepfen Lehn, 9050 Appenzell; Koller Johanna, 11 J., Laubbach, 6344 Meierskappel; Körner Andrea, 12 J., Schranken, 6313 Menzingen; Ledergerber Angelika, 12 J., Hauptstrasse, 8586 Erlen; Marbach Priska, 14 J., Schöneggstrasse 18, 6048 Horw; Mächler Niklaus, 15 J., Heuboden, 8858 Innerthal; Matile Stefan, 14 J., Bodenacherstrasse 99, 8121 Benglen; Merz Ursula, 12 J., Schützenstrasse 18, 8808 Pfäffikon; Müller Ursula, 13 J., Schwärzistrasse 25, 6017 Ruswil; Müller Sepp, 13 J., Seerosenstrasse 19, 6362 Stansstad; Müller Berta, 12 J., Lochstrasse 10, 8750 Näfels; Odermatt Peter, 12 J., Ausserfeld 4, 6362 Stansstad; Osterwalder Igi, 10 J., St. Gallerstrasse 14, 9032 Engelburg; Peterer Margrit, 14 J., Holzstrasse 53, 9010 St. Gallen; Plank Herbert, 11 J., Schindellegistrasse 30, 8808 Pfäffikon; Rieder Kathrin, 8 J., Tulpenweg, 3324 Hindelbank; Rheinboldt Claudia, 12 J., Rainstrasse 28, 8808 Pfäffikon; Röösli Markus, 12 J., Zielmatte 14, 6362 Stansstad; Savary Catherine, 8 J., Bergli, 9463 Montlingen; Sommaruga Stefano, 10 J., Kirchmatt, 5643 Sins; Stadelmann Luzia, 16 J., Friedegg, 6264 Pfaffnau; Steg Pascal, 9 J., Landskronstrasse 18, 4056 Basel; Steiner Ruth, 12 J., 1111 Vullierens; Studer Beatrix, 14 J., Bottmingerstrasse 13, 4142 Münchenstein; Scheidegger Judith, 11 J., Rosengartenstrasse 18, 6032 Rothenburg; Schürch Susi, 13 J., Rodteggstrasse 8, 6005 Luzern; Schweizer Andreas, 11 J., Bockhornstrasse 17, 8017 Zürich; Tomaschett Guido, 14 J., St. Martinstrasse 66, 6430 Schwyz; Troxler Priska, 9 J., Gischberg 460, 4368 Felsenau; Ulrich Franz jun., 11 J., Etzelstrasse 60, 8808 Pfäffikon; Ventre Rosa-Maria, 13 J., Kreuzbleichestrasse 14, 9000 St. Gallen; Waser Toni, 13 J., Rotzwinkel, 6362 Stansstad; Wiedemeier Gabi, 13 J., Rosenweg 9, 8116 Würenlos; Wirth Gaby, 12 J., Churerstrasse 100, 8808 Pfäffikon; Züger Elisabeth, 12 J., Hinterhofstrasse 24, 8808 Pfäffikon; Zwinggi Sylvia, 12 J., Rosikonstrasse, 6260 Reiden.

«mein Freund»-Poster

Das grafisch ansprechende Titelbildmotiv des Jugendkalenders «mein Freund» 78 kostet als farbiges Poster (50×70 cm) nur Fr. 5.–, inkl. Porto und Verpackung. (Nähere Angaben auf Seite 226!)

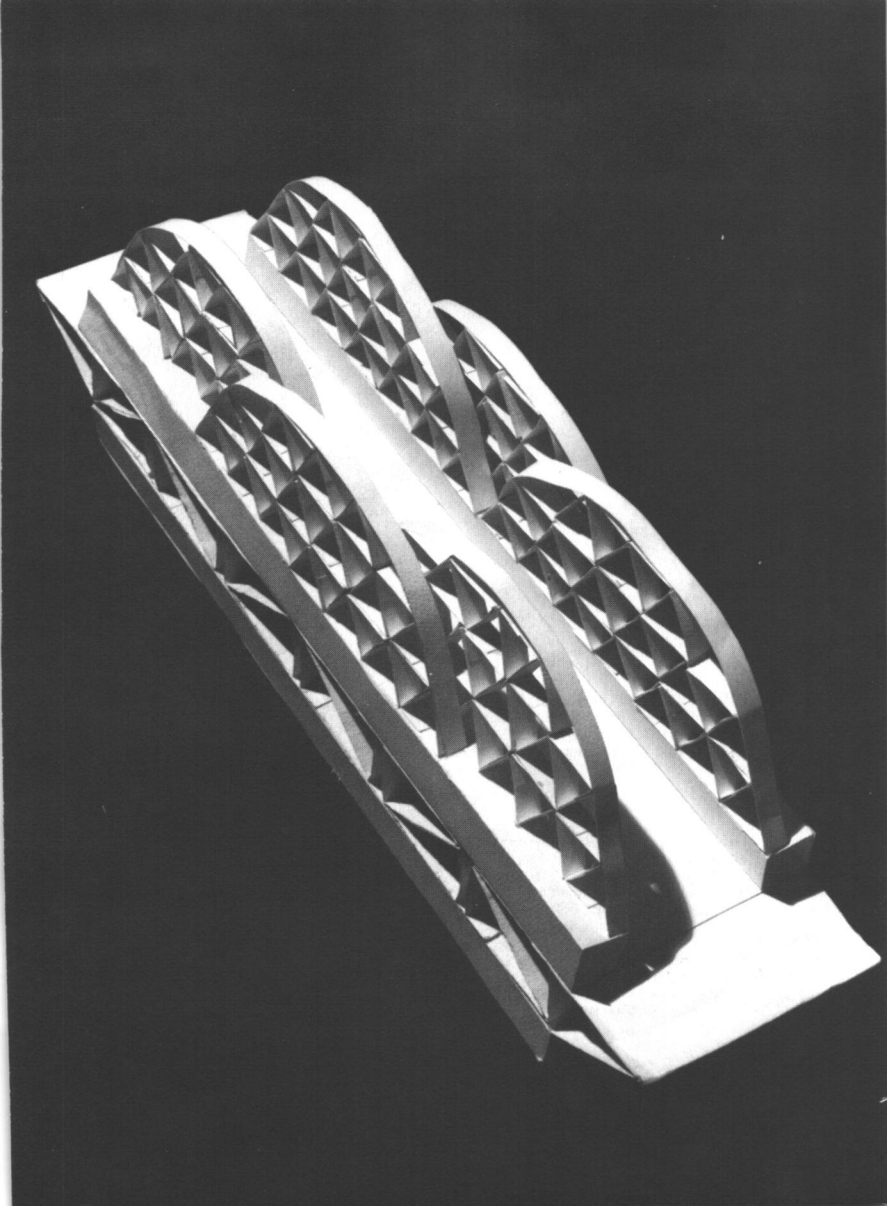
3. Wettbewerb Werken 1977

Die Aufgabe: eine Brücke aus Papier zu konstruieren, wobei weder Holz noch anderes Material, auch nicht zur Verstärkung, benutzt werden durfte.

Wir waren neugierig, wie diese nicht etwa leichte Aufgabe gelöst würde. Und wir waren sehr überrascht über die vielen, meist guten, wohldurchdachten und originellen Modelle, die uns geschickt wurden. Unsere Fotos geben euch vielleicht eine Ahnung von den oft wirklich eleganten und stabilen Konstruktionen.

1. Preis
Arnold Trudi, 15 J., Blumenfeldgasse 25, 6460 Altdorf; Barmettler Ernst, 14 J., Rüeggisingerstrasse 90, 6032 Emmen; Barmettler Markus, 13 J., Rüeggisingerstrasse 90, 6032 Emmen; Kälin Franz, 13 J., Moos, 8841 Trachlau; Leu Thomas, 11 J., Möösli, 5057 Reitnau; Meier Patrick, 11 J., Oberfondlen, 6048 Horw; Padeste Celestino, 16 J., alte Baarerstrasse 3, 6300 Zug; Riedener Phil-

Auf dem Schulhof prügeln sich zwei Buben. Der Lehrer kommt dazu.
«Warum prügelt ihr euch?» fragt er. «Habt ihr nicht in der Religionsstunde gelernt: Liebet eure Feinde?»
Da meint der grössere Bub: «Doch, das haben wir gelernt. Aber das ist ja gar nicht mein Feind, das ist mein kleiner Bruder.»



ipp, 12 J., Vorderhof 172, 9033 Untereggen; Scheiwiler Elmar, 13 J., Sandhügel, 6215 Beromünster; Weber Pirmin, 15 J., Halden, 9631 Hemberg; Wolf Urs, Sanatoriumstrasse 60, 8636 Wald; Wohlgensinger Anton, 15 J., Dietschwilerstrasse 10, 9533 Kirchberg.

2. Preis

Ammann Marie-Louise, 17 J., Sonnhaldenstrasse 12, 6020 Emmenbrücke; Büchel Ernst, 13 J., Kamorstrasse 557, 9464 Rüthi; Kaufmann Jakob, 12 J., Oberfeld, 6275 Ballwil; Kämpfer Thomas, 11 J., Hofmatt 4, 8808 Pfäffikon; Müller Kurt, 16 J., Stadelmatt, 6170 Schüpfheim; Ochsner Hansruedi, 11 J., Churerstrasse 54, 8808 Pfäffikon; Rüegg Josè, 13 J., Gubler, 8494 Bauma; Scherrer Alexander, 7., Ruderbach 123, 9424 Rheineck; Scherrer Andreas, 14 J., Ruderbach 123, 9424 Rheineck; Schmid Niklaus, 16 J., Seetalstrasse 149, 5102 Ruperswil; Sieber Barbara, 15 J., Eulenweg 10, 5400 Baden.

3. Preis

Abry Thomas, 15 J., St. Josef 11, 6370 Stans; Bühlmann Herbert, 12 J., Matthofgarten 6, 6005 Luyern; Fritschi Jürg, 14 J., Lärchli, 8737 Gommiswald; Grünenfelder Toni, 13 J., Büntli, 7321 Weisstannen; Hauser Markus, 11 J., Churerstrasse 106, 8808 Pfäffikon; Häfliger Erich, 11 J., Rebstockstrasse 4, 8808 Pfäffikon; Honegger Christoph, 12 J., Etzelstrasse 20, 8808 Pfäffikon; Isenring Peterli, 9 J., Oberhütten, 9054 Haslen; Leuthold Otto, 13 J., St. Josef 3, 6370 Stans; Müller Adrian, 12 J., Winkel 98, 5624 Bünzen; Rüegg Martin, 14 J., Gubler, 8494 Bauma; Sennhauser Monika, 14 J., Gassackerstrasse 11, 4452 Itingen BL; Sieber Toni, 13 J., Eulenweg 10, 5400 Baden; Züger Beat, 11 J., Alte Landstrasse 1, 8808 Pfäffikon.

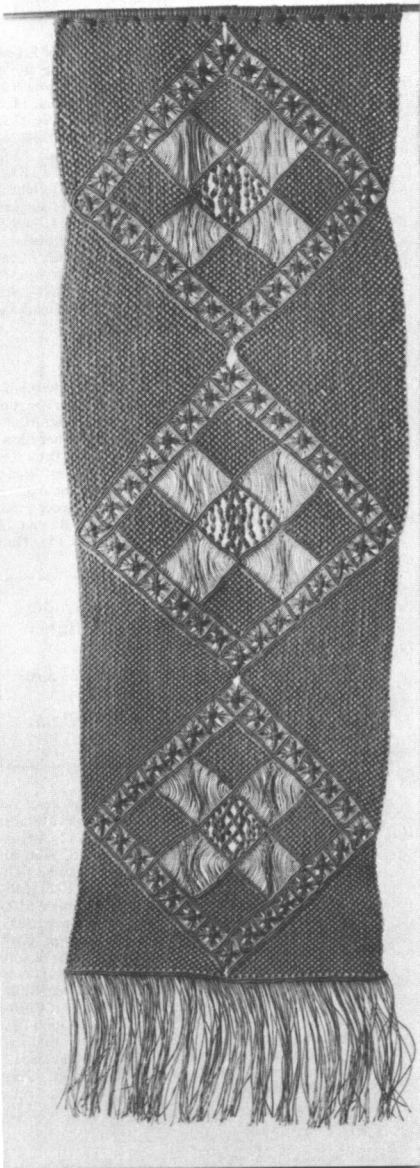
«Dass mir keines von euch den Herrn Inspektor mit Du anredet», sagt der Lehrer. «Ihr müsst immer ‹Herr Inspektor› sagen. Klar?»
Am nächsten Tag kommt der Inspektor. Er besucht die Klasse. Unter anderem fragt er den kleinen Peter nach dem siebten Gebot.
Peter zaudert ein bisschen, dann sagt er brav: «Der Herr Inspektor soll nicht stehlen.»

4. Wettbewerb Handarbeit 1977

Die vier Wände des Sitzungszimmers, wo die Jurierung vorgenommen wurde, sie hätten nie genügt, wenn wir all die vielen eingesandten Wandbehänge hätten aufhängen wollen. Das war also wieder ein höchst willkommener Wettbewerb!

Entscheidend für die Prämierung war einmal die Farbkomposition (die Farben durften einander nicht stören oder gar erdrücken!), dann die Wahl des Themas (oh, diese wenig originellen Eulen – was haben wohl diese Nachtvögel angestellt, dass sie in so vielen mehr oder weniger guten Wandbehängen konterfeit wurden?), ferner die Verwendung und Komposition der Materialien. Oft gab nicht nur die Originalität der Arbeit den Ausschlag für die Rangierung, sondern es wurde auch der Mut zur Einfachheit und klaren Struktur belohnt, nicht zuletzt auch der grosse Fleiss, der für eine handwerklich gediegene Arbeit aufgewendet worden war.

In der Schule hat der Lehrer über die Pilger gesprochen, die ins Heilige Land zogen. Anschliessend fragt er: «Nun, Heini, was ist also ein Pilger?» «Ein Pilger ist ein Mann», antwortet Heini nach einigem Zögern. «Das ist eine ungenügende Antwort», schimpft der Lehrer, «ich bin auch ein Mann, aber bin ich ein Pilger?» «Nein, Herr Lehrer, ein Pilger ist ein frommer und guter Mann…»



1. Preis

Buchser Benedikta, 13 J., Hauptstrasse 142, 5268 Eiken; Bürge Annj, 14 J., Schreinersberg, 9607 Mosnang; Burch Irene, 13 J., Berghof, 6063 Stalden; Fässler Andrea, 9 J., Planaterrastrasse 1, 7000 Chur; Gregori Claudia, 14 J., Toggenburgerstrasse 27, 9500 Wil SG; Huber Pia, 11 J., Brüniostrasse, 6053 Alpnach-Stad; Käppeli Ursula, 15 J., Zentralstrasse 32, 6003 Luzern; Keller Heidi, 15 J., Kugelhut, 9602 Müselbach; Kessler Judith, 15 J., Rietstrasse 4, 8807 Freienbach; Merz Anita, 15 J., Gehren 346, 4314 Zeiningen; Müller Bernadette, 17 J., Stiegeln 132, 8968 Mutschellen; Neeser Elisabeth, 13 J., Hubel 273, 5057 Reitnau; Scherrer Olivia, 13 J., Hauptstrasse 79, 8716 Schmerikon; Stadelmann Johanna, 13 J., Birchbühl, 6154 Hofstatt; Theiler Martha, 15 J., Kniri 4, 6370 Stans; Wagner Doris, 14 J., Mattstrasse 14, 9500 Wil; Wittwer Benedikt, 15 J., Bannstrasse 24, 6312 Steinhausen.

2. Preis

Abry Claudia, 12 J., St. Josef 11, 6370 Stans; Ackermann Ruth, Mahren 176, 4654 Lostorf; Auf der Maur Brigitte, 17 J., Waldeggstrasse 3, 6430 Schwyz; Baumeler Monika, 13 J., Kantonsstrasse 35, 6048 Horw; Bircher Elisabeth, 15 J., St. Heinrichstrasse 11, 6370 Stans; Brun Regula, 12 J., Pfaffnauerstrasse 482, 6260 Reiden; Braun Doris, 15 J., Hirschenstrasse 35, 9202 Gossau; Bucheli Annerös, 16 J., Talweid, 6276 Hohenrain; Bucher Irma, 13 J., Schönbühlweg 12, 6048 Horwn; Dobler Renata, 12 J., Neuhof, 9607 Mosnang; Eigenmann Edith, 15 J., Hub

Die Tante entdeckt bei einer Kinderparty im Garten einen kleinen Buben, den sie noch nicht kennt.
«Was ist denn das für ein neues Gesicht?» fragt sie freundlich.
«Das ist nicht neu», sagt der Kleine, «das ist nur gewaschen heute!»

130, 9313 Muolen; Fischer Karin, 10 J., Brunäcker, 5618 Bettwil; Flury Barbara, 14 J., Turmatthof 12, 6370 Stans; Fraefel Yvonne, 16 J., Im Weingarten 5, 9242 Oberuzwil; Gremli Anita, 14 J., Grabenstrasse 3 A, 9220 Bischofszell; Gwerder Liselotte, 14 J., Hauptstrasse 2, 6436 Muotathal; Hager Trudi, 16 J., Reckholder, 8722 Kalt-130, 9313 Muolen; Emmenegger Monika, Mettlen, 6170 Schüpfheim; Huber Eveline, 13 J., Brünigstrasse, 6053 Alpnach-Stad; Imbach Monika, 15 J., Abendweg, 6247 Schötz; Imfeld Regina, 14 J., Fang, 6063 Stalden; Kaufmann Josy, 14 J., Oberfeld, 6275 Ballwil; Neukomm Esther, Winkelriedstrasse 48, 8203 Schaffhausen; Rimle Madeleine, 15 J., Bahnhofstrasse, 9313 Muolen; Rüttimann Zita, 15 J., Dorf, 6280 Urswil; Tomasi Rita, 11 J., Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Wechsler Andrea, 14 J., Neulandstrasse 25, 9500 Wil; Widmer Claudia, 12 J., Büelstrasse 51, 9630 Wattwil; Vogel Margot, 12 J., Neugasse 31, 9443 Widnau.

3. Preis

Albrecht Christine, 16 J., Schönenbergstrasse 132, 8820 Wädenswil; Baldinger Ingrid, 12 J., Aarenstrasse 83, 5222 Umikon; Benz Casilda, 15 J., Goethestrasse 34, 9008 St. Gallen; Blättler Sandra, 12 J., Feldmühlestrasse 20, 6010 Kriens; Braunwalder Bernadette, 15 J., Schäflíwiese 474, 9104 Waldstatt; Bucher Domenica, 14 J., Schönenbuehlweg 12, 6048 Horw; Bucher Felizitas, 14 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Bürge Helen, 17 J., Berg, 9607 Mosnang; Bürgi Pia, 14 J., Chraibel 264, 5027 Herznach; Cueni Jaqueline, 13 J., Breitenbachstrasse 59, 4242 Laufen; Dellen Jaqueline, 15 J., Kastanienbaumstrasse 216, 6047 Kastanienbaum; Dobler Helen, 9 J., Kalkbühl, 8750 Glarus; Dudli Silvana, 13 J., Böschachstrasse 59, 9443 Widnau; Eigenmann Regula, 13 J., Hub

«Mama, morgen haben wir schulfrei!» jubelt Bettina.
«Wieso denn?» fragt Mama.
Bettina zuckt die Achseln: «Ich glaube, unsere Lehrerin geht fort.»
«Das ist mir neu», meint Mama.
«Doch», sagt Bettina, «sie sagte gestern am Ende der Stunde: Morgen fahre ich hier fort…»

brunn; Hauert Pia, 17 J., am Bach, 8580 Matswil TG; Hubeli Marianne, 14 J., Schlossgasse 23, 5117 Habsburg; Huser Claudia, 12 J., Buacherweg 22, 5443 Niederrohrdorf; Huwiler Regula, Wannen, 5643 Sins; Jacot Pascale, 15 J., Vorhaldenstrasse 9, 8049 Zürich; Imfeld Trudi, Fang, 6023 Stalden; Isenring Ursula, Oberhütten, 9054 Haslen; Kamber Vreni, 14 J., Weinhalde 730, 4614 Hägendorf; Käppeli Therese, 14 J., Hörnliweg 6, 3600 Thun; Lässer Priska, 15 J., Niederwil, 9205 Waldkirch; Leu Barbara, 13 J., Mösli, 5057 Reitnau; Meier Hildegard, Alpenstrasse 19, 6020 Emmenbrücke; Mühlebach Rita, 14 J., Auwerstrasse, 5643 Sins; Müller Roswitha, 10 J., Hanwald, 9602 Müselbach; Müller Roland, 13 J., Stieglen 132, 8968 Mutschellen; Müller Annemarie, 13 J., Hanwald, 9602 Müselbach; Müller Astrid, 15 J., Stieglen 132, 8968 Mutschellen; Neeser Esther, 14 J., Hägelen 87, 5057 Reitnau; Neeser Christine, 15 J., Hubel 273, 5057 Reitnau; Nötzli Cornelia, 14 J., Rietstrasse 5, 8807 Freienbach; Odermatt Hans, 11 J., Kapellmatt, 6383 Dallenwil; Ott Marianne, 15 J., Feldweg 6, 6370 Stans-Oberdorf; Pfiffner Claudia, 15 J., Widenstrasse 17, 6317 Oberwil; Senn Maria, 13 J., Brühlstrasse 2, 5416 Kirchdorf; Scherrer Silvia, 11 J., Ruderbach 123, 9424 Rheineck; Scherrer Ursula, 13 J., Ruderbach 123, 4924 Rheineck; Schönenberger Monika, Spottenberg, 8502 Herdern; Steiner Agnes, Gnippen, 8731 Rieden; Stocker Luzia, 17 J., Arxhof, 4416 Bubendorf; Studer Gabriela, 17 J., Rosenweg 9, 6370 Stans; Styger Regula, 16 J., Schlossgasse 6, 7320 Sargans; Truniger Andrea, 12 J., Grünaustrasse 31, 9630 Wattwil; Tschudi Margrit, 11 J., Escherstrasse 12, 8752 Näfels; Vogt Margrit, 14 J., St. Annastrasse 3, 6030 Ebikon; Wohlgensinger Ida, Dietschwilerstrasse 228, 9533 Kirchberg.

0.70
Kern
Prontograph
der perfekte
Tuschefüller
Kern
SWISS
Kern & Co. AG, 5001 Aarau
Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Zeicheninstrumente
Foto- und Kinoobjektive

5. Wettbewerb Leseratte 1977

Es waren 16 Wörter zu finden, und die Mittelbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergaben das Lösungswort:

Lärmbekämpfung

Unter den Einsendern der richtigen Lösung erhielten folgende Knaben und Mädchen als Preis ein rassiges Jugendbuch:

Mädchen

Bachmann Esther, 11 J., Langgasse 7, 6340 Baar; Balmer Doris, 14 J., Schmittenhof, 5646 Abtwil; Baur Eveline, 16 J., Gallusstrasse 2a, 9403 Goldach; Bodenmann Katharina, 14 J., Signalstrasse 37, 9400 Rorschach; Braun Cecile, 13 J., Bahnhofstrasse, 8716 Schmerikon; Braunwalder Bernadette, 15 J., Schäflíwiese 474, 9104 Waldstatt; Brander Karolin, 12 J., Akeleiweg 3, 9247 Henau; Burch Hildegard, 13 J., Dürrspitz, 6063 Stalden; Christen Annemarie, 12 J., Stanserstrasse 17, 6362 Stansstad; Elmiger Ruth, 13 J., Hölzli, 6252 Dagmersellen; Emmenegger Christina, 15 J., Grosslücken 22, 6430 Schwyz; Ehrler Rita, 13 J., Schwyzerheim, 6383 Dallenwil; Flunser Monika, 15 J., Kolonie 211, 6472 Erstfeld; Filliger Yvonne, 12 J., Briesenweg 4, 6052 Hergiswil; von Flüe Brigitte, 11 J., Zugerstrasse 11, 6330 Cham; Freiermuth Regina, 12 J., Römerstrasse, 4314 Zeiningen; Häseli Barbara, 14 J., Möriswang, 9545 Wängi; Hochstrasser Yvonne, 17 J., Arbenzstrasse 18, 8008 Zürich; Jungo Daniela, 14 J., Riedliweg 563, 1712 Tafers; Kunz Silvia, 12 J., Post, 6133 Hübeli; Künzli Claudia, 14 J., Fohrhölzlistrasse 14D, 5443 Niederrohrdorf; Ladner Christine, 11 J., Mittlere Strasse 40, 4056 Basel; Lanfranchi Priska, 11 J., Hombergweg 4, 5033 Buchs AG; Ledergerber Angelika, 12 J., Hauptstrasse, 8586 Erlen; Lüchinger Marlene, 13 J., Bachstrasse, 9463 Oberriet; von Matt Christa, 13 J., Kilchmattstrasse 11, 8968 Mutschellen; Moser Verena, 12 J., Obergütschstrasse 33, 6003 Luzern; Meili Esther, 12 J., Iddastrasse 28, 9008 St. Gallen; Müller Monica, 15 J., Feldblumenstrasse 26, 6294 Ermensee; Müller Bernadette, 15 J., Waldstrasse 13, 6015 Reussbühl; Müller Esther, 11 J., Oststrasse 10, 8570 Weinfelden; Oehen Yvonne, 14 J., Ess, 6287 Aesch; Pfiffner Claudia, 15 J., Widenstrasse 17, 6317 Oberwil; Portmann Franziska, 8 J., Chr.-Schnyderstrasse 45, 6210 Sursee; Rimle Claudia, 15 J., Hauptstrasse, 9313 Muolen; Rusch Rita, 15 J., Hub, 9205 Waldkirch; Schallberger Marianne, 14 J., Rotzberg, 6065 Ennetmoos; Scheiwiler Irene, 12 J., Heide, 9246 Niederbüren; Scheiwiler Monika, 15 J., Sonnenhalde, 9243 Jonschwil; Schläfli Judith, 13 J., Hünikerstrasse 114, 4511 Horriswil; Schnetzer Rita, 16 J., Hauptstrasse 716, 9248 Schwarzenberg; Stoop Beatrice, 16 J., Sonnhaldenstrasse 11, 8640 Rapperswil; Stöckli Eveline, 12 J., Bahnhofstrasse 45, 4118 Rodersdorf; Streule Ursula, 12 J., Rainmattstrasse 17, 3415 Hasle-Rüegsau; Studer Käthy, 13 J., Bahnhofplatz, 6170 Schüpfheim; Suess Hanni, 16 J., Holzhäusernstrasse 43, 6343 Rotkreuz; Weber Anita, 17 J., Friedensstrasse 89, 4600 Olten; Wicki Luzia, 14 J., Ennetacher, 6166 Hasle; Wolfisberg Irene, 13 J., Schlossstrasse, 6284 Gelfingen; Wyss Krista, 14 J., Müller-Friedberg 22, 9000 St. Gallen.

Knaben

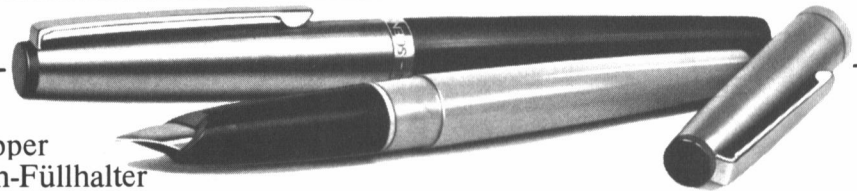
Arnold Josef, 13 J., Brieglen, 6264 Pfaffnau; Balmer Stefan, 12 J., Schmittenhof, 5646 Abtwil; Biegger Christian, 14 J., Ulrich-Röschstrasse 8, 9403 Goldach; Brändle Urs, 12 J., Töberstrasse 485, 9425 Thal; Bucher Theophil, 15 J., Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Camenzind Urs, 15 J., Hinterdorf, 6055 Alpnach-Dorf; Caminada Patrick, 15 J., Luziaweg 9, 8807 Freienbach; Dittus Christian, 14 J., Entwiesenstrasse 19, 8437 Zurzach; Egli Rolf, 15 J., Schlüsselstrasse 35, 8437 Zurzach; Flury Moritz, 9 J., Redernweg 1, 2502 Biel; Föhn Andreas, 10 J., Riffigstrasse 28, 6020 Emmenbrücke; Frei Daniel, 13 J., Heimeli 272, 5422 Oberehrendingen; Galliker Hansjürgen, 16 J., Wolfsmatt 6, 6017 Ruswil; Gassmann Balz, 13 J., Hagrösli, 6024 Hildisrieden; Häfliger Hanspeter, 15 J., Habsburgerstrasse 32, 6003 Luzern; Jann Ruedi, 14 J., Niederwil, 6362 Obbürgen; Jenny Peter, 14 J., Blatt, 6345 Neuheim; Keller Andreas, 14 J., Lehmgrube 31d, 4657 Dulliken; Klein Matthias, 15 J., Gellertstrasse 44, 4052 Basel; Koch Markus, 15 J., Schwärzistrasse 41, 6017 Ruswil; Krieger Martin, 15 J., Guetrütistrasse 10, 6010 Kriens; Krummenacher Patrick, 14 J., Diana, 6182 Escholzmatt; Landolt Stefan, 15 J., Hirschistrasse 12, 6430 Schwyz; Lauber Markus, 17 J., Stollberghalde 14, 6003 Luzern; Menti Mario, 13 J., Steinradweg 2, 8806 Bäch; Merz Meinrad, 13 J., Gehren 346, 4314 Zeiningen; Minder Christoph, 10 J., Walkestrasse 2, 8570 Weinfelden; Mingrone Walter, 14 J., Dorfstrasse 862, 5115 Möriken; Pfister Pierre-André, 14 J., Erlenstrasse 27, 6020 Emmenbrücke; Raess Paul, 11 J., Neuhauserstrasse 3, 8500 Frauenfeld; Rickert Christof, 14 J., Hochschorenstrasse 19, 9202 Gossau; Rupper Markus, 15 J., Keiblenstrasse 11, 8355 Ettenhausen; Schatzmann Markus, 14 J., Mittelholzstrasse 7, 8302 Kloten; Scheiwiler Martin, 15 J., Kreuzrain, 9606 Bütschwil; Schmid Niklaus, 16 J., Seetalstrasse 149, 5102 Rupperswil; Schmid Andreas, 12 J., Haldenstrasse 7, 5417 Untersiggenthal; Schmid Benno, 8 J., Posthaus, 3983 Mörel; Schiesser Fritz, 16 J., Ziegelbrückestrasse 8, 8867 Niederurnen; Sieber Sepp, 17 J., Eulenweg 10, 5400 Baden; Staubli Thomas, 15 J., Thomasweg 11, 3097 Liebefeld; Stocker Peter, 12 J., Schönbühlring 15, 6005 Luzern; Strittmatter Michael, 14 J., Feldblumenweg 7, 8437 Zurzach; Tönz Konstantin, 11 J., Balma, 7132 Vals; Tuba Stefan, 15 J., Neumattstrasse 2, 3700 Spiez; Widmer Martin, 16 J., Gallusstrasse 38, 9500 Wil; Wirth Daniel, 12 J., Churfirstenstrasse 8, 8355 Aadorf; Zahner Markus, 15 J., Bleichmattweg 11a, 6300 Zug; Zemp Hans, 12 J., Glitzmischwand, 6182 Escholzmatt; Zeller Hermann, 12 J., Oberarnegg, 9212 Arnegg; Zünd Thomas, 9 J., Feldmülistrasse 1413, 9442 Berneck.

Soennecken-Stundenplan

Soennecken-Flipper – der tolle Schülerfülli

Montag	Dienstag	Mittwoch		Donnerstag	Freitag	Samstag

Für Schulen!
Verlangen Sie unsere Stundenpläne kostenlos im Fachgeschäft.



Den Flipper
Patronen-Füllhalter
gibt es in vielen fröhlichen Farben. Mit dem Soennecken-Flipper schreibst Du immer gleich sauber. Der Fülli kleckst nicht, trocknet nicht aus und ist bruchsicher.

Soennecken-Flipper **Fr. 13.50**

Für die Leseratten

Spuk im Druiden-Hain 156
Wally Stones erster Fall 165
Verirrt 174
Begabter Junge gesucht 183
Auf dem Weg ins Abenteuer 193
Begegnung an der «Riviera» 206
«Familientheater» 218

Spuk im Druiden-Hain

Kathy ist zwölf und ihr Bruder Nick zehn, als sie wegen des Krieges und der Bomben, die auf London fallen, die Stadt verlassen müssen. In dem kleinen walisischen Dorf kommt den beiden zunächst alles fremd und etwas sonderbar vor. Mr. Evans, bei dem sie untergebracht sind, ist geizig und ein sauertöpfischer Mensch, und seine Schwester hat nur einen Wunsch: ihm möglichst alles recht zu machen. Kein Wunder, dass Kathy und Nick sich dort nicht wohl fühlen.

Kathy konnte Mr. Evans auch nicht leiden. Niemand konnte das. Aber Nick hasste ihn so sehr, dass Mr. Evans ihr geradezu leid tat. «Er hat gesagt, dass es zu Weihnachten eine Gans geben wird. Ist das nicht prima? Ich habe noch nie Gans gegessen.»

«Mir wäre Truthahn lieber», sagte Nick.

Die Gans kam von Mr. Evans älterer Schwester, die ausserhalb der Stadt lebte und Geflügel zog. Nick und Kathy hatten nie von ihr gehört.

«Sie ist seit langem leidend», erklärte ihnen Tante Lou, «und seit einiger Zeit ist sie bettlägerig. Arme Seele! Ich denke viel an sie, aber ich darf nicht hingehen und sie besuchen. Mr. Evans will es nicht. Er sagt: Dilys hat sich ihr eigenes Nest gebaut und ihrer Familie den Rücken gekehrt. Sie heiratete Mr. Gezubett, den Minenbesitzer, wisst ihr.»

Die Kinder wussten es nicht, mochten aber auch nicht fragen. Es machte Tante Lou immer leicht nervös, wenn man sie direkt nach etwas fragte. So sagten sie nur: «Gezubett ist ein lustiger Name, nicht wahr.»

«Eben englisch», Tante Lou sagte es in fast abfälligem Ton. «Das hat Mr. Evans so aus der Fassung gebracht, dass sie einen Engländer geheiratet hat und dazu einen Minenbesitzer.»

Kathy hatte nicht gewusst, dass der Stolz eines Walisers soweit gehen konnte, schliesslich waren auch sie Engländer.

«Dilys heiratete ihn, gleich nachdem unser Vater unten in der Mine den Tod gefunden hatte. Mr. Evans sagte damals, sie tanze auf seinem Grab. Es heisst, dass die Gezubetts schlechte Arbeitgeber waren. Unser Vater starb bei einem Stolleneinsturz, und Mr. Evans sagt, das hätte nicht sein müssen, wenn sie besser vorgesorgt hätten. Natürlich war das nicht der Fehler des jungen Gezubett, zu der Zeit leitete sein Vater noch den Betrieb, aber in bezug auf die Mine, sagt Mr. Evans, sind alle Gezubetts gleich. Sie denken nur an den Profit. Das machte ihn hart gegen Dilys, und obwohl ihr Mann nun tot ist, kann er Vergangenes nicht vergangen sein lassen.»

Immerhin war er bereit, eine Gans zu Weihnachten anzunehmen!

«... Es ist eben ein wunderbarer Braten», sagte Tante Lou, als ob sie ihre Gedanken gelesen hätte. «Hepzibah Grün zieht die Gänse. Sie versteht sich auf Geflügelzucht. Sie hat die richtige Hand dafür, ebenso für Kuchen. Ihr solltet einmal ihr Früchtebrot kosten. Hepzibah sorgt für Dilys und das Landhaus, so gut sie kann. Druiden-Boden war einmal ein stattliches Grundstück. Aber durch Mr. Gezubetts Tod und Dilys Krankheit ist es ziemlich heruntergekommen. Es fehlt eben ein Mann, sagt Mr. Evans, aber er ist nicht bereit, sich darum zu kümmern, und Dilys würde ihn bestimmt nicht darum bitten. Sie haben beide ihren Stolz, versteht ihr?»

Druiden-Boden. Der Name hatte es Nick angetan.

«Der Grund im Druiden-Hain», erklärte Tante Lou. «Das ist der Talboden, wo die Eiben wachsen. Erinnerst du dich, wo wir bei der Eisenbahnlinie die Blaubeeren gepflückt haben, der tiefe Talgrund direkt vor dem Tunnel?»

Nicks Augen weiteten sich.

«Das ist eine düstere Gegend.»

«Es sind nur die Eiben, die es so dunkel erscheinen lassen. Aber ein bisschen unheimlich ist der Platz schon, voll alter Sagen. Die Leute behaupten, es sei dort nicht ganz geheuer bei Dunkelheit. Es spuke. Ich weiss, dass ich darüber nicht sprechen sollte, Mr. Evans dürfte das nicht hören. Er nennt alle abergläubische Dummköpfe, die so daherreden.»

Kathy war aufgeregt. Sie liebte alte Spukgeschichten über alles. «Ich würde mich in dem Hain nicht fürchten», verkündete sie selbstsicher. «Nick vielleicht, er ist ein Angsthase, aber mich kann nichts dergleichen erschrecken. Darf ich mit dir gehen, Tante Lou, wenn du die Gans holst?»

Aber es kam so, dass sie und Nick allein gehen mussten. Und das wurde zu einem so wichtigen Erlebnis, dass es alles andere in den Schatten stellte. Sie wurden zwei Tage vor Weihnachten zum Druiden-Boden geschickt,

weil Tante Lou krank geworden war. Sie hustete schon am Morgen, und ihre Augen waren rot unterlaufen. Nach dem Mittagessen kam Mr. Evans in die Küche und sah, wie sie am Spültisch stand und hustete.
«Du kannst mit dem Husten nicht rausgehen», sagte er. «Schick die Kinder.»
Tante Lou hustete und hustete.
«Ich denke, morgen wird es mir wieder besser gehen. Hoffentlich macht sich Hepzibah keine Sorgen, dass ich heute nicht komme.»
«Morgen brauche ich dich im Laden. Es ist Weihnachtsabend. Die Kinder können gehen. Für sie ist es eine Abwechslung.»
«Wir brauchen diesmal eine grosse Gans, Samuel», sagte Tante Lou.
«Zu zweit werden sie sie wohl tragen können.»
Einen Moment herrschte Stille. Tante Lou wich den Augen der Kinder aus. Dann gab sie zu bedenken: «Es wird dunkel, bevor sie zurück sind.»
«Vollmond!»
Mr. Evans drehte sich nach den Kindern um, sah Nicks entsetztes Gesicht und wandte sich wieder Tante Lou zu. Sie war flammend rot geworden. Er fuhr sie mit drohender Stimme an: «Ich will hoffen, dass du ihnen keine verrückten Ideen in den Kopf gesetzt hast.»
Auch Tante Lou blickte die Kinder an. Ihre Augen beschworen sie, nichts zu verraten.

Kathy verlor fast die Geduld. Kein Erwachsener sollte sich von einem anderen so unterdrücken lassen. Dennoch hatte sie Mitleid. Deshalb fragte sie ungeduldig:
«Was für Ideen, Mr. Evans? Natürlich gehen wir gerne, und wir fürchten uns auch im Dunkeln nicht.»

«Kein Grund, sich zu fürchten», redete sie Nick zu, als sie längs der Bahnlinie dahintrotteten. «Was soll es hier schon Geheimnisvolles geben? Etwa die paar alten Bäume da?»
Nick sagte nichts, sah sich nur nach allen Seiten um.
«Du weisst ja, wie abergläubisch Tante Lou ist: An Holz klopfen, nicht unter einem Kreuzbalken durchgehen und Salz über die Schulter werfen, wenn sie etwas verschüttet. Sie ist so ängstlich, dass sie vor ihrem eigenen Schatten davonläuft.»
Doch als sie in den Wald kamen, fühlte sich Kathy schon nicht mehr so kühn. Es dämmerte bereits. Erste Sterne blinkten am kalten Winterhimmel, und es war sehr still.
Selbst Kathy wagte nur noch zu flüstern: «Sieh, dort geht ein Weg hinab, dort hinter dem Stein.»
Nicks Gesicht leuchtete bleich, als er zu ihr aufsah. Auch er flüsterte: «Geh du allein. Ich werde hier warten.»
«Sei nicht verrückt.» Kathy schluckte, dann redete sie ihm zu. «Möchtest du nicht ein Stück feines Früchtebrot

probieren? Bestimmt bekommen wir eines. Komm, es ist ja nicht mehr weit! Tante Lou sagt, dass es von hier ganz nahe ist, nur noch den Abhang hinab. Keine fünf Minuten.»
Aber Nick schüttelte den Kopf. Er kniff die Augen zu und presste sich die Hände an die Ohren.
Kathy liess seine Hand los.
«Also gut, mach was du willst! Aber es wird gleich dunkel, und dann wird es schön gruselig sein. Du wirst dich allein viel mehr fürchten, als wenn du bei mir bist. Druiden und Geister werden dir erscheinen, und womöglich kommen wilde Tiere. Du hast ja keine Ahnung! Ich wäre nicht überrascht, wenn es hier in den Bergen sogar Wölfe gibt. Aber das ist nicht meine Sorge. Wenn ich sie heulen höre, werde ich bestimmt nicht zurückkommen.»
Und sie ging weiter, ohne sich nach ihm umzudrehen. Weisse Steine markierten den Weg zwischen den Eiben, und wo es steil nach unten ging, waren Stufen in den Hang geschnitten und mit Holzbohlen verstärkt.
Kathy war noch nicht weit gegangen, als sie Nick hinter sich hörte.
«Kathy, warte auf mich, bitte, warte!»
Sie hielt an und blickte über die Schulter zurück. «Kathy, lass mich nicht allein!» Er hängte sich an ihren Mantel und hielt den Atem an, um das Weinen zu unterdrücken.
Sie begannen, den Pfad hinabzusteigen. Die Eiben standen grau im Dämmerlicht. Einige waren ganz mit Efeu überrankt, in dem es raschelte und knisterte. Wie Stimmen, dachte Kathy. Die Bäume schienen auf einmal lebendige Wesen mit flüsternden Stimmen. Kathy schalt sich töricht, konnte es aber nicht verhindern, dass ihr solche Gedanken durch den Kopf schossen.
Um sich selbst abzulenken, wandte sie sich an Nick: «Du bist so still.»
«Was soll ich denn sagen?»
«Ich meine nur, sonst...»
Kathy stockte. Sie konnte es nicht erklären, aber sie hatte plötzlich ein sonderbares Gefühl, so als seien sie nicht allein, als wäre noch jemand hier. Jemand, der sie belauerte, tief im Gehölz oder tief in der Erde. Kein Spuk – so einfach war das nicht. Was immer es sein mochte, es war nicht in Worte zu fassen, war irgendwie alt und gewaltig und namenlos.
Kathy begann zu zittern.
«Kathy?» Das war Nick.
«Horch!»
«Worauf?»
«Pst!»
Nun war es wirklich da, denn sie hörten es beide. Wie leises, langgezogenes Wispern oder Seufzen. Als wenn sich die Erde im Schlaf umdrehte oder das ungeheure, namenlose Ding den Atem ausstiess.
«Hörst du es?» Kathy war stehengeblieben. «Hast du das gehört?»

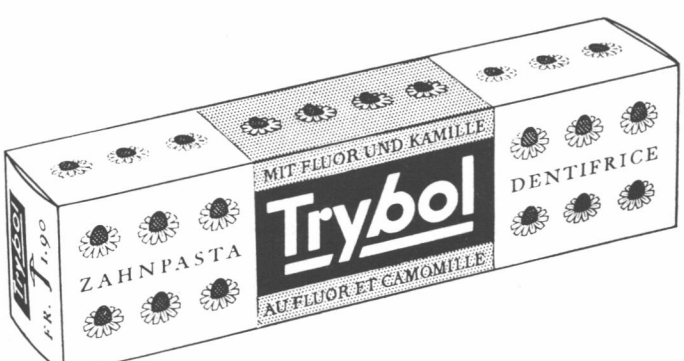
Schöne, gesunde Zähne

Liebe Mädchen, liebe Buben!

Tragt Sorge zu Euren Zähnen. Macht sie schön und schützt sie vor dem Zerfall. Putzt die Zähne so oft als möglich mit Trybol Zahnpasta.

Trybol enthält Fluor, das die Zähne härter macht, und Kamille, die das Zahnfleisch gesund hält. Bittet deshalb Eure Mutter, Euch Trybol Zahnpasta zu geben. Härtere Zähne bekommen viel weniger Löcher, und gesundes Zahnfleisch schützt den Zahnhals, die empfindlichste Stelle des Zahnes.

Nur Trybol Zahnpasta enthält Fluor und Kamille.



Nick begann zu weinen. Genau auf sein Weinen hin herrschte Stille.
Kathy sagte mit trockenem Mund: «Jetzt ist es vorbei. Es war wohl nichts, wahrscheinlich nur der Wind, sonst nichts.»
Nick schluckte und bemühte sich verzweifelt, sein Schluchzen zu unterdrücken. Er klammerte sich an Kathy. «Doch, da ist etwas, jetzt ist es ganz nah», jammerte Nick.
Kathy lauschte. Nick hatte recht. Es war nicht nur das Klopfen ihres Herzens, da war noch etwas anderes. Ein seltsam heiserer, glucksender Laut, der von oben zu kommen schien, oben auf dem Pfad. Sie standen still und lauschten. Das Geräusch kam näher.
«Los, weg von hier!» Kathy begann zu laufen. Die grosse Tasche, die sie für die Gans mitgenommen hatten, geriet ihr zwischen die Beine, und der Pfad führte so steil bergab, dass sie aufpassen musste, nicht das Gleichgewicht zu verlieren, während ihre Füsse rutschten und schlitterten. Sie rannte, und Nick rannte hinter ihr her. Und das geheimnisvolle Wesen, was immer es auch sein mochte, folgte ihnen. Kathy kamen alle Geistergeschichten in den Sinn, die sie gelesen oder gehört hatte: Blickst du dich nach dem um, was hinter dir ist, gerätst du in seinen Zauberbann!
«Sieh dich nicht um, Nick, was immer auch passieren mag, sieh dich nicht um!» schrie sie.
Noch eine Windung, der Pfad wurde flacher und mündete schliesslich in die Talsohle. Kathy griff nach Nicks Hand, um ihn noch schneller fortzuzerren. Zu schnell für seine kurzen Beine. Er stürzte. Er jammerte, als sie ihn hochriss. «Ich kann nicht mehr, Kathy, ich kann nicht mehr!»
Und sie sagte mit klappernden Zähnen: «Doch, du kannst. Los, es ist nicht mehr weit!»
Endlich sahen sie das Haus. Sein dunkler, hoch aufragender Schornstein hob sich gegen den fahlen Abendhimmel ab, hinter zwei Fenstern schimmerte Licht. Ein erleuchtetes Fenster im Obergeschoss und eines auf der Seite. Sie rannten durch ein offenes Tor über einen dunklen Hof auf das erleuchtete Fenster seitlich des Hauses zu. Aber die Brabbel-Brabbel-Laute kamen ihnen nach durch den Hof...
«Bitte, bitte», schrie Kathy in höchster Verzweiflung, überzeugt, dass nun ihr Ende gekommen sei und der Spuk sie im nächsten Moment verschlingen würde.
Aber wie durch einen Zauber öffnete sich eine Tür des Hauses, und sie stürzten hinein ins Licht, in Wärme und Sicherheit.

Ein warmer, sicherer Ort. Hepzibahs Küche war es immer und nicht nur an diesem Abend. Hier eintreten war genauso, wie an einem bitterkalten Tag nach Hause zu kommen, wo

einen ein helles, wärmendes Feuer erwartet. Geborgenheit nach all dem Schrecken.
Nicht, dass die Angst auf einen Schlag vorbei gewesen wäre. Sie waren drinnen, gewiss, aber die Tür stand offen, und die Frau beeilte sich keineswegs, sie zu schliessen und das Grauen auszusperren. Sie stand einfach da, schaute verwundert auf die Kinder und lachte freundlich. Sie war gross und hatte rotes Haar, das wie Kupfer leuchtete. Sie hatte eine weisse Schürze um, und die Ärmel ihres Kleides waren hochgekrempelt und entblössten zwei kräftige Arme, die mit Sommersprossen übersät waren. An ihren Händen klebte Mehl.
Kathy sah zuerst die Frau, dann die grosse Küche mit Steinfliesen. Die Ecken lagen im Schatten, doch beim Feuer war es hell und heimelig. Ein offener Geschirrschrank mit blauweiss gemusterten Tellern, ein hellgescheuerter Holztisch, über dem eine Öllampe von der Decke herabhing. Und Albert Sandwich, der unter der Lampe am Tisch sass mit einem aufgeschlagenen Buch vor sich, so dass das Licht darauffiel. Albert, den sie auf der Fahrt aus London kennengelernt hatte.
Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Kathy kam ihm zuvor. Sie hatte sich umgedreht und forderte atemlos: «Die Tür zu! Bitte machen Sie die Tür zu!»
Die Frau blickte verständnislos.
Oh, warum sind Menschen nur so schwer von Begriff, regte sich Kathy auf. Dann versuchte sie es zu erklären: «Miss Evans hat uns wegen der Gans geschickt. Aber irgend etwas hat uns verfolgt. Es jagte uns, und wir sind gerannt, und am Ende hatte es uns fast eingeholt, ein Wesen, das komische Laute ausstiess.»
Die Frau trat unter die Tür und spähte hinaus. Aber Kathy jammerte: «Bitte, machen Sie die Tür zu! Es kommt sonst herein.»
Darauf lachte die Frau. Sie hatte schöne, weisse Zähne mit einem kleinen Spalt vorne in der Mitte. «Beruhige dich, mein Liebes! Es war nur Mister Johnny. Ich wusste gar nicht, dass er draussen ist.»
«Er wollte Feldhühner beobachten», sagte Albert Sandwich. «Wahrscheinlich ist er dazu ein Stück weit den Berg hinaufgestiegen.»
«Aber das war kein Mensch», beteuerte Kathy. Sie fürchtete sich jetzt zwar nicht mehr, denn Albert Sandwich hatte ganz ruhig gesprochen.
«Das ist Mister Johnnys Art zu sprechen», erklärte Albert Sandwich nüchtern. Und dann zu der Frau: «Du musst zugeben, Hepzibah, dass es einen Fremden erschrecken kann», und zu Kathy: «Obwohl ich mir denken kann, dass ihr ihm einen weitaus grösseren Schrecken eingejagt habt. Wie wäre dir zumute, wenn du jemanden freundlich ansprichst, und er stürzt aufgeregt davon?»

Hepzibah rief beschwörend in die Dunkelheit: «Mister Johnny, wo bist du? Komm, es ist alles in Ordnung, komm herein.» Ihre Aussprache war nicht walisisch. Sie hatte einen anderen, kehligen Akzent.
Jemand näherte sich vorsichtig der Tür und trat dicht an Hepzibah heran, als suche er Schutz.
Es war ein kleiner Mann in einem Tweedanzug, um den Hals einen gepunkteten Schal, und mit einem seltsamen Gesicht. Er versuchte offenbar zu lächeln, ohne es zustande zu bringen. Eine Seite seines Mundes verzog sich krampfhaft nach unten.
Hepzibah stellte vor: «Dies ist Mr. Johnny Gezubett, Kinder. Mister Johnny, sag unserem Besuch guten Abend!»
Er schaute sie an und brachte mühsam einen gequälten Laut heraus. Er rieb seine rechte Hand an der Hose ab und musterte sie, ehe er sie ihnen entgegenstreckte.
Obwohl Mister Johnny kein Geist war, fühlte sich Kathy zu verstört, um die kleine, freundlich entgegengestreckte Hand zu drücken. Aber Nick begrüsste ihn unbefangen mit «Hallo, Mister Johnny», und ging auf ihn zu, als sei das die einfachste und selbstverständlichste Sache der Welt. «Ich bin Nicholas Peter Willow und zehn Jahre alt. Vorige Woche hatte ich Geburtstag. Und Kathy, meine Schwester, wird im nächsten Mai zwölf.»
«Hch. Harch-la. Chala. Larschla», kam es von Mister Johnny. Er spuckte ein bisschen beim Sprechen, und Kathy schrak zurück. Sie zögerte, ihm die Hand zu geben, weil sein Speichel sie treffen könnte.
Aber Hepzibah bewahrte sie davor: «Die Gans liegt für euch bereit. Aber wollt ihr nicht eine Kleinigkeit essen? Albert, hol die Gans für Kathy, während ich den Tisch decke!»
Albert nahm eine Kerze vom Regal und zündete sie an. Kathy folgte ihm durch eine Tür an der Rückseite der Küche in die Milchkammer. Die Gans lag, hübsch verpackt, auf einer Bank. Ausserdem standen ein Korb mit Eiern im Gestell, ein Ballen Butter und eine grosse Kanne Milch mit einer dicken Schicht Sahne.
Beim Anblick dieser Herrlichkeiten spürte Kathy, wie hungrig sie war.
«Ich denke, Mrs. Gezubetts Mann ist tot. Ist das ein Sohn von Mr. Evans Schwester?» fragte sie ablenkend.
«Nein», erklärte Albert. «Mister Johnny ist ein entfernter Vetter von dem Mr. Gezubett, den du meinst. Er lebte in Norfolk, aber als seine Eltern starben, kam er mit Hepzibah hierher. Sie war sein Kindermädchen, seit er geboren ist.» Albert setzte die Kerze ab, um beide Hände für die Gans frei zu haben. Er sah Kathy nicht an, als er sagte: «Er versetzt einem sicher einen Schock, wenn man ihm zum ersten Mal begegnet.»
Sie hielt die Tasche auf, damit er die

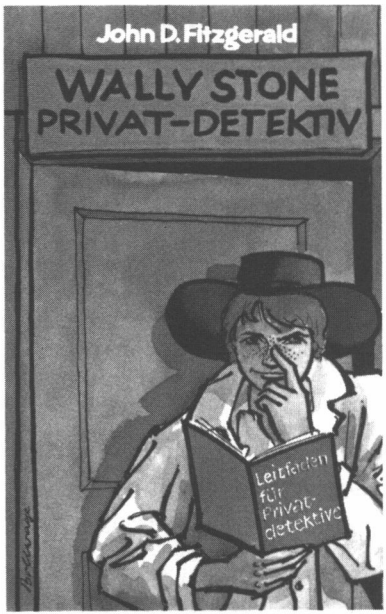
Gans hineinlegen konnte. «Ist er... ist er verrückt?»
«Nicht mehr als andere Menschen. Ein bisschen zurückgeblieben vielleicht.» Albert legte die Gans in die Tasche und band den Beutel oben zu. «Aber *sie* ist eine Hexe», sagte er.
«Eine Hexe?»
Er grinste sie an. «Nicht, was du denkst. Nicht so eine mit einer schwarzen Katze und Besenstiel. Eher das, was die Landleute eine ‹weise Frau› nennen. Als ich krank war, gab sie mir Medizin aus Kräutern, und es wurde besser. Der Doktor war erstaunt. Er hatte befürchtet, ich würde sterben.»
«Da also hast du gesteckt, krank im Bett!» platzte Kathy heraus und wurde gleich rot. Es war ihr peinlich, dass Albert denken könnte, sie hätte ihn gesucht. Schnell sagte sie: «Was hat dir gefehlt?»
«Lungenentzündung und dann Rheumatismus. Eine schöne Auslese aus dem medizinischen Jahrbuch. Nur gut, dass ich hierher zu Hepzibah kam, denn ohne sie würde ich vielleicht schon auf dem Friedhof liegen. Dabei dachte ich zuerst, ich hätte es gar nicht gut getroffen. Ich hatte dem Quartiermeister gesagt, wie sehr ich Bücher liebe, und dann schickte er mich ausgerechnet hierher in den abgelegensten Winkel. Aber stell dir vor, es gibt eine grosse Bibliothek in diesem Haus!»

*

Es ist Tradition, dass der Jugendkalender «Mein Freund» jedes Jahr junge Leseratten auf empfehlenswerte neuere Jugendbücher aufmerksam macht.
Unsere erste Kostprobe stammt aus dem Buche «*Hörst du, es ist ganz nah*», das im Benziger-Verlag, Zürich, erschienen ist. Die erfolgreiche englische Jugendbuchautorin Nina Bawden zeichnet hier mit grossem Einfühlungsvermögen die Erwachsenenwelt, mit der zwei Kinder konfrontiert werden: hier Geiz und Nüchternheit, dort Grosszügigkeit und Herzensgüte.
Eine sowohl spannende wie auch humorvolle Ausreissergeschichte erzählt Werner Schrader im Band «*Zwei auf Achse*»: Lutz, der bei der Grossmutter aufwächst, brennt mit seinem Freund durch, um seinen Vater zu suchen. Zwar erreichen die beiden, nach Überwindung von allerlei Abenteuern, ihr Ziel, gleichzeitig lernen sie aber auch, dass man vor den Problemen mit sich und der Umwelt nicht einfach davonlaufen kann (Herder-Verlag, Freiburg i. B.).
Mancher Leser wird in der Hauptperson des Buches «*Setz dich durch, Nick*» von Bianca Bradbury seine eigenen Sorgen und Ängste verkörpert finden. Auch Nick denkt an Flucht, um sich und den andern zu beweisen, wie selbständig er denken und handeln kann (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Wally Stones erster Fall

Der zwölfjährige Wally Stone, ein scharfer Denker, will sein Talent nutzbringend anwenden. Er kauft sich einen Regenmantel, einen Schlapphut und ein Lehrbuch für Privatdetektive und beschliesst, eine Detektiv-Agentur zu eröffnen. Wenn Wally in seinem Schuppen über dem Lehrbuch brütet, dann weiss Tom, der ihn tief bewundert, dass er seinen Bruder nicht stören darf.
Tom berichtet:



Unser erster Klient meldete sich am nächsten Vormittag ungefähr um 10 Uhr. Stevie Lammons, der im nächsten Häuserblock wohnte, kam heulend in den Schuppen gelaufen. Das überraschte mich, denn Stevie, der gleich alt war wie ich, weinte nicht so leicht. Er war einmal beim Spielen von einem Baum gefallen und hatte sich den Arm gebrochen. Damals hatte er weder geschrien noch geweint, sondern war nur besorgt gewesen, was seine Eltern sagen würden. Stevie neigte zur Dicklichkeit, wahrscheinlich weil er zuviel Süssigkeiten ass. Ich war vor etwa einer Woche bei seiner Geburtstagsparty gewesen. Seine Eltern hatten ihm einen reinrassigen Dackel geschenkt. Er besass einen langen Stammbaum und drei Namen. Der erste lautete auf Pakkard, Stevie nannte das Hundebaby Packy.

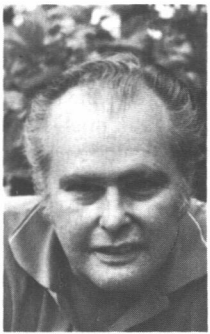
Ich bot Stevie meinen Stuhl an, und Wally schob mit dem Finger seinen Schlapphut aus der Stirn. «Was ist los, Stevie?» fragte er.

«Ich badete Packy hinter dem Haus», stammelte Stevie unter Tränen. «Ich hatte vergessen, ein Handtuch mitzunehmen und ging schnell hinein, um eines zu holen. Mama war gerade am Telefon. Sie will nicht, dass man sie unterbricht, wenn sie telefoniert, und meist redet sie eine Ewigkeit. Ich musste warten, bis sie fertig war und mir ein Handtuch gab, das ich benützen konnte. Als ich zurückkam, war

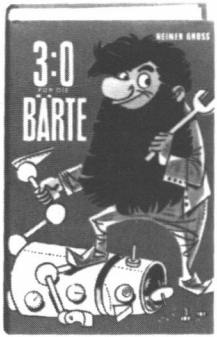
Packy verschwunden. Ich bin durch alle Strassen in der Nähe gerannt, konnte ihn aber nicht finden.»
«Trägt er nicht ein Halsband mit seiner Nummer und ein Schildchen mit eurer Adresse oder Telefonnummer?» fragte Wally.
«Doch, natürlich.» Stevie schnupfte. «Aber ich habe es ihm abgenommen, als ich ihn badete. Wer ihn findet, weiss nicht, wem er gehört.»
«Euer Garten ist eingezäunt», forschte Wally weiter, «wie konnte er überhaupt hinaus?»
«Howard Mason kam herüber und sah zu, als ich Packy badete. Dann rief ihn seine Mutter. Er rannte davon und liess das Türchen offen. Ich dachte nicht daran, als ich ins Haus ging, um das Handtuch zu holen.» Stevie fing wieder zu weinen an.
«Hör auf zu heulen», befahl mein Bruder. «Die Privatdetektiv-Agentur Stone wird Packy finden. Natürlich muss sie eine Gebühr erheben.»
«Papa bezahlte 50 Dollar für Packy», sagte Stevie. «Ich bin sicher, dass er dir eine Belohnung gibt. Und ich habe mehr als drei Dollar in der Sparbüchse, die ich dir gebe.»
«Hast du es deiner Mutter schon gesagt?» fragte Wally.
«Ich wagte es noch nicht.»
«Nun, so geh und sag es ihr jetzt», riet Wally. «Und sag ihr, dass sie sich keine Sorgen zu machen braucht. Wally Stone hat noch bei keinem Fall versagt.»

Wally log eigentlich nicht. Er hatte wirklich noch keinen Fall verloren, denn dies war sein erster.
Als wir allein waren, gebot Wally, mein Fahrrad zu holen und alle Strassen und Wege im Umkreis von sechs Häuserblocks von Stevies Haus aus in nördlicher und östlicher Richtung zu durchfahren. Er würde die südlichen und westlichen Seiten übernehmen.
Als wir zurückkehrten, war es Essenszeit. Wir hatten unzählige Hunde gesehen, aber Packy war nicht darunter. Ich befürchtete schon, Wally werde seinen ersten Fall verlieren; vielleicht war Packy gestohlen worden.
Nach dem Essen setzte sich Wally in den Schuppen und las eine Zeitlang im Leitfaden für Privatdetektive. Dann schloss er ihn wieder in die Pultschublade.
«Diesen Nachmittag werden wir rund um Stevies Haus eine gründliche Befragung in jedem Haus durchführen», sagte er. «Zeig einfach deine Karte der Wally-Stone-Privatdetektiv-Agentur und frage die Leute, ob sie einen jungen Dackel gesehen hätten.»
Die Aufgabe war leicht, solange ich Leute befragen konnte, die mich kannten. Ich zeigte meine Karte, stellte mich als rechtmässigen Fahnder vor und fragte nach Packy. Aber einige Leute, die mich nicht kannten, wurden geradezu gemein. Eine Frau

mit Haarwicklern bezeichnete mich sogar als Kriminellen.
«Welche Gaunerei werdet ihr das nächstemal aushecken?» keifte sie. «Du bist sicher von einer Bande ausgeschickt worden, um herauszufinden, ob die Leute zu Hause sind. Verschwinde, oder ich rufe die Polizei.»
Ein Mann, der zwei Häuser weiter entfernt wohnte, trat mit einer Bierflasche unter die Tür. Sein Fernsehapparat lärmte so laut, dass ich brüllen musste.
«Hau ab!» schrie er mit wütender Stimme.
Einige Leute, denen ich meine Karte vorwies, schlugen mir die Tür vor der Nase zu, noch ehe ich überhaupt etwas sagen konnte.
Es wurde Zeit fürs Abendessen, und ich machte mich auf den Heimweg. Wally war schon da und erwartete mich im Schuppen.
«Was hast du zu berichten?» fragte er mich in geschäftsmässigem Ton.
«Höchstens einen Fingerzeig», sagte ich. «Frau Paulson, die im Block neben Stevies wohnt, arbeitete am Morgen in ihrem Garten. Sie berichtete, dass sie einen kleinen Hund gesehen habe, der die Strasse hinablief. Aber es hätte auch eine Katze sein können, denn Frau Paulson trug ihre Brille nicht.»
«Und das nennst du einen Fingerzeig?» war Wallys Antwort. «Man weiss doch, dass Frau Paulson ohne Brille stockblind ist.»
Ich wurde zornig. «Ach, wirklich», gab ich zurück, «wie ich sehe, trägst du Packy nicht im Arm.»
«Ich hatte auch kein Glück», musste Wally zugeben. Dann erzählte ich ihm von der Frau, die mich für den Spion einer Diebesbande gehalten, und von den Leuten, die mir die Tür vor der Nase zugeschlagen hatten.
«Ich verstehe das nicht», schloss ich, «ich versuchte doch nur, den entlaufenen kleinen Hund eines Freundes zu finden. Aber so, wie gewisse Leute sich benommen haben, hätte man meinen können, ich selber hätte den Hund gestohlen.»
«Es ging mir gleich», gab Wally zu, «ein Mann nannte mich sogar Saukerl».
Papa sass schon im Wohnzimmer, als wir ins Haus hinübergingen. Er blickte von der Abendzeitung auf. «Geht, wascht euch die Hände. Zeit fürs Abendessen.»
«Sofort», sagte Wally und berichtete Papa, wie übel es uns bei gewissen Leuten ergangen war und dass ihm ein Mann Saukerl zugerufen hatte.
«Natürlich bin ich wütend geworden», schloss er.
«Irgend etwas muss dem Mann zugestossen sein, wofür er der Polizei die Schuld zuschiebt, statt sich selber», meinte Papa. «Vielleicht hatte er Anstände mit der Polizei. Vielleicht hasst er überhaupt alle Leute, einfach so, ohne besondern Grund.»
Stevie kam zu uns herüber, als wir



Jugendbücher von Heiner Gross



«Wurlitzer & Co.»

Vier Geschichten um drei kleine Möchtegern-Gangster.
Ca. 160 Seiten, Fr. 14.80.

Die Wurlitzer & Co. hat es hoch im Kopf, besonders Bigi, der leider etwas kleingeratene Chef des Unternehmens. Durch einen geschickten Dreh sucht er sein Ansehen als Möchtegern-Gangster zu steigern, doch ist er Wirbel, dem sagenhaft flinken Gegenspieler, nicht gewachsen. Ein abenteuerliches, humorvolles Jugendbuch.

SV SCHWEIZER VERLAGSHAUS ZÜRICH

(In allen Buchhandlungen erhältlich)

Heiner Gross:

3 : 0 für die Bärte

272 Seiten Text, mit 60 Strich-Illustrationen, Fr. 14.80.

In der Hauptstadt Tansibor leben Zwergmenschen mit riesigen Bärten, und zufällig stossen zwei Menschenkinder zu ihnen.

Tumult auf der Kyburg

264 Seiten, 59 Zeichnungen, Fr. 14.80.

Hans und Bärbel haben zusammen mit ihren Gefährten eine Reihe von tollen Abenteuern zu bestehen.

Sabors Wunderboot

Jugendbuch, 318 Seiten Text mit Illustrationen des Autors, Fr. 16.80.

Zauberer Sabor hat sich selbst übertroffen.

Bill Nackenschlag und die Zwillinge

120 Seiten, mit 5 Illustrationen von Fritz Furrrer, Fr. 11.80.

Fotoreporter Werner Seidelbast alias Bill Nackenschlag jagt einem üblen Verbrechertrio nach.

kaum mit dem Abendessen fertig waren. Er berichtete, sein Vater werde eine Anzeige in die Spalte für Vermisstes und Gefundenes der *Central City News* einrücken lassen und dem Finder von Packy eine Belohnung von zehn Dollar versprechen. Als Stevie weggegangen war, folgte ich Wally in unser Schlafzimmer. Er steckte den Finger in Arkys Käfig und begann mit dem Sittich zu spielen.

«Wir müssen Packy morgen finden», sagte er schliesslich. «Herr Lammons gibt die Anzeige morgen auf, aber sie kann erst am Dienstag erscheinen. Wenn Packy davongelaufen ist und jemand ihn aufgelesen hat, wird er bei den Vermisst-Anzeigen nachschauen. Sieht er die Anzeige, bringt er Packy zurück und steckt die Belohnung ein.»

«Also?» fragte ich.

«Also müssen wir herausfinden, wer Packy aufgelesen hat und ihn dazu bewegen, uns den Hund zu übergeben», war Wallys Antwort.

Als ich an diesem Abend zu Bett ging, war ich überzeugt, Wally werde seinen ersten Fall verlieren. Wir hatten die ganze Nachbarschaft abgeklopft und konnten sicher sein, dass niemand vom Jackson-Hügel den Hund gefunden hatte. Jemand von ausserhalb musste Packy gestohlen haben.

Wally schickte mich am nächsten Morgen um 8 Uhr zu Stevie. Als wir in den Schuppen traten, trug mein Bruder Regenmantel und Schlapphut. Auf dem Pult stand der Wecker aus unserem Schlafzimmer, daneben lagen ein Schreibblock und ein Kugelschreiber. Er griff danach.

«So, Stevie», sagte er in geschäftsmässigem Ton, «bevor ich die Nachforschungen weiterführen kann, musst du mir einige Fragen beantworten. Um welche Zeit hast du Packy gebadet?»

«Weiss ich doch nicht genau», sagte Stevie.

«Dann muss ich es durch Rückschlüsse herausfinden», meinte Wally. «Weisst du noch, wann du gestern morgen gefrühstückt hast?»

«Wie jeden Tag, wenn Papa arbeiten geht», war die Antwort. «Wir essen um halb 7 Uhr, weil er um 7 Uhr weggehen muss, um den Bus zu erreichen.»

«Denk scharf nach», befahl Wally, «es ist jetzt gestern um 7 Uhr. Was hast du gemacht, nachdem dein Vater wegging?»

«Ich habe mich angekleidet; ich frühstücke immer in Pyjama und Morgenrock.»

«Wie lange brauchst du zum Ankleiden?» fragte Wally.

«Du liebe Zeit, wie soll ich das wissen?» rief Stevie.

«Zieh dich aus. Ich muss genau wissen, wie lange du zum Ankleiden brauchst.»

Stevie streifte sich die Sachen ab. Dann notierte Wally die Zeit, die er benötigte, um sich wieder anzukleiden. «Dreieinhalb Minuten. Ich füge noch zweieinhalb Minuten bei; so lange dürfte es dauern, um Pyjama und Morgenrock auszuziehen. Also wäre es jetzt 7 Uhr und 6 Minuten.»
«Aha, ich habe vergessen, dass ich noch auf die Toilette ging; ich gehe immer nach dem Frühstück.»
«Wie lange dauert das?» fragte Wally.
«Manchmal ist es eine lange Sitzung, manchmal eine kurze. Es kommt drauf an, was wir zum Abendessen hatten. Gestern war es eine kurze.»
Wally streckte mir den Wecker entgegen. «Geh auf die Toilette und schau nach, wie lange eine kurze Sitzung dauert», befahl er.
«Aber ich muss nicht», protestierte ich.
«Du kannst doch tun als ob, oder nicht? Also geh schon!»
Ich ging ins Haus hinüber und auf die Toilette. Ich stellte mir vor, Stevie zu sein, der eine kurze Sitzung abhielt, und kam auf drei Minuten. Beim Hinein- und Hinausgehen versteckte ich den Wecker vor Mama, die mich gewiss für verrückt gehalten hätte. Wally fügte die drei Minuten zu den Zahlen, die auf dem Schreibblock standen.
«Es ist also 9 Minuten nach 7 Uhr», wandte er sich an Stevie. «Was hast du nachher getan?»
«Ich ging hinaus und spielte mit Pakky.»
«Wie lange?»
«Menschenskind, wie soll ich das wissen? Ich spielte mit ihm, bis Mama rief, ich solle ihn baden.»
Wally warf den Kugelschreiber auf das Pult. «Wie kannst du erwarten, dass wir die genaue Zeit herausfinden, wann Packy verschwand, wenn du dich überhaupt an nichts erinnerst!» rief er aus.
«Ich weiss ungefähr die Zeit», wandte Stevie ein.
«Du hast doch eben gesagt, du wüsstest es nicht, um welche Zeit du Pakky gebadet hast», erwiderte Wally.
«Das weiss ich nicht», war Stevies Antwort. «Ich weiss nicht, wann ich damit angefangen habe. Aber ich weiss genau, wie spät es war, als ich das Handtuch holte.»
«Warum hast du das nicht gleich gesagt?» schnauzte Wally.
«Du hast mich ja nicht danach gefragt. Du wolltest wissen, um welche Zeit ich anfing, Packy zu baden.»
«Also schön», Wallys Stimme klang verärgert. «Wann war es?»
«Es war halb 10 Uhr», sagte Stevie. «Ich weiss es, weil ich auf die Uhr schaute und mich fragte, wie lange Mama wohl noch am Telefon hängen würde. Ich liess die Uhr nicht aus den Augen. Es war 20 Minuten vor 10 Uhr, als sie endlich aufhängte.»
«Nun sind wir immerhin ein Stück weitergekommen», sagte Wally.

«Wir wissen jetzt, dass Packy gestern morgen zwischen 9.30 und 9.40 Uhr davongelaufen ist oder gestohlen wurde.»
Stevie war wieder dem Heulen nahe. «Wenn jemand Packy gestohlen hat, werde ich ihn nie wieder sehen.»
«Verloren, verlaufen oder gestohlen», beteuerte Wally feierlich, «Privatdetektiv Wally Stone wird ihn zurückbringen. Es wäre gut, Stevie, wenn wir ein Foto von ihm hätten.»
«Ich habe einige Aufnahmen», rief Stevie. «Mama fotografiert mich immer an meinen Geburtstagen. Es gibt darunter einige mit Packy.»
«Geh hol mir eine von ihnen.»
Nachdem Stevie uns verlassen hatte, gebot Wally, ihn nicht zu stören. Er sass da und rieb sich konzentriert die Nase, bis Stevie mit einer Farbaufnahme zurückkam, die ihn mit Packy zeigte.
«Ich habe gestern abend noch mein Geld in der Sparbüchse gezählt», sagte er, als er Wally das Foto hinstreckte. «Ich besitze 3 Dollar und 80 Cents. Sie gehören dir, nebst der Belohnung von Papa, wenn du Packy findest.»
«Ich werde ihn finden», sagte Wally zuversichtlich.
Ich wartete, bis Stevie weggegangen war. «Wieso bist du so sicher, dass du den Hund finden wirst?» fragte ich.
«Durch die Feststellung der genauen Zeit», erklärte er mir. «In Frage kommen jetzt nur noch Leute, die zwischen 9.30 und 9.40 Uhr gestern auf der Strasse hinter Stevies Haus waren.»
«Aber wir haben doch gestern alle Leute gefragt, die beidseits der Strasse wohnen, ob sie Packy gesehen haben», wandte ich ein.
«Schon, aber wir haben nicht alle jene Leute befragt, die sich in der fraglichen Zeit auf der Strasse befanden. Wer fährt jeden Dienstag und Freitag zwischen 9.30 und 10 Uhr durch jene Strasse?»
«Keine Ahnung», sagte ich.
«Die Müllabfuhr!» rief Wally. «Komm schnell!»
Ich trottete hinter Wally ins Haus. Er rief das Amt für Abfuhrwesen an und erfuhr, dass der Wagen, der unsere Strassen jeweils Dienstag und Freitag bediente, jetzt im nördlichen Teil der Stadt, im Haldenquartier, im Einsatz war.
Wally berichtete Mama, dass er eine heisse Spur habe, und fragte, ob wir nicht etwas früher essen könnten.
«Das könnt ihr», lächelte sie, «vorausgesetzt, dass du Regenmantel und Hut zum Essen ablegst.»
Ich dampfte geradezu, als wir nach dem Essen die mehr als 6 Kilometer lange Strecke zum Haldenquartier auf dem Fahrrad zurückgelegt hatten.
«Sagten sie dir auf dem Büro, in welcher Strasse der Wagen fährt?» fragte ich Wally.
«Wie können sie mir das sagen, wenn

sie nicht wissen, um welche Zeit ich hier sein würde», entgegnete Wally in einem Ton, als hätte ich Löcher im Kopf.
«Wie willst du dann den Abfuhrwagen finden?»
«Kinderleicht, komm nur.»
Wir fuhren die Strasse hinab, bis wir einen älteren Mann trafen, der den Rasen sprengte. Wally und ich hielten an.
«Verzeihung», sagte Wally, «könnten Sie mir wohl sagen, um welche Zeit die Müllabfuhr an dieser Strasse hält?»
«Gewöhnlich kommen sie zwischen halb 4 und 4 Uhr nachmittags», antwortete der Mann.
«Vielen Dank.» Wally wandte sich zu mir. «Dann können wir diese und die nächsten Strassen vergessen.»
Wir fuhren einige Wohnblöcke weiter. Wally fragte eine Frau, die sich mit den Blumen in ihrem Vorgarten beschäftigte. Sie gab ihm den Bescheid, dass der Wagen hier so um halb 2 Uhr vorbeikomme. Wally dankte für die Auskunft.
«Wahrscheinlich machen sie jetzt Mittagspause. Ich glaube, wir können sie hinter diesem Haus erwarten.» Ich hätte nie gedacht, dass Wally oder ich irgendwie verdächtig wirkten. Vielleicht sah mein Bruder in Regenmantel und Schlapphut etwas komisch aus, denn es herrschte sommerliche Wärme. Wir hatten uns auf ein Mäuerchen hinter einer Garage hingesetzt. Eine Frau im gegenüberliegenden Haus schaute immer wieder aus dem Fenster. Schliesslich trat sie unter die Tür.
«Was treibt ihr da?» fragte sie. «Ihr seid nicht aus dieser Gegend.»
Wally sagte, dass wir auf die Müllabfuhr warteten.
Die Frau verschwand im Haus. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis das Müllauto in der Ferne auftauchte. Wir schwangen uns auf die Räder und fuhren ihm entgegen. Wally bat mich, sein Rad zu halten, und stellte sich mitten auf die Strasse. Er hob den rechten Arm wie ein Verkehrspolizist. Ich hatte keine Ahnung, weshalb er das tat. Der Wagen musste ja ohnehin hier halten, um die Mülleimer zu leeren. Der Wagenführer schien es auch nicht zu wissen, denn er schickte einen der beiden Männer, die die Eimer hin- und hertrugen, zu Wally mit der Aufforderung, aus dem Weg zu gehen. Es war ein stämmiger Schwarzer.
«Du gehst besser auf die Seite, mein Sohn», sagte er gutmütig. «Wir können nicht warten, bis ihr fertig seid mit eurem Räuberspiel.»
«Wir spielen nicht», sagte Wally würdevoll. «Haben Sie gestern vormittag an der Jacksonstrasse die Mülleimer geleert?»
«Das habe ich», versicherte der Mann. «Aber wenn etwas aus Versehen in die Müllabfuhr geraten ist, habt ihr Pech; es ist futsch.»

Wally wies das Foto von Stevie und Packy vor. «Wir suchen einen jungen Dackel», sagte er. «Hier ist sein Foto. Haben Sie ihn gestern vormittag gesehen?»

«Aber ja», nickte der Schwarze. «Er lief uns die ganze Zeit nach. Ich rief ihm zu, umzukehren, aber er gehorchte nicht. Dann war der Wagen voll, und wir mussten zum Ablageplatz fahren. Ich befürchtete, er könnte uns folgen und von einem Auto überfahren werden. Daher hob ich ihn auf, brachte ihn zum Fahrer in die Kabine und nahm ihn dann nach Feierabend mit nach Hause.»

«Dann ist Packy also bei Ihnen!» rief Wally.

«Ist er. Ich wollte zuwarten, ob eine Vermisstanzeige in der Zeitung erscheinen würde. Wenn nicht, hätte ich ihn am Freitag mitgenommen und nachgefragt, wem er gehöre.»

«Er gehört Stevie Lammons», sagte Wally, «dem Jungen, den Sie auf dem Foto sehen. Ich möchte den Hund gerne abholen und ihn Stevie zurückbringen.»

«Ich wohne im Ostteil», sagte der Schwarze rasch, denn der Wagenführer war ungeduldig geworden und hupte. «Hast du Papier und Bleistift bei dir?»

Wally zog Notizblock und Kugelschreiber aus der Tasche. Er notierte sich Namen und Adresse des Mannes, der Williams hiess.

«Sag einfach meiner Frau, sie soll dir den Hund geben», sagte er und eilte davon.

*

So löste also Wally seinen ersten Fall; allerdings sorgte Papa dann noch dafür, dass die Sache mit dem Finderlohn gerecht geregelt wurde... Unsere Textprobe stammt aus dem rassigen Jugendbuch «*Wally Stone, Privatdetektiv*» von John D. Fitzgerald, das im Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn, erschienen ist.

Höchst spannend geht es auch zu in der Erzählung «*Treffpunkt Riesenrad*» von David Line: Im Zentrum der Stadt sollen einige alte Häuser abgerissen werden, um einem Einkaufszentrum Platz zu machen; doch gerade hier möchten auch die Schüler ihre Sportplätze errichten (Benziger-Verlag, Zürich).

Von Heiner Gross, dem erfolgreichen Jugendbuchautor aus Winterthur, ist wieder ein phantasievoller Jugendkrimi erschienen: «*Wurlitzer + Co.*», die Geschichte von drei Möchtegern-Gangstern und «Wirbel», der tausendmal schneller denken und handeln kann als alle andern (Schweizer Verlagshaus, Zürich).

Im Band «*Kriminalgeschichten unserer Zeit*», herausgegeben von Barbara Bartos-Höppner, schildern bekannte Schriftsteller spannende Fälle aus den verschiedenen Bereichen der Kriminalistik (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Verirrt

Claudia hat ungenügende Noten im Fache Französisch, darum beschliesst ihr Vater, sie in den Sommerferien ins Welschland zu schicken, in die Familie eines Bekannten in Neuenburg.
Vor dem Welschlandaufenthalt aber darf Claudia noch ins Blauringlager ins Brisenhaus.
Da sich eines der Mädchen verspätet hat, wartet Claudia als Hilfsführerin mit einer Kameradin auf der Klewenalp. Als alle beisammen sind, brechen sie auf, trotz des schlechten Wetters.

Die drei Mädchen verliessen das Berghotel Klewen. Der Regen hatte etwas nachgelassen. Sie nahmen den Weg zum Brisenhaus in Angriff. Karin, die den Weg gut kannte, ging voraus; dann folgte Ruth, als die Jüngste in der Mitte; den Schluss machte Claudia.

Sehr rasch wurde das Wetter wieder schlechter. Waagrecht peitschte der Regen den Mädchen ins Gesicht. Es wurde schnell dunkel. Schon nach einer knappen halben Stunde blieb Karin stehen und sagte:
«Dort unten ist das Berghaus Tannenbühl. Wir könnten dort bleiben und ins Brisenhaus telefonieren, dass wir bei diesem Unwetter nicht weiter wollen. Was meint ihr?»
Man verstand sie kaum in diesem brausenden Sturm. Ruth wollte trotz des Regens ins Brisenhaus zu ihren Freundinnen. Auch Claudia machte das «bisschen Regen», wie sie sagte, nichts aus. Sie konnten im Brisenhaus ja trockene Kleider anziehen.
Also gingen sie weiter. Nach kurzer Zeit – der Sturm hatte an Heftigkeit zugenommen – fühlte Claudia, dass ihr linker Schuhbändel sich gelöst hatte. Sie bückte sich und wollte den Schuh neu binden. Ihre Fausthandschuhe störten sie. Sie zog sie aus und stopfte sie in die Taschen ihrer Windjacke. Der Schuhbändel war zerrissen, und es dauerte eine Weile, bis Claudias Schuh wieder fest sass. Sie

richtete sich auf und zog die Handschuhe wieder an.
Wo waren die Kameradinnen? Claudia sah nichts in der brausenden Dunkelheit, aber ihre Füsse konnten den Weg ertasten. Sie eilte vorwärts, den andern nach.
Plötzlich fühlte sie den Wind von hinten, nicht mehr von rechts. Hatte der Wind gedreht, oder hatte der Weg eine Biegung gemacht?
Claudia eilte weiter.
Als aber der Weg Gefälle aufwies, wurde sie stutzig. Karin hatte gesagt, es gehe fast immer bergauf vom Tannenbühl zum Brisenhaus.
Claudia stolperte über einen Stein.
«Ich dummes Huhn», dachte sie, «warum nehme ich nicht meine Taschenlampe aus dem Rucksack!»
Sie setzte ihren Rucksack ab. Um den Riemen öffnen zu können, zog sie einen Handschuh aus. Die Taschenlampe funktionierte nicht. Claudia knipste sie ein und aus, aber das Licht war tot.
Als der Rucksack wieder am Rücken hing, war der Fausthandschuh fort, vom Sturmwind weggetragen.
Der Weg abwärts war bestimmt falsch. Das Mädchen eilte also zurück, gegen den Sturm, der brüllend wie ein Drache auf es einstürzte.
Der Weg teilte sich: ein Pfad lief geradeaus, bergab. Claudia wählte den andern, der, ihrem Gefühl nach, in der ehemaligen Richtung bergauf führte.
Claudia schrie in die berstende Nacht: «Karin! Ruth!» Sie lauschte. – Nichts! Verbissen kämpfte sich das Mädchen vorwärts.
Warum warteten die Kameradinnen nicht? Vielleicht hatten sie nicht einmal bemerkt, dass Claudia fehlte!
Claudia trieb sich zu immer grösserer Eile an. Da trat sie ins Leere. Sie schrie auf. Gleichzeitig mit dem Aufprall – es mochte nach kaum einem Meter freiem Fall sein, fühlte sie einen heftigen Schmerz im linken Fussgelenk. Sie blieb liegen, griff um sich. Sie lag an einem glitschigen, erdigen Abhang. Durch das Tosen des Wetters hörte sie von unten her das Rauschen eines Baches. Mit Anstrengung arbeitete sich das Mädchen auf allen Vieren aufwärts. Es erreichte den steinigen Wegrand und stemmte sich über die Kante. Eine kurze Weile ruhte Claudia sich aus. Dann zwang sie sich, weiter zu gehen.
Der Fuss schmerzte, aber es war auszuhalten. Nun wollte sie vorsichtig sein. Es kam ja nicht mehr darauf an, ob sie eine halbe Stunde früher oder später im Brisenhaus eintraf.
Der Weg war lang. Der Schmerz im Fussgelenk wurde immer mächtiger. Claudia hinkte und kam nur langsam vorwärts. Sie musste sich ausruhen. Im peitschenden, eiskalten Regen setzte sie sich an den Berghang.
Weiter! Sie raffte sich auf. Der Weg stieg nicht mehr so steil. Nach einer Weile fühlte sie, dass es leicht ab-

wärts ging, dass sie auf einem Grat wanderte.
Gewaltiger als noch vor kurzem sprang der Orkan sie an. Heute war seine Nacht! Wer war das Menschlein, das ihm hier trotzen wollte?
Wie Kieselsteine trafen die Regentropfen Claudias Gesicht. Sie beugte sich gegen den Sturm, hinkte weiter. Sie fühlte mehr, als dass sie es sah: Sie stand auf einer weiteren Verzweigung. Ein Weg lief links abwärts, einer rechts, und geradeaus ging's auf dem Grat weiter. Nur nicht bergab! Claudia blieb auf dem Gratweg.
Der Ort heisst Bärenfalle. Von dort aus wäre das Brisenhaus nach kaum zwei Kilometern zu erreichen gewesen.
Claudia wanderte genau in der entgegengesetzten Richtung. Sie quälte sich den nun wieder steil ansteigenden Weg empor. Sie war müde. Dem Heulen des Windes nach schloss sie, dass links von ihr steil abfallender, zerklüfteter Fels war. Sie wandte sich etwas nach rechts. Ihr Gefühl sagte ihr, dass auch dort Gefahr lauerte. Sie wollte sich in der Mitte halten. Das Gelände wurde etwas ebener.
Claudia konnte nicht mehr. Erschöpft liess sie sich ins Gras sinken. Sie musste sich ausruhen. Der Regen prasselte auf ihren Rucksack, auf ihre Kapuze. Sie hörte die Böen heranjagen und fühlte die harten Windstösse. Hörte der Kampf nie mehr auf?
Claudia nahm all ihre Kraft zusammen und wankte weiter. Weiter durch Nacht und Sturm und Tosen und Grauen!
Ihr Ohr stellte den Unterschied zuerst fest. Das Heulen veränderte sich, wurde höher. Dissonanzen entstanden. Dann sah sie es, und zuletzt fühlte sie es: Steine ragten vor ihr aus dem Boden, senkrecht stehende Felsklötze, die der Sturmwind umbrauste, in denen er orgelte.
Das Mädchen schleppte sich weiter. Die Felsdenkmäler wuchsen, wurden mächtiger, überragten Claudia. Hinter den Klötzen, das spürte Claudia, hatte der Wind weniger Wucht. Vor ihr ragte ein mächtiger Quader, ein grauer Schatten empor, turmhoch, wie ihr schien. Dahinter müsste sie geschützt sein. Claudia hatte nur noch einen Wunsch: Sich hinlegen! Etwas vor dem Sturm geschützt liegen, den Morgen erwarten! Ewig konnte die Nacht nicht dauern!
Claudia tastete sich dem Felsklotz entlang. Auf seiner Rückseite liess sie sich auf die Knie nieder. Sie beugte sich nach vorn, stützte sich mit den Händen auf. Da gab der Boden unter ihr nach. Sie glitt kopfvoran abwärts, in den Boden hinein. Claudia schrie nicht. Sie versuchte nicht, sich festzuhalten. Das Entsetzen lähmte sie. Die Erde hatte sie aufgenommen.

Claudia hatte das Bewusstsein verloren. Aber das Geschenk, nichts mehr

von sich und ihrem Unglück zu wissen, blieb ihr nicht lange. Als sie erwachte, fühlte sie, dass sie kopfabwärts an einem Hang auf feuchter, moosiger Erde lag. Sie nahm einen moderigen Geruch wahr. Über sich, in der Höhe, hörte sie das gedämpfte Brausen des Windes. In den Schläfen klopfte das Blut.

Sie stemmte sich hoch. Als sie die Beine anzog, um in eine bequemere Lage zu kommen, rutschte sie mitsamt ihrer erdigen Unterlage noch tiefer. Ihre Hände suchten verzweifelt Halt, erwischten auf der rechten Seite eine Felskante. Die Rechte krallte sich fest, Claudias Körper wurde abgedreht. Aber dann glitt die Hand von der Kante, und das Mädchen stürzte, diesmal mit den Füssen voran, senkrecht etwa zwei Meter tief ab. Der Aufprall war nicht hart. Claudia lag auf einer weichen Unterlage, Erdklumpen und kleine Steine rieselten auf sie herab.

Sie blieb liegen, gab den Kampf auf. Sturm und Berg hatten sie besiegt. Über ihr Gesicht strömte es heiss. Ihre ganze Angst, ihre Verzweiflung ergoss sich in einem ruhig fliessenden Strom aus ihren Augen. Kein Schluchzen erschütterte den Körper, nur die Tränen flossen. Ein-, zweimal rief Claudia nach ihrer Mutter; aber das war kein Rufen, das waren hilflos hingehauchte Worte.

Die Tränen taten dem Mädchen gut, sie lösten den Schmerz, lösten die Verkrampfung. Still lag es da und atmete ruhig. Und aus dieser Ruhe schöpfte es Kraft. Langsam erwachte in dem jungen Menschen der Wille zum Leben wieder. Der Tränenstrom versiegte. Claudia begann zu denken. Vorsichtig tastete sie ihre Umgebung ab. Es schien ihr, sie befinde sich auf der Kuppe eines kleinen Hügels, eines Erdhaufens. Sie wagte nicht, sich aufzurichten. Sie überlegte. Jede Bewegung konnte ein erneutes Abrutschen bewirken. Mit äusserster Vorsicht streckte sie ihre Arme nach beiden Seiten aus. Die Fingerspitzen der linken Hand berührten Fels, eine feuchte Wand. Rechts war Leere, nichts als Leere. Sie legte ihre Arme flach auf den Erdhaufen und streckte die Beine, eines nach dem andern, so weit wie möglich in den Raum. Mit dem rechten Fuss ertastete sie den Felsen, eine senkrechte Wand. Langsam und vorsichtig, jede Erschütterung vermeidend, stützte das Mädchen sich auf die Ellbogen. Dann zog es ein Bein unter den Körper, drehte sich. Endlich sass Claudia mit angezogenen Beinen auf der Kuppe.

Wie ging es nun weiter? Sie brauchte Licht. Sie erinnerte sich, dass die Taschenlampe kaputt war. War sie wirklich tot? Vielleicht hatte sich nur das Glühbirnchen aus der Fassung gelöst!

Behutsam löste Claudia die Riemen des Rucksacks. Sie stellte den Sack auf ihre Knie und nestelte an der

Die Zeit...

21.1.3

...und deren Geschichte.
...und deren Entwicklung.

Alle diese Eindrücke und Erklärungen findest Du auf einem buntbebilderten Stundenplan, den Du mit dem untenstehenden Gutschein bestellen kannst. (Bestellungen für die ganze Klasse bitte vom Lehrer unterschreiben lassen!)

ETERNA

Gutschein

Senden Sie mir bitte gratis _____ Stundenpläne

Name: Alter:

Vorname: Klasse:

Straße und Nummer:

Postleitzahl und Ort:

Bitte in Blockschrift ausfüllen, auf eine Postkarte kleben und einsenden an:

GWC GENERAL WATCH (Marché Suisse) SA
Dammstrasse 14, 2540 Grenchen

Verschnürung. Ihre Hände fanden die Lampe. Im offenen Rucksack schraubte sie Deckel und Boden los. Wenn ihr ein Teil aus der Hand fiele, würde sie ihn im Rucksack wieder finden. Sie drehte das Birnchen fest ins Gewinde, zog die Batterie aus dem Zylinder, rieb sie sorgfältig ab, setzte sie wieder ein. Dann schraubte sie alles wieder zusammen. – Nichts.
Einige Sekunden lang blieb Claudia mit gesenktem Kopf sitzen. Automatisch knipste sie die Lampe ein paarmal ein und aus, schüttelte sie. Es war nichts zu machen. Die Lampe gab kein Licht.
Dann fielen ihr die Streichhölzer ein. In der linken Aussentasche mussten Streichhölzer sein! Hastig löste sie die Schnalle. Socken als Polsterung, die Feldflasche, Ersatzriemen und – da – zuunterst: Eine Streichholzschachtel. Claudia atmete auf.
Ihre Hände zitterten ein wenig. Sie waren feucht. Claudia trocknete sie an der Innenseite ihrer Jacke ab.
Licht! Das kleine, flackernde, zukkende, überwältigende, mächtige, warme Licht!
Im Scheine des brennenden Zündholzes erkannte Claudia den Schacht, in dem sie sass. Nach oben verloren sich die Felswände im Dunkeln. Als die Flamme erlosch, wusste Claudia, dass der Raum keine zwei Meter breit und vielleicht doppelt so lang war. Die glatten Wände hatten da und dort feucht geschimmert. Als Claudia das zweite Hölzchen anrieb, rollte der offene Rucksack von ihren Knien und kollerte den Abhang hinunter. Claudia machte eine hastige Bewegung; das Licht erlosch, etwas schepperte, ihr Herz setzte aus.
Aber in ihrer Hand hielt sie immer noch die Lichterschachtel.
Im Scheine des dritten Streichholzes lehnte Claudia sich nach vorn. Sie entdeckte ihren Rucksack zwei Meter von sich entfernt in der Ecke des Raumes. Der Boden schien dort fest, aus Fels zu sein.
Der Erdhaufen, auf dem sie sass, war kaum einen Meter hoch. Er hatte ungefähr die Form einer Fuhre Schotter, die von einem Kippwagen abgeladen worden war, bestand aus lokkeren Erdklumpen und kleinen Steinen und war bestreut mit vermodernden Blättern. Claudia verbrannte sich die Finger und schleuderte den Rest des Streichholzes ins Dunkel.
Und nun?
Sie blieb sitzen und dachte nach. Wie viele Streichhölzer hatte sie noch? Die Schachtel war fast voll. Das war beruhigend. Und – halt – sie hatte doch noch Kerzen eingepackt! Rolf hatte ihr den Rat gegeben. Wie wichtig Licht war! Claudia stand im Dunkeln auf. Erde rutschte unter ihren Füssen weg und rieselte hangabwärts. Ein schmerzhafter Stich im linken Fussgelenk erinnerte sie an ihre Verletzung. Sie entzündete ein weiteres Hölzchen und hinkte von ih-

...ein Schlager aus
Gianduja mit
Haselnuss-Splittern!
MINOR GIANDUJA
MINOR GIANDUJA
Maestrani

...ein Volltreffer
mit ganzen
Hasel-
nüssen!
Krachnuss
MILCHSCHOKOLADE
Maestrani
Maestrani

rem Hügel hinab zum Rucksack. Der Inhalt lag verstreut umher. Sie fand das Päckchen mit den zwei Stearinkerzen.

Im beruhigenden Schein der Kerze, die sie in der Hand trug, sammelte sie ihre Habseligkeiten ein. Dann klebte sie das Licht auf eine handtellergrosse Steinplatte und stellte diese in halber Höhe auf den Erdhaufen. Claudia setzte sich neben das Licht. Sie begann, ihre Lage zu überdenken.

Wo war sie? Sie hatte keine Ahnung. In einem Felsschacht! Die Zeit? Viertel nach zehn. Karin und Ruth waren gewiss schon längst im Brisenhaus. Und sie, sie selbst – mit einem verstauchten Fuss in einem Felsschacht.

Oder war sie – Angst sprang sie an, wie ein Raubtier –, war sie in einem Felsgefängnis?

Claudia schnellte hoch. Sie fühlte den Schmerz nicht. Ihre Blicke irrten empor. Nichts als glatte, leicht gewellte, feuchte Wände! Kein Riss, keine Kante in Reichweite! Mit fiebernden Händen zündete das Mädchen die zweite Kerze an. Mit dem zweiten Licht suchte es die Wände ab. Unmöglich, irgendwo emporzuklettern! Claudia leuchtete in die Höhe. Drei Meter über dem Boden krümmte sich der Schacht nach einer Seite. Dort war im schwachen Licht eine waagrechte Kante zu erkennen, das unter Ende der Rutschbahn, auf der sie in die Tiefe geglitten war.

Claudia stieg auf den Schutthaufen in der Mitte des Raumes. Er lag genau unter der Kante. Die Erde krümelte unter ihren Füssen fort.

Claudia erkannte, dass es keinen Ausweg gab. Sie war gefangen! Betäubt sank sie aus ihrer gestreckten Haltung in sich zusammen. Nach einiger Zeit spürte sie die heissen Wachstropfen, die von ihrer Kerze auf die Hand tropften. Sie blies das Licht aus und setzte sich. Gefangen! Lange sass Claudia auf der Erde und starrte sind Dunkel.

Sie fröstelte. Erst jetzt fühlte sie, dass ihre Kleider durchnässt waren. Ihr Mut verliess sie. Doch nein, sie wollte nicht wieder verzweifeln. Sie war gefangen, aber es fehlte ihr nichts. Sie hatte den Absturz überlebt. Sie würde auch einen Weg aus dem Schacht finden. Nur ruhig bleiben!

Aus der Höhe drang schwach das Rauschen des Unwetters. Wenigstens vor dem Sturm war sie geschützt! Eigentlich konnte ihr nichts passieren. Man würde sie suchen. Ihre Führerin hatte gewiss schon den Rettungsdienst alarmiert. Hoffentlich hatte sie nicht heim telefoniert! Das würde die Eltern nur beunruhigen. Und Armand – der wusste natürlich nichts von allem. Beim Gedanken an Armand huschte ein Lächeln über Claudias Gesicht. Sie wünschte, Armand wäre hier…

Claudia machte sich Mut. Sie wollte über der Sache stehen. Halblaut re-

dete sie zu sich selber, versuchte, sich über ihre Lage Klarheit zu verschaffen: «Ich bin hier, in diesem Loch, gefangen. *Vorläufig* gefangen! Ich bin im Trockenen, und es geht mir gut. Im Lager wird man mich vermissen, vermisst man mich bestimmt schon. Man wird mich suchen. Natürlich wird man mich bei diesem Sturm während der Nacht noch nicht suchen. Morgen wird man damit beginnen. Es hat also keinen Zweck, mich jetzt schon anzustrengen, einen Ausweg aus diesem Loch zu finden. Ich bin müde. Mich friert. Ich ziehe jetzt trockene Kleider an. Ich werde mich auf die weiche Erde legen und schlafen. Morgen, wenn ich ausgeruht bin, werde ich weiter sehen.»

«Werde ich?» Claudia verscheuchte den Zweifel, der aufkommen wollte. Laut sagte sie noch: «Und im übrigen habe ich Hunger.»

Damit ging sie zu ihrem Rucksack, holte frische Wäsche und einen Pullover hervor und zog sich um. Sowie sie etwas tat, fühlte sie sich wohler. Sie breitete den Schlafsack auf der weichen Erde aus, setzte sich daneben auf ihre Windjacke und ass etwas aus ihrem Rucksack. Sie schlüpfte in den Schlafsack, nahm ihren Gonk, das lustige, dicke Stoffmännchen, als Kopfkissen und kuschelte sich zurecht, blies die Kerze aus und nahm sich fest vor einzuschlafen.

Doch mit der Finsternis kam die Angst. Nach wenigen Minuten zündete Claudia die Kerze wieder an. Die Angst blieb. Sie hockte in den Winkeln des Raumes.

*

Verfasser des packenden Buches «*Die Nacht, die sechs Tage dauerte*» ist Ruedi Klapproth, Lehrer in Luzern. Mit grosser Spannung liest man Claudias Kampf ums Überleben. Obwohl die grossangelegte Suchaktion in den Bergen ohne Erfolg bleibt, geben Claudias Bruder und ihr gemeinsamer Freund Armand nicht auf (Rex-Verlag, Luzern).

Helen Keiser aus Zug, die zahlreiche Reisen in arabische Länder durchführte, ist die Autorin des aktuellen Buches «*Die kleine Beduinenfrau*». Sie erzählt die Geschichte vom Nomadenmädchen Rima, das den Konflikt zwischen jahrhundertealter Hirtentradition und der technisierten Zivilisation von heute austragen muss (Rex-Verlag, Luzern).

Marion Coakes, selber grosse Reiterin und Pferdekennerin, schrieb den Pferderoman «*Das Pferd, das nur für Susan sprang*»: Susan rettet ein fremdes Pferd aus gefährlicher Lage. Es ist ein herrlicher Palomino, ein begabtes, aber durch falsche Behandlung und schlimme Erlebnisse schwierig gewordenes Springpferd. Susans Geduld aber vollbringt das Wunder, dem prächtigen Tier wieder Mut und Siegeswillen zu schenken (Albert Müller-Verlag, Rüschlikon-Zürich).

Begabter Junge gesucht

Uriel Ofek ist ein führender Jugendschriftsteller Israels. Sein Werk «Rauch über Golan» hat schon mehrere Auszeichnungen erhalten. Sein neues Buch, «Alles begann mit Jossi», spielt ebenfalls im modernen Israel. Es erschien im Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn, und erzählt von einem Buben, der die Titelrolle im Theaterstück «Der Blaue Prinz» erhält und damit zu grossem Bühnenerfolg gelangt.

Alles begann mit Jossi, das steht fest. Ihm und seinen Einfällen habe ich dieses Abenteuer zu verdanken. Sonst hätte nicht ich, sondern ein anderer Junge es erlebt, natürlich auf ganz andere Weise. Soll ich mich nun darüber freuen oder es bedauern, dass alles so und nicht anders geschehen ist?

In Jossis Kopf schwirren stets alle möglichen Einfälle herum, viele gelungene, manchmal auch andere. Sicher, oft lassen sie sich nicht ausführen. Mitunter ist das schade – aber nicht immer.

Einen Augenblick! Ich will euch sagen, wer Jossi und ich sind.

Mich kennt ihr bestimmt, wenigstens dem Namen nach. Ich heisse Udi. In den Zeitungen steht aber immer mein voller Name: Ehud Karni. Heute weiss man noch, wer ich bin, und denkt dabei an den *Blauen Prinzen.* Wer aber wird sich in einem oder zwei Jahren an mich erinnern? ‹Das Publikum ist undankbar›, sagt der alte Rubin oft, ‹und vergisst seine Lieblinge schnell.› Glaubt mir: Rubin weiss, was er sagt!

Jossi ist mein Freund. Vielleicht nicht mein allerbester Freund, aber wir gehen in dieselbe Klasse, und er wohnt mir gerade gegenüber. Deshalb machen wir auch unsere Schulaufgaben stets zusammen. Dabei erzählt er mir von seinen Ideen, die meist hochinteressant sind. Vielleicht ist er doch mein bester Freund.

Jossi ist klein und trägt immer Sandalen. Ihr könnt jede Wette eingehen, dass an seinem Hemd stets ein Knopf fehlt. Sein Lockenkopf ist voller Einfälle, und seine Taschen sind mit Krimskrams vollgestopft: Abzeichen, Zeitungsausschnitten, Filmresten, Briefmarken und was weiss ich noch alles. Jossis Vater arbeitet in einer Druckerei, und Jossi behauptet, dass ihm dort die gelungensten Einfälle kämen, dort, mitten zwischen den grossen, lärmenden Maschinen. Er ist ein sehr mittelmässiger Schüler, doch kommt das nur davon, dass ihn der Erziehungsminister nicht gefragt hat, was ein Kind lernen sollte; wenigstens behauptet dies Jossi. Hätte man seine Vorschläge angenommen, wäre er vermutlich der Erste seiner Klasse. Und da muss ich ihm recht geben.
Aber bis der Erziehungsminister auf Jossis Ideen eingeht, sitzen wir da und machen zusammen unsere Schularbeiten. Täten wir dies nicht, wäre Jossi noch weniger als ein mittelmässiger Schüler.

Jossi ist also an allem schuld. Es begann an einem Sommerabend, an den ich mich erinnere, als ob es gestern gewesen wäre. Wir sassen in meinem Zimmer und arbeiteten. Das Fenster stand offen, und ein warmer Wind wehte herein, der auch den Lärm der Strasse mit sich brachte. Ich zeichnete eine Karte der Balkan-Halbinsel, während Jossi seine Bleistifte spitzte. Plötzlich sagte er:
«Du, Udi! Heute morgen kam mir während der Literaturstunde ein ganz neuer Gedanke. Ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht. Eine Glanzidee, darf ich dir sagen!»
Dann schwieg er. Dies ist sein üblicher Trick, um mich neugierig zu machen. Ich griff nach einem blauen Farbstift und fragte: «Was für eine Idee?»
«Hör zu und sag mir, was du davon hältst. Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass in jeder Zeitungsredaktion zumindest *ein* Kind sitzen sollte. Die Redakteure wissen überhaupt nicht, was wirklich wichtig ist. Nicht, dass ich ihnen etwas vorwerfen möchte; wer Tag für Tag dasselbe tut, kann nicht mehr zwischen wichtig und unwichtig unterscheiden. Aber wenn ein Kind in der Redaktion sässe, wäre das anders, denn Kinder wissen immer, was wirklich wichtig ist. Nimm mich, zum Beispiel. Ich würde alle Nachrichten über die UNO und das Parlament unten auf der letzten Seite bringen, die wichtigsten Meldungen aber oben auf der ersten Seite, wo sie ins Auge springen.»
«Was, zum Beispiel?» fragte ich und versuchte gleichzeitig, die Meerenge der Dardanellen blau auszumalen.
«Sieh mal», sagte Jossi und nahm die Zeitung vom Sofa. «Hör dir das an: ‹Verloren – weisses Schosshündchen.

Hört auf den Namen Mucki. Grosser Finderlohn.› Also, das ist eine Meldung, die wirklich alle Leser interessiert. Warum versteckt man sie denn auf Seite sieben unten? Oder das, hör dir mal das an!» rief er aus.
«Nur vorwärts, ich höre zu», sagte ich und ging von den Dardanellen zum Bosporus über.
«Nein. Lies das besser selbst», erwiderte Jossi und legte die aufgeschlagene Zeitung auf die Balkan-Halbinsel. «Hier, lies!», und er zeigte auf ein kleines umrandetes Inserat.

Schoresch-Theater
sucht einen begabten Jungen zwischen 10 und 12 Jahren für eine Hauptrolle. Eignungsprüfung im Büro des Theaters, Gordonstrasse 13, Tel Aviv, Mittwoch, 15. Juni, zwischen 16 und 17 Uhr.

Als ich dies gelesen hatte, schob ich die Zeitung von meiner Landkarte weg.
«Nun?» fragte Jossi mit leuchtenden Augen.
«Gut, gut», sagte ich. «Du würdest also diese Anzeige oben auf der ersten Seite bringen, nicht wahr?»
«Natürlich, aber das ist nicht alles.»
«Was sonst?» fragte ich. «Vielleicht träumst du davon, diese Hauptrolle selbst zu spielen.»
«Nein, nein», unterbrach er mich, «nicht ich, *du!*»
«Ich?»
«Diese Rolle ist genau richtig für dich!»
Zuerst dachte ich, Jossi wolle sich über mich lustig machen. Da ich aber wusste, dass er bei solchen Dingen nie scherzt, sah ich ihn an und sagte: «Nein, Jossi, ich halte nicht viel davon.»
«Aber Udi!» entgegnete Jossi fast beleidigt. «Warum denn nicht?»
«Weil ich keine Lust habe, Schauspieler zu sein. Darum!»
«Erzähl das, wem du willst, aber nicht mir. Wenn ich an die *Geschichte des Wächters* denke...»
«Aber das war letztes Jahr, eine Schulaufführung. Nicht im...»
«Jetzt hör mir mal zu, Udi. Diese Anzeige ist genau auf dich zugeschnitten. Ein begabter elfjähriger Junge wird für eine Hauptrolle gesucht. – Darf ich vorstellen: Ehud Karni!»
Es wäre sinnlos gewesen, mit ihm zu diskutieren, denn Jossi lässt sich nie von seiner Meinung abbringen. Schliesslich vereinbarten wir, dass wir beide, Jossi und ich, am nächsten Tag um vier Uhr nachmittags ins Büro des Schoresch-Theaters gehen würden, ich zur Prüfung und er als mein Begleiter. Ich wollte der Diskussion ausweichen und gab deshalb schnell nach. Oder wollte ich mir selbst nicht eingestehen, dass es mich lockte, mein Glück zu versuchen?
«Aber was sage ich meinen Eltern?» fragte ich plötzlich.

Text von Hans Wallhof.
Fotos von Fernand Rausser.
48 Seiten. Geschenkbroschur. Fr. 17.—

Ein Idol der Jugend

Wer ist Jürgen Marcus wirklich?
Nur der beliebte Sänger?
Der erste auf der Hitliste?
Ein begehrter Fernsehstar?
Dieser Bildband zeigt, wie er wirklich ist.

In jeder Buchhandlung

Walter-Verlag

«Nun, heute überhaupt nichts. Immer noch früh genug, sobald du angenommen worden bist.»
«*Wenn* man mich annimmt», verbesserte ich ihn.
Jossi erachtete dies keiner Antwort wert. Er schnitt die Anzeige aus und steckte sie in die Tasche. «Ich hätte sie als Schlagzeilen auf der ersten Seite gebracht», sagte er.

«Hier ist es. Das ist das Haus», sagte Jossi.
Das Gebäude sah genau gleich aus wie alle andern Häuser der Umgebung. Nicht mehr ganz neu, mit Mauern, die früher weiss gewesen sein mochten.
Neben dem Eingang waren zwei kleine Schilder angebracht:

Amnon Segal, Rechtsanwalt
3. Stock
Schoresch-Theater
2. Stock

Es war fünf Minuten vor vier.
«Verzeihung», hörte ich plötzlich die Stimme einer Frau hinter mir.
Ich machte ihr Platz, und sie ging ins Haus, zusammen mit einem Jungen meines Alters, den sie fest bei der Hand hielt. Der Junge schaute uns mit den Augen eines verwöhnten Kinderstars an. Mag sein, dass ich mir das nur einbildete.
«Komm, Udi, gehen wir hinauf», sagte Jossi.
Die Tür zum Theaterbüro stand weit offen, und der Warteraum war praktisch voll. Acht schweigende Mütter sassen da, jede mit ihrem Sohn an der Seite. Im ersten Augenglick hatte ich das Gefühl, ich sei aus Versehen ins Wartezimmer eines Zahnarztes geraten. Es herrschte eine bedrückende Stille. Die meisten Kinder schienen gleichzeitig aufgeregt und ängstlich, genau wie ihre Mütter.
An einem kleinen Schreibtisch in der Ecke sass eine junge Sekretärin. Sie winkte uns zu sich heran. Ihr Tisch war mit Papieren übersät.
«Seid ihr allein gekommen?» erkundigte sie sich.
«Nein», entgegnete Jossi, «wir sind zusammen gekommen.»
Die Sekretärin lächelte. «Ich wollte sagen, seid ihr ohne eure Eltern gekommen?»
«Aber sicher! Wofür halten Sie uns denn? Für Babys?»
Die Sekretärin nahm den Kugelschreiber zur Hand und wandte sich an mich: «Wie ist dein Name?»
«Udi», antwortete ich, «oder genauer, Ehud Karni.»
«Wie alt bist du?»
«Elfeinviertel.»
«Wo wohnst du?» fragte sie weiter.
«In Tel Aviv», erwiderte ich. Da die Sekretärin mich fragend ansah, fügte ich schnell hinzu: «Jardenstrasse 6, erster Stock.»
«Was macht dein Vater?»
«Er ist Angestellter der Elektrizitäts-

gesellschaft», antwortete ich, konnte aber mit dem besten Willen keinen Zusammenhang zwischen dem Beruf meines Vaters und meinem Wunsch nach schauspielerischer Betätigung sehen.

Sie fragte weiter, in welche Schule und welche Klasse ich ginge, ob ich schon in Aufführungen aufgetreten und ob ich kürzlich krank gewesen sei. Vermutlich stellte sie noch weitere Frage, die ich aber vergessen habe. Dann wandte sie sich an Jossi: «Wie heisst du?»

«Jossi Benari», sagte er. «Aber sparen Sie sich die Mühe, mich einzutragen.» Sie sah erstaunt auf, und er fuhr rasch fort: «Verstehen Sie, es geht um ihn. Udi ist der Schauspieler. Ich bin nur mitgekommen.»

Die Sekretärin legte den Kugelschreiber hin und bedeutete uns, Platz zu nehmen und zu warten, bis wir aufgerufen würden.

Wir setzten uns hin und warteten. Ab und zu ging die Tür auf, und ein Junge mit seiner Mutter kam heraus. Dann stand die Sekretärin auf – später habe ich erfahren, dass sie Esther heisst – und rief den nächsten Jungen auf. Mutter und Sohn erhoben sich jeweils rasch und wandten sich der Tür zu. Doch jedesmal sagte Esther zur Mutter: «Es tut mir leid, Sie müssen hier warten.»

So ging es eine ganze Weile. Mütter gingen mit ihren Söhnen weg, andere kamen und liessen sich eintragen.

Die übrigen sassen da und warteten.

«Udi», wandte sich Jossi plötzlich an mich. «Ich habe eine Idee...»

Alle Augenpaare richteten sich vorwurfsvoll auf uns. Jossi schwieg unwillig, und ich habe nie erfahren, was für eine glänzende Idee er soeben ausgebrütet hatte.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür erneut, und der Junge mit dem Kinderstarblick kam heraus.

«Ehud Karni, bitte», rief die Sekretärin.

Jossi stiess mich aufmunternd in die Seite, und ich stand auf und betrat zusammen mit der Sekretärin das angrenzende Zimmer. Es war ein grosser düsterer Raum. Das erste, das ich wahrnahm, war ein grosses Bild an der weissen Wand. Davor stand ein langer Tisch, an welchem drei Herren sassen.

Die Sekretärin reichte dem Mann in der Mitte einen Bogen und verliess den Raum. Die drei schauten sich den Fragebogen an, während ich einfach dastand und sie anstarrte.

Der Mittlere war offensichtlich der älteste. Er hatte eine kleine Glatze und einen Spitzbart. Zu seiner Rechten sassen ein Herr mit Backenbart und Brille, zur Linken ein junger Mann mit lockigem schwarzem Haar und leuchtend roter Krawatte.

Der Lockige kommt mir sehr bekannt vor, dachte ich. Sicher habe ich sein Bild schon in der Zeitung gesehen. Es muss ein Schauspieler sein...

Sein Name liegt mir auf der Zungenspitze...
«Hallo, Ehud Karni», sprach mich der Lockige an.
«Hallo, Jishar Scharon», erwiderte ich, denn genau in diesem Augenblick fiel mir sein Name ein.
Die drei lächelten einander zu, und der Spitzbärtige in der Mitte fragte mich: «Möchtest du ein ebenso berühmter Schauspieler werden wie Jishar Scharon, Ehud?»
Ich dachte einen Augenblick nach und antwortete: «Ich weiss nicht, aber ich vermute, dass jeder davon träumt, eines Tages berühmt zu sein.»
Jishar Scharon betrachtete mich kurz, dann fragte er: «Spielst du gern Theater, Ehud? Oder lass es mich anders ausdrücken: Glaubst du eine schauspielerische Begabung zu besitzen?»
«Ich bin nicht sicher», erwiderte ich. «Ich habe bisher nur in einer einzigen Aufführung mitgewirkt. Aber Jossi meint, daß ich talentiert sei. Jossi ist mein Freund. Er brachte mich her und wartet draussen auf mich.»
Vielleicht war das nicht die Antwort, die sie von mir erwarteten, doch es war die Wahrheit.
Der Bebrillte überflog nochmals den Fragebogen und erkundigte sich weiter: «Welche Rolle spieltest du in der *Geschichte des Wächters?*»
«Ich war Amos, der Hirte.»
«Schön. Nun, spiel uns jetzt deine erste Szene dieses Stückes vor. Vorwärts, versuch es.»
Ich schloss die Augen und versuchte mich zu erinnern, wie ich mit dem Hirtenstab auf die Bühne gekommen war und was ich dabei gesagt hatte. Zwar gab es hier keinen Hirtenstab, doch entdeckte ich einen an die Wand gelehnten Spazierstock. Ich ergriff ihn, nahm ihn auf die Schulter, ging auf den Tisch zu und wandte mich an alle drei:
«Eure Reden habe ich vernommen, meine Herren. Nun hören auch Sie mir zu. Es ist wahr, dass ich kein Held bin, noch der Sohn eines Helden. Ein einfacher Hirte bin ich, der mit seinen Schafen durch die galiläischen Berge zieht. Aber wenn man mich ruft, werde auch ich mich den Verteidigern anschliessen. Und mit diesem Stab, diesem gewöhnlichen Hirtenstab, werde ich es mit allen Feinden aufnehmen», rief ich mit lauter Stimme und hob meinen Stock.
«Ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet!» meinte der Bebrillte.
«Aber ich bin noch nicht fertig», sagte ich.
«Wir wissen es, aber es genügt uns.»
«Und nun, Ehud», sagte Jishar Scharon, «sing uns die erste Strophe deines Lieblingsliedes vor.»
Ich wählte das *Lied des Wanderers* und versuchte, es klar und deutlich zu singen.
Dann reichte mir der Herr in der Mitte ein mit Maschine beschriebenes

EIN GLÜCK GESUND ZU SEIN
EIN GLÜCK GUT VORGESORGT ZU HABEN!

Vertrauensvoll in die Zukunft mit einer Krankenversicherung bei der Konkordia.
Die Konkordia:
günstig und loyal

Schweizerische Kranken- und Unfallkasse
KONKORDIA

Zentralverwaltung
Tel. (041) 24 22 88

6002 Luzern
Bundesplatz 15

Blatt und hiess mich, den Text vorzulesen. «Sie meinen, einfach so, ohne Vorbereitung?» fragte ich überrascht.
«Genau. Ohne jede Vorbereitung.»
Ich blickte auf das Blatt, das mit ‹Erster Akt, zweite Szene› überschrieben war. Dann begann ich, langsam und mit möglichst natürlicher Stimme zu lesen:
«Sie sind gegangen. Alle haben mich verlassen. Ich bin allein, ich, der Blaue Prinz. Doch fürchte ich mich nicht vor der Einsamkeit, denn auch jetzt, in diesem Augenblick, fühle ich mich nicht wirklich allein.»
Ich las einige weitere Zeilen. Hin und wieder warf ich einen raschen Blick auf die mir Gegenübersitzenden. Sie hörten mir schweigend zu, und ich konnte nicht feststellen, ob ihnen mein Vortrag gefiel oder nicht.
Schliesslich unterbrach mich der mit dem Spitzbart:
«Das genügt, Ehud.»
«Ich bin aber noch nicht fertig.»
«Schon recht, das macht nichts. Es genügt. – Und nun stell dir vor, du stehst auf einem Bahnhof. Um dich herum wimmelt es von Menschen. Plötzlich stellst du fest, dass deine Mutter verschwunden ist. Spiele uns nun vor, was du in diesem Falle tun würdest.»
Diese Aufgabe gefiel mir, denn sie liess mir völlige Freiheit, zu tun und zu sagen, was mir beliebte. Zuerst sah ich mich um, als ob ich meine Mutter suchte und sicher wäre, sie rasch zu finden. Als ich sie aber nirgends entdeckte, begann ich ängstlich zu werden und zu rufen: «Ima, Ima!» Schliesslich wandte ich mich an Jishar Scharon und fragte ihn, den Tränen nahe: «Bitte, haben Sie vielleicht meine Mutter gesehen?»
«Ach, gutes Kind, hast du deine Mutter verloren?» fragte er im Stil eines Theaterstückes, während sein Gesicht Mitleid ausdrückte.
«So ist es. Gerade noch war sie hier – genau hier, neben mir, und nun ist sie verschwunden. Bitte, haben Sie sie gesehen?»
«Wie sieht deine Mutter aus?» wollte Jishar Scharon wissen. «Gleicht sie dir?»
«Nein», beeilte ich mich, ihm zu entgegnen, «sie ist grösser und hübscher als ich. Sie hat schwarze Haare und trägt eine braune Handtasche.»
«Welche Farbe hat ihr Kleid?», forschte er weiter.
«Ich erinnere mich nicht genau», antwortete ich rasch, «weil... weil sie einen Regenmantel über dem Kleid trägt. O bitte, bitte, haben Sie meine Mutter gesehen?»
Dieser kleine Auftritt fand offenbar Gefallen, denn die Herren lachten mehrmals, besonders gegen den Schluss, als ich plötzlich meine Mutter entdeckte und ihr voller Freude entgegenlief.
Schliesslich sagte der in der Mitte sitzende Herr: «Danke, Ehud. Das ge-

nügt. In einigen Tagen werden wir dir das Prüfungsergebnis mitteilen. Bis dahin, mein Junge!»
Schwitzend ging ich hinaus, als hätte ich schwer gearbeitet. Jossi erwartete mich im Treppenhaus und fragte: «Wie war es? Hattest du Erfolg?»
«Ja, das heisst, ich habe sie zum Lachen gebracht.»
«Und was haben sie gesagt?»
«Sie werden mich schriftlich benachrichtigen.»
«Und dann», sagte Jossi, «wirst du das ganze Land zum Lachen bringen.»
Ich habe Jossi nie erzählt, dass der Text, den sie mir zu lesen gaben, überhaupt nicht lustig war. Als wir durch die Strassen schlenderten, schien es mir, als ob alle Passanten missmutig dreinblickten.

*

Junge Menschen suchen ihren Weg. Dem einen fällt das leicht, dem andern macht es viel Mühe. Ehud hatte eine Chance, andere müssen lange suchen, begehen Irrtümer und machen Fehler, bis sie sich und ihre Bestimmung kennen.
So lernte der 16jährige Laurent erst allmählich und nach bitteren Erfahrungen, dass man nur zusammen leben kann, wenn er und seine Eltern sich bemühen, einander gerecht zu werden. Laurent ist der Held des Romans «*Warum läuft er denn weg?*» von Michel Grimaud: Eines Tages läuft er davon, gerät an allerhand Leute, lebt eine Weile mit einer Hippie-Gruppe zusammen, sucht da und dort Gelegenheitsarbeit und hofft ständig auf die grosse Chance seines Lebens... (Verlag Sauerländer, Aarau).
Es geht auch lange, bis Robbi einsieht, dass er seinen Egoismus überwinden sollte und dass er durch solidarisches Verhalten in der Gruppe auch als Einzelner stärker wird. Robbi ist die Hauptfigur des Jugendbuches «*Mein Ball ist unser Ball*» von Volker Erhardt, das vor allem fussballbegeisterten Buben und Mädchen als Lektüre gefallen wird (Verlag Sauerländer, Aarau).
So ergeht es auch Thorvadur, dem jüngsten Spross eines isländischen Bauern und Fischers, der sich vorgenommen hat, ein Buch zu schreiben. Unbeirrt verfolgt er sein Ziel, morgens in der Frühe, bevor ihn sein Vater zu harter Arbeit weckt, dann auf dem Feld beim Pfarrhof, wo er als Landarbeiter eingesetzt wird, dann in Reykjavik, in der Stadt, wo ihn Enttäuschung um Enttäuschung trifft. – Eine wahrhaft dichterische Leistung, die eindrückliche Beschreibung von Mensch und Landschaft im Roman «*Wo sich die Wege kreuzen*», den der isländische Schriftsteller und Christian-Andersen-Preis-Träger Thornstein Stefánsson geschrieben hat (Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau).

Auf dem Weg ins Abenteuer

Mücke hätte nie gedacht, dass sie überhaupt fähig wäre, auch nur ein kleines Fischchen zu fangen; schliesslich war sie eine begeisterte Ballettschülerin und eine richtige Stadtmaus. Was sie dann aber an der Angel hatte, das war allerdings der grösste Fisch, den je einer aus ihrer Familie an Land gezogen hatte. Wo war der FISCH hergekommen? Ihr Cousin Al – Alligator genannt, weil er beim Lachen die Zähne so bleckte – wollte es genau wissen. Darum zogen die beiden los.

Das Gewicht des Rucksacks drückte Mücke fast nieder; sie hatte Mühe, die Füsse von dem steinigen Boden zu heben. Sehr bald blieb sie stehen, um zu rasten, und blickte zurück. Auf dem offenen flachen Land sahen die Hütten wie Cakes-Dosen aus. Tante Beckys Wagen war ein Spielzeug. Über allem stand ungeheuer der Himmel. Etwas wie Platzangst überfiel sie, und sie rannte los, um Alligator einzuholen.

«Renn nicht», sagte er. «Spar deine Kraft! Du wirst sie brauchen.»

Mücke verlangsamte ihren Schritt. Den plötzlich aufsteigenden Wunsch nach einer schokoladeüberzogenen Haselnussstange unterdrückte sie mit dem Gedanken an die Schlangen, die sie würde essen müssen, wenn der Proviant ausginge.

«Wir wollen heute nicht weit», sagte Al. «Nur bis dort, wo du deinen FISCH gefangen hast. Ich möchte eine Probe von dem Wasser am Flussgrund nehmen. Wenn wir wissen, was dort alles herumschwimmt, wissen wir auch, was der FISCH gefressen hat.»

Eine Weile wanderten sie schweigend nebeneinander her.

«Er kann noch nicht lang dort gehaust haben», murmelte Alligator. «In seinem Loch, mein ich. Er muss unterwegs ins Quellgebiet gewesen sein, um zu laichen.» Alligators Stiefel knirschten über Moränenschutt. «Er *muss* gerade erst angekommen

sein, sonst hätte ich ihn doch schon vor Tagen gefangen!»
«So?» biss Mücke auf ihn los. «Dass *ich* ihn gefangen habe, war reiner Zufall, was? Auf den Gedanken, dass ich fischen *kann*, ist noch keiner von euch gekommen!»
Am Steilhang des oberen Flussufers rasteten sie und blickten auf den Snake River hinunter, der zwischen grüngrauem Salbeigebüsch und bläulich schimmernden Kieferwäldern in Windungen dahinfloss. Dahinter ragten die weissen Zacken des Schneegebirges hoch. Der Himmel war ein blauer Rahmen für die Sonne. Alligator sprang wie eine Ziege den Steilhang hinunter; unten glitt er wie ein Skimeister elegant im Slalom um die Pappeln, während Mücke mühsam hinabkletterte. Als sie endlich das Pappelgehölz erreicht hatte, biss sie die Zähne zusammen: in der heissen Nachmittagssonne surrte es von Insekten. Staub drang ihr in die Nase, und ein Zweig schlug auf sie los und stach wie eine Biene. Sie zog ihr Haar über Augen und Wangen und trottete weiter.
An der Stelle, wo der Ditch Creek in den Snake mündet, warf Alligator seinen Packen nieder. Er holte sein Zelt hervor, rollte es auseinander, schlug Stangen in den Boden, spannte Schnüre, und binnen zwei Minuten hatte er das Zelt aufgestellt. Mükke erwartete, er würde mit ihrem Zelt das gleiche tun. Sie wartete vergeblich. Alligator ging zum Fluss, ein feinmaschiges Netz in der Hand.
«Muss ich mein Zelt vielleicht allein aufstellen?» schrie sie ihm nach.
«Ja!» rief er zurück.
Sie plagte sich einige Zeit, bis ihr Zelt endlich müde von zwei Stangen hing. Es sank in der Mitte ein, und der Zeltboden war voller Falten, aber es war doch ihr eigenes Werk. Mücke kroch hinein, steckte den Kopf aus dem Eingang und betrachtete das Schaumgebrodel des Flusses. Sie fühlte sich geborgen und war vergnügt und glücklich. Sie hatte ein Zelt gebaut und damit ein Stück Wildnis bezwungen.
Friedlich ausgestreckt lag Mücke im Zelt, als Alligator hereinschaute.
«Umpf», sagte er mit einem Blick auf das durchhängende Zeltdach und grinste. Er hielt ihr einen Stoss Karteikarten hin.
«Wir machen jetzt eine Aufstellung der Lebewesen auf dem Flussgrund. Pro Quadratzentimeter. Ich sag dir, was ich finde, und du hakst es auf der Liste ab. Ich zähle, schätze, wäge und so weiter, und du trägst alles genau ein.»
Auf den Karten einzutragen waren Datum, Ort und Zeit, Wassertemperatur, die Vegetation an der Fundstelle, Lufttemperatur, Sauerstoffgehalt, Windstärke und die Farbe des Wassers. Mücke war von dieser wissenschaftlichen Genauigkeit beeindruckt.

Alligator watete in den Ditch Creek hinaus und versenkte sein Netz bis zum Grund. Er stocherte in Löchern, wendete Felsbrocken, wühlte Schlamm auf und grub im nassen Sand. «So wasche ich alles, was da unten lebt, in die Falle», erklärte er und zog das Netz heraus. Dann kletterte er damit vorsichtig ans Ufer.

«Und jetzt sehen wir uns an, was unser Freund gefressen hat», sagte er und klatschte die Ausbeute in sein Kochgeschirr. «Sieben Kriebelmükkenlarven, zwei Eintagsfliegenlarven, neun Köcherfliegenlarven, und – das ist alles. Sehr merkwürdig. So ein Riesenkerl müsste Panzerkrebse gefressen haben und Süsswasserkrabben. Die kann er aber nicht gefressen haben, weil keine da sind. Notier das!» Mücke war erbittert über den Befehlshaberton.

«Und was ist mit der Vegetation an der Fundstelle?» sagte sie scharf und hielt ihm eine Karteikarte unter die Nase. «Vielleicht hat er an Bäumen geknabbert!»

«Du hast keine Spur wissenschaftlichen Ernst», sagte Al. «Unter Wasser gibt es nur ganz kleine pflanzliche Lebewesen wie Moose und Algen. Davon leben zum Beispiel die Rädertierchen und die Amöben. Die Insektenlarven fressen die Amöben und Rädertierchen, und die Forellen fressen die Larven.» Alligator schüttelte die Reste aus seinem Kochgeschirr und spülte es im Fluss.

Dann setzte er sich neben Mücke. Ringsum knisterte es von Grashüpfern. Einer sprang auf Mückes Hand. «Nimm ihn weg!» kreischte sie. «Pfui, nimm ihn weg, Al!» Ihre Lippen zitterten.

«Der tut dir doch nichts», sagte Al. Er stand auf und ging wieder zum Fluss. Den Grashüpfer liess er auf Mückes Arm sitzen.

«Ich gehe die Höhe und Breite der Fischhöhle ausmessen», rief er herüber.

Sie presste die Lippen zusammen, hielt den Atem an, und mit Daumen und Zeigefinger schnipste sie den Grashüpfer fort. Er schnarrte, segelte über Blumen und fiel ins Wasser. «Nein!» schrie Mücke. «Nicht ertrinken!» Sie sprang auf und sah, wie der Grashüpfer von der Strömung fortgewirbelt wurde. Der Grüne ruderte heftig auf ein Blatt zu, erreichte es und kletterte hinauf. «Ein kleiner Matrose!» rief Mücke. «Schau, Al, wie herzig!» Das Blatt trieb auf einen Ast am Ufer zu, und der Grashüpfer sprang an Land.

Al stand bei dem ehemaligen Schlupfwinkel des Fisches und erforschte mit einem stählernen Messband das wilde Wasserloch. Mücke ging zu ihm hinüber und sah ihm zu. Dann hatte sie plötzlich Lust, sich nützlich zu machen. Sie hob Steine auf, schleppte sie an einer ebenen Stelle zusammen und baute daraus eine Art Feuerstelle. Sie steckte

einen gegabelten Ast in die Erde und holte den Eimer, den Alligator sich aus einer Kaffeebüchse und einem Stück Draht als Henkel gebastelt hatte. Sie füllte die Büchse mit Flusswasser und hängte sie an den Gabelstock. Dann setzte sie sich und umschlang ihre Knie mit den Armen. Campen – das war das wirkliche Leben. Nun hatte sie schon ein selbsterrichtetes Haus und eine selbstgebaute kleine Küche.

Ein Fischadler kreiste hoch oben, Fischfalke nannte Daddy diesen Vogel. «Wo der Fischfalke kreist», hatte er gesagt, «gibt's Fische.»

Mücke stieg in den Fluss und blickte in das klare Wasser. Nirgends ein Fisch. Nur ein kleines Blatt ritt auf den Wellen. Plötzlich knackte es im Weidengebüsch, und ein Fischer erschien. Er betrachtete die Höhlung, in der FISCH gehaust hatte, und entschied offensichtlich, dass sie «völlig ausgefischt» sei, denn er wandte sich ab und ging flussaufwärts weiter.

Wieder knackte es, und zwei weitere Fischer liessen sich sehen. Auch sie wanderten vorüber. Mücke verstand jetzt, warum niemand ihren FISCH in seiner Behausung aufgestöbert hatte. Sie dachten alle, der Platz sei ausgefischt. Und da fischte eben hier niemand. Einzig Daddy hatte hier gefischt. Aber warum hatte er nicht FISCH gefangen, sondern einen Astklotz? Vielleicht hatte Alligator recht, und FISCH kam in dem Augenblick geschwommen, als sie, Mücke, die Angel auswarf. Nein, grübelte sie weiter und fühlte wieder den Fisch an ihrem Haken zappeln, FISCH kannte die Strömung und die kleinen Buchten und Löcher am Ufer genau. Er musste lange Zeit hier gelebt haben.

Plötzlich rauschte das Gebüsch, und Mücke sah sich Aug in Aug mit etwas, das nur ein Elchkalb sein konnte.

«Ein Elchkalb!» schrie sie. «Al, schau doch!» Die Nüstern des jungen Tieres blähten sich, und dann schnaubte es laut. Mücke sprang zurück und rutschte über den ganzen Steilhang bis ans Ufer hinunter. Gleich darauf hörte sie lautes Getrampel, der Boden zitterte, und im nächsten Augenblick sprang eine Elchkuh über sie weg. Mücke flüchtete mit Riesensprüngen, wandte sich dann um und sah die Elchkuh angriffslustig herüberglotzen.

«Yaaaaaa!» brüllte Alligator mit aller Kraft seiner Lungen. Das Tier schreckte zusammen, wandte den Kopf nach Al, blickte wieder zu Mücke hinüber und zurück zu Al. Endlich machte die Elchkuh gemächlich kehrt und rief nach ihrem Kalb. Das Kuhkind hob die Beine (es hatte Hufe, gross wie Untertassen) und wackelte auf die Mutter zu. Gemeinsam trotteten sie am Ufer des Ditch Creek flussaufwärts.

«Du blöde Kuh!» schrie Alligator

Mücke an. «So was kann auch nur dir einfallen! Ein Elchkalb streicheln! Die Mutter bringt dich mit einem einzigen Hufschlag um! Hast du nicht gesehen, wie scharf ihre Hufe sind?»

Mücke sah, wie er zitterte. Schweigend kletterte sie den Hang wieder hinauf. Neben ihrem selbstgebauten kleinen Herd kauerte sie sich nieder und holte Streichhölzer hervor.

«Tu die Streichhölzer weg!» fuhr er sie an. «Wenn jeder Fischer sich hier ein Feuer anzünden würde, gäb's bald keinen Baumwuchs mehr. Und Erdreich ohne Bäume wäscht der Fluss weg. Wir kochen auf Spiritus!»

Mücke duckte sich erschrocken. Schon wieder hatte sie etwas falsch gemacht. Am besten war es vermutlich, sitzen zu bleiben und sich in nichts mehr einzumischen. Sie sah Alligator zu, wie er an seinem Spirituskocher hantierte; der ganze Kocher war nicht viel grösser als eine mittelgrosse Konservenbüchse. Die Flamme flackerte hoch, hoch, wurde kleiner und brannte dann ruhig. Endlich sah Mücke wieder eine Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Sie nahm die Büchse mit Flusswasser und reichte sie Al.

«Wo hast du das Wasser geholt?»

«Aus dem Snake.»

«Das kann man nicht zum Kochen verwenden. Das ist verseucht. Flussaufwärts gibt's eine Menge Wochenendhäuschen und Campingplätze.»

Mücke sah den kleinen Wasserkübel plötzlich von Krankheitskeimen wimmeln. Sie stellte ihn nieder und holte ihr sauberes Kochgeschirr aus dem Rucksack. Al zeigte nach einer Quelle unter den Pappeln, und Mücke rannte hin und füllte das Geschirr. Sie kam eilig zurück und wartete auf neue Anweisungen.

Alligator gab jedoch keine. Er warf Trockenfleisch und Erbsen in den Topf und stellte ihn aufs Feuer. Lange Zeit liess er das Essen brodeln; endlich riss er ein Päckchen Stroganow-Sauce auf und quetschte sie in die Erbsensuppe, warf noch Trokkenkartoffeln dazu und rührte um!

Er schöpfte auch für Mücke eine Portion aus dem Topf. Sie kostete und fand, dass es gut schmeckte. Sie ass herzhaft und stand dann auf.

«Du hast gekocht, ich werde abwaschen», erklärte sie. Alligator lachte nur verächtlich. Er sprang zum Fluss hinunter und schrubbte den Kochtopf, seinen eigenen Teller und seinen Löffel mit Sand. Doch bot er ihr nicht an, auch ihr Essgeschirr zu reinigen. Mücke ging zur Quelle und wusch dort ihren Teller und Löffel gründlich mit Wasser. Dann putzte sie beides mit feinem Kieselsand nach.

Die Weidensträucher am Flussufer bewegten sich. Ein Fischer kam den Pfad zurück.

«Glück gehabt?» hörte sie Alligator fragen.

Freude am Velofahren
Condor
Offerte und Prospekte durch: Condor S.A. Courfaivre Tel. 066/56 71 71
Vertreter in allen größeren Ortschaften

«Weissfische», antwortete der Mann. «Drei Spennadler und einen Utah-Karpfen. Hab alles zurückgeschmissen.» Er unterbrach sich und liess Mücke herankommen. «Keine Ahnung, was mit dem Fischwasser los ist», fuhr er dann fort. «Vor zwanzig Jahren musste einer bloss die Leine auswerfen und schon hing eine Bluthalsforelle am Haken, die Biester stellten sich geradezu an, man konnte kaum nachkommen mit Auswerfen... Heutzutage kannst du hier nur lauter Plunder fischen. Schlechtes Wasser.»

Der Mann tippte an seinen Hut und entfernte sich. Alligator sah nach dem Sonnenstand, zog Jacke und Stiefel aus und so, noch fast völlig angekleidet, kroch er in seinen Schlafsack. Mücke war entsetzt. Sie schlüpfte in ihr Zelt und holte ihr Nachthemd hervor. Der Himmel verlor an Helligkeit, und Wind kam auf. Die Pappeln begannen zu seufzen und zu rascheln. Es wurde sehr kühl. Mücke fror, aber sie wollte nicht auf ihre abendlichen Zeremonien beim Zubettgehen verzichten. Sie zog sich aus, streifte ihr Nachthemd über, cremte ihr Gesicht; sie vollführte die vorgeschriebenen hundert Bürstenstriche, die volles, glänzendes Haar garantierten, und berührte dann mit ausgestreckten Armen und bei gestreckten Beinen fünfzigmal ihre Zehenspitzen. Endlich legte sie sich nieder, mit dem angenehmen Gefühl, frisch und appetitlich sauber zu sein, und kam sich ihrem ungehobelten Vetter gegenüber deshalb mächtig überlegen vor. Sie kuschelte sich in den Schlafsack. Plötzlich knackte es draussen im Gebüsch.

«Alligator!»

«Huh?»

«War das die Elchkuh? Vielleicht kommt sie zurück?»

«Tut sie nicht. Elche triffst du nur in der Dämmerung, abends oder ganz früh am Tag. Deine Elchkuh schläft jetzt. Gib endlich Ruh und schlaf auch!»

Mücke rollte sich zur Seite und horchte nach draussen. Der Wind hat viele Stimmen. Plötzlich begann ein Kojote zu heulen. Es klang grausig wie ein unheimliches Gelächter. Mücke kroch tiefer in ihren Schlafsack. Jetzt meldete sich der Fluss. Er rauschte überlaut, und Steine kollerten im Flussbett. Es polterte wie ferne Kesselpauken.

Mücke konnte nicht einschlafen. Gegen Mitternacht begannen ihre Augenlider zu flattern. Endlich entspannten sich ihre Muskeln. Da fing eine Eule zu rufen an. Mücke verkroch sich tief in den Sack und presste die Hände an die Ohren.

Gegen zwei Uhr morgens hielt sie es nicht länger aus. Verschwitzt und erschöpft steckte sie den Kopf an die Luft. Sie hörte Leute lachen und reden. Müde setzte sie sich hoch und

horchte. Die Stimmen verwandelten sich in das Rauschen des Ditch Creek. Mücke liess sich zurückfallen, wikkelte sich ihren Pullover um die Ohren und wartete, dass endlich die Sonne aufging. Sobald es nur hell genug war, würde sie nach Hause gehen, heim zu Tante Becky.

Um fünf Uhr schlüpfte sie in die Kleider und zog die Stiefel an. Draussen klirrte Kochgeschirr. Sie lugte aus dem Zelt und sah Alligator Hafermehl rösten. Es roch gut.
Sie krabbelte in den kühlen Morgen hinaus und nahm dankbar eine Tasse voll in Empfang.
«Heute gehn wir den Gros Ventre River hinauf», sagte Alligator. «Auch ein Fluss, in dem Forellen laichen, vor allem Stahlkopfforellen, aber vielleicht finden wir ein paar Anhaltspunkte.»
Mücke wusch ihre Tasse aus und packte. Sie taumelte vor Unausgeschlafenheit, und bei den ersten Schritten, den schweren Rucksack wieder auf den Schultern, schien es ihr, als hätte sie das ganze Tetongebirge versehentlich mit eingepackt. Sie zögerte und blickte in die Richtung der Hütte. Der Gedanke an Tante Becky und ihr gemütliches Heim war überwältigend. Aber dann tauchte FISCH in ihren Gedanken hoch. FISCH, wie er nach Wasser schnappte. Mücke holte tief Luft und folgte Alligator flussaufwärts.
Sie durchwanderten sonnenüberflutetes Farmland, erreichten ein Espenwäldchen und gingen in dem durch die Bäume angenehm gedämpften Licht weiter. Al begann zu schnuppern.
«Elche», sagte er. «Riechst du? Sie wandern gegen die Berge zu.»
Mücke schnupperte. Es roch widerlich ranzig, und sie beschleunigte ihre Schritte. Dann lachte gellend eine Elster. Mücke rannte, geriet am Waldrand in zähes Weidengebüsch und kämpfte sich zu Alligator durch, der bereits am Ufer des Gros Ventre River stand.
Der breite Fluss gleisste in der Sonne. Mücke sah sein schnellströmendes Wasser durch die Espen funkeln, die im Uferschotter wuchsen. Alles war voll wilder Blumen.
Mitten im Fluss lag wie ein V-förmiger Damm eine Fischfalle. In dem Gesprudel an der Fischreuse standen drei Männer in hüfthohen Stiefeln im Wasser, holten mit Netzen die gefangenen Fische aus der Falle und warfen sie in Eimer.
«He, Tom!» rief Alligator. Ein rothaariger junger Mann mit Bart winkte Al zu, hob einen Eimer auf die Schulter und watete ans Ufer. Toms Augen gingen von Al zu Mücke.
«Das ist die Stadtmaus, meine Cousine», sagte Al und gab Mücke einen leichten Schubs. «Erklär ihr, was ihr da macht, Tom.»
«Wir fangen die letzten Forellen, wir

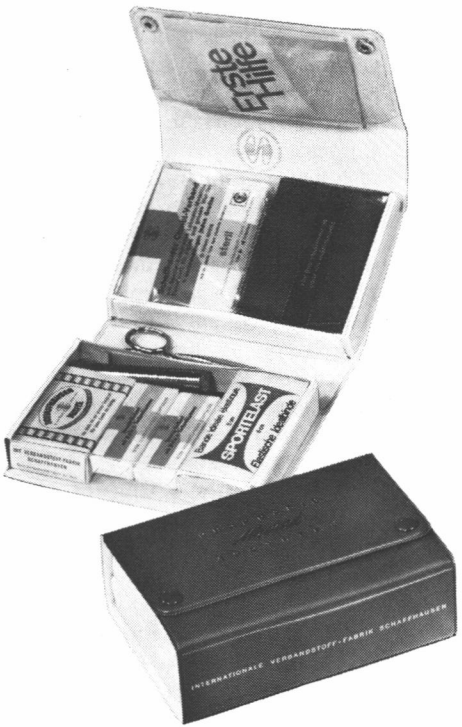
brauchen die Eier für die Aufzucht», antwortete Tom.
«Er ist bei der Fisch- und Wildkommission», sagte Al zu Mücke. «Sie nehmen die befruchteten Fischeier und bringen sie in eigene Anstalten. Dort schlüpfen dann die jungen Fische aus.»
«In den Fischzuchtanstalten überleben mehr Jungfische als im Wildwasser», erklärte Tom. «Wir schützen die Fischbrut vor allen Fischräubern und füttern sie gut. Die kleinen Fische kriegen bei uns eine Art Diät, damit sie schnell gross werden. Dann setzen wir sie wieder im freien Wasser aus, damit die Fischer was zu fischen haben. Die Fischerei hat sich bei uns zu einem Riesengeschäft ausgewachsen!»
Alligator fragte, ob ihm vielleicht Bluthalsforellen untergekommen wären. Tom schüttelte den Kopf. «Schon seit ungefähr acht Jahren nicht. Die sind hier alle weg. Zu schlechte Lebensbedingungen. Die Bluthalsforelle ist *der* Fisch östlich der Rockys. Es gibt ihn sonst an keinem andern Ort der Welt. Ein wunderbarer Fisch.»
Alligator öffnete seinen Rucksack und entnahm ihm einige Cakes und eine Tube Erdnussbutter. Er stellte Teewasser auf, zählte vierzig Rosinen pro Kopf ab und wies Mücke einen liegenden Baumstamm als Sitz- und Essplatz an. Sie setzte sich und ass.
Tom hob seinen Fischkübel auf ein Lastauto und setzte sich zu ihnen auf den Baumstamm. Alligator nahm ein Kuvert aus der Tasche, öffnete es und holte ein Glasplättchen heraus. Er reichte es Tom mit Verschwörermiene.
«Wie alt war der Fisch, von dem die Schuppe da stammt?»
Tom untersuchte das stecknadelkopfgrosse Schüppchen einer Forelle. Alligator hatte es mit einem Messer vom Rücken des FISCHES, in der Nähe der Rückenflosse, vorsichtig abgehoben. Forellenschuppen sind klein und mit einer Art Schleimhaut überzogen. Tom trug das Glasplättchen mit der Schuppe zum Wagen, holte ein Mikroskop hervor und schaute durch die Linse. Er stiess einen leisen Pfiff aus.
«Das Ding stammt von einer Bluthalsforelle», sagte er. «Muss ein Riesenkerl sein. Woher hast du ihn?»
«Aus dem Wasser», sagte Alligator tiefernst, und Tom lachte.
«Das hätte ich mir denken können. Kein Fischer macht den Mund auf, wenn man ihn so was fragt.» Er untersuchte die Anzahl der Ringe, die das Mikroskop vergrössert zeigte, und zählte sie, wie man die Jahresringe eines Baumes zählt.
«Sieben», sagte er. «Sieben Jahre muss der Bursche alt sein. Möchte wissen, was er gefressen hat. Jedenfalls eine bessere Diät als unsere Zuchtfische.»

Alligator zog sein Grundwasser-Lebewesen-Sammelnetz hervor und watete damit an etlichen seichten Stellen des Flusses herum. Tom setzte sich neben Mücke und sah Alligator zu.
«Wenn er hier Fischfutter sucht, wird er nicht viel Glück haben», sagte er. «Der Gros Ventre verschlammt. Das kommt von den vielen Wasserabzugsgräben für die umliegenden Bewässerungsanlagen. Der Wasserspiegel sinkt dadurch, und das seichte Wasser wird von der Sonne zu stark aufgeheizt. Und der Sand, verstehst du, bei normalem Wasserstand verteilen sich die Sandkörner im Wasser, aber bei niedrigem Stand sinkt der ganze Sand zu Boden und erstickt die Kleinlebewesen am Flussgrund ... Übrigens gehn dabei auch die Fischeier drauf. Man merkt's Jahr für Jahr. Immer geringerer Fischbestand. Wenn du heute eine Wildwasserforelle fischen willst, musst du hoch hinaufsteigen. Ganz hoch in die Berge, wo das Wasser noch klar ist und kalt und schnell fliesst.»
Alligator kam ans Land zurückgewatet. «Eine Hungerdiät ist das hier», sagte er und faltete sein Netz zusammen.
«Ausserdem hat sich das örtliche Klima in den letzten paar Jahren verändert», fuhr Tom fort. «So was von Trockenheit in unserem Tal kann sich keiner vorstellen. Es ist sonderbar, dass ausgerechnet unser Tal verdorrt. Im Nachbartal haben sie genug Regen, wie früher. Ja. Und dieser Wassermangel hier bei uns bedeutet natürlich auch Mangel an Mineralen. Die Wasserpflanzen brauchen aber Minerale. Ohne Wasserpflanzen können die Fische nicht leben. Und wer frisst gern Fische? Der Bär. Seit's hier wenig Fische gibt, siehst du kaum mehr wo einen Bären. Und das kannst du dir weiter so ausmalen, das reicht bis zu den Menschen. Ich seh schon kommen, dass ich hier wegziehen muss. Keine Fische – keine Fischereilizenz für die Fischer – und für mich kein Job.»
Alligator studierte eine Weile die Landkarte und das Gebirge. Dann griff er nach seinem Packen, nickte Tom ein Lebewohl zu und winkte Mücke. Er marschierte durch das Espengehölz zurück auf eine elende Strasse zu, die ins Backcountry führte.

Es war heiss. Die Sonne brannte vom Himmel, und in Mückes Kopf begannen kleine Hämmer zu schlagen. Mücke blieb stehen und nahm sich Zeit, ihr Haar zu flechten und unter Tante Beckys Hut zu verstauen. Gleich war ihr nicht mehr so heiss. Gute, kluge Tante Becky! Haar isoliert, hatte sie gesagt. Und sie hatte recht.
Mücke ging weiter, zählte zweitausend Schritte, ehe sie sich umwandte, um festzustellen, wie weit sie schon

gekommen war. Der Gros Ventre lag schmal wie eine verlorene Bandschleife da, die Fischreuse darauf war ein Häufchen abgeknickter Zahnstocher. Mücke wurde es wunderlich zumute. Wie seltsam war das, wie merkwürdig, dass die eigenen Beine plötzlich so wichtig geworden waren, nicht mehr zum Tanzen bestimmt, sondern plötzlich bemerkenswerte Transportmittel. Ohne Benzin, ohne Räder war ihr Körper auf zwei Beinen bis hierher gelangt. Und diese ihre Beine würden sie auch weitertragen, durch die Wälder, das Flussbett hinauf, über Wiesen und Felssteige, wo kein Auto mehr hingelangte, nicht einmal ein Fahrrad. Sie musste nur einen Fuss vor den anderen setzen. All das machte Mücke fröhlich, fast stolz.
Sie trottete die Strasse entlang. Das nächste Tal empfing sie mit feuchten Hügeln aus gelbem und grünlichgrauem Ton, die mit hohem Salbeigestrüpp bewachsen waren.

Einmal kam ein Lastauto um eine Strassenbiegung gerattert.
«Wollt ihr mitfahren?»
Alligator fasste den Lenker ins Auge, lächelte und warf seinen Packen auf die Ladefläche. Er kletterte ins Führerhaus und liess Mücke mit ihrem Rucksack stehen. Hatte sie wirklich gedacht, er würde ihr helfen? Nicht einmal das Gepäck hatte er ihr abgenommen.
Mücke stemmte ihren Packen hoch und bugsierte ihn auf die Ladefläche. Dann kletterte sie neben Al. Der Wagen fuhr los. Staub wirbelte hoch.
Staub. Die Luft hing voll davon. Er legte sich auf Haar, Wimpern und Lippen.
«Ich heisse Gunnar», sagte der Fahrer unter seinem Cowboyhut hervor. Er hatte eine breite Nase, sein Gesicht sah aus wie Leder, aber sein Mund hatte Lachfalten. Mücke lächelte zurück und leckte sich den Staub von den Lippen.
«Fischen?» fragte der Fahrer und legte den nächsten Gang ein. Der Wagen holperte ratternd auf der steinigen Strasse dahin.
«Umpf», antwortete Alligator. Mükke setzte sich kerzengerade und starrte aus dem Fenster.
«Ich heisse Mücke Shafter, und das ist mein Cousin Alligator», erklärte sie mit betonter Höflichkeit. Al umpfte knurrend, und Gunnar blickte zu Mücke herüber und lachte.
«Alligator passt gut für ihn», sagte er.
«Gibt's Bluthalsforellen da herum?» fragte Al. Gunnar schob den Hut ins Genick und sagte, er hätte seit Jahren keine gesehen.
«Regenbogenforellen und Stahlkopfforellen gibt's im Crystal Creek», sagte er.
«Umpf», liess Al sich vernehmen.
«Können Sie uns dort absetzen?» Er entfaltete eine geologische Übersichtskarte und begann sie zu studie-



Eine hilfsbereite Begleiterin

soll Ihnen die Schaffhauser Reise-Apotheke sein

Unsere verschiedenen Modelle sind in Apotheken und Drogerien erhältlich.

IVF

Int. Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen
8212 Neuhausen am Rheinfall

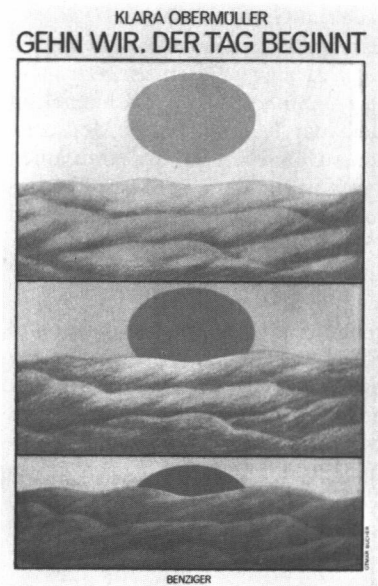
ren. Sein Finger wanderte in der braunen Schraffierung eine blaue Linie hinauf, die plötzlich abbrach.
«Die erste Spur», sagte er zu Mücke. «Da haben wir die erste Spur von FISCH.»
«Was sind das für braune Striche?» fragte Mücke.
«Die Höhenlage. Wenn die Linien eng beieinanderstehen, bedeutet das einen Steilhang. Schau her, der Desperation Peak ist nach der Karte dreitausendfünfhundert Meter hoch. Das sind ungefähr fünfzehnhundert niedriger als der Grand Teton und fünfzehnhundert höher als der Mount Washington. Dort hinauf gehn wir jetzt.»
Mücke betrachtete die Landkarte, hob den Blick und sah das leibhaftige Gebirge rundum an, als hätte sie es noch nie gesehen. Sie beschloss, sich vor nichts auf der Welt mehr zu fürchten. Es blieb ihr ja wohl auch nichts anderes übrig.
«Crystal Creek!» rief Gunnar, wie der Fahrer eines Autobusses eine Station ausruft. Mücke und Al kletterten auf die Strasse hinunter, liefen nach hinten und holten ihre Rucksäcke. Gunnar liess das Seitenfenster herunter.
«Seid vorsichtig!» sagte er. «Dort oben ist Grizzly-Gebiet.» Mücke blickte zu dem gewaltigen Bergmassiv empor und dann auf die Strasse.

*

Nach ihrem grossen Erfolg mit «Julie von den Wölfen» («Mein Freund» brachte letztes Jahr eine Kostprobe aus diesem mit dem deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichneten Band) hat Jean C. George unter dem Titel «*Angle dir einen Berg*» wieder ein begeisterndes Jugendbuch geschrieben, das ihre so seltene Fähigkeit, abenteuerliche Spannung und naturwissenschaftliche Genauigkeit in Einklang zu bringen, wieder deutlich zeigt. Mit Erlaubnis des Verlages Sauerländer, Aarau, bringen wir dieses Jahr ebenfalls eine Textprobe aus der spannenden Geschichte um die «Stadtmaus» Mücke und ihre Abenteuer im Grizzly-Gebiet.
Ein höchst spannendes Abenteuerbuch ist auch «*Das Tal der verschollenen Männer*» von A. R. Channel, in dem der Kampf einiger Menschen ums Überleben in der grausamen Einsamkeit der Nordwest-Territorien Kanadas geschildert wird (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).
Fern in Südamerika spielt der Abenteuerroman «*Goldraub*» von Eduard Klein, die packende Geschichte um einen Burschen, der nach Inkastadt reitet, um dort sein Glück zu machen. Aber er findet weder Gold noch seinen Bruder Pepe, und nach einem Überfall auf einen Goldtransport steht er mit nichts mehr da als einem Sack voll schlimmer Erfahrungen (Herder-Verlag, Freiburg i. Br.).

Begegnung an der «Riviera»

Vrees jüngerer Bruder kann sich nur mit Krücken fortbewegen. Das hat Vrees Verständnis für Kranke und auch für Aussenseiter geweckt. Darum ist sie sofort hellwach, als sie hört, dass im alten «Tannenhof» drogenabhängige Jugendliche ein Heim finden sollten. Ihr Engagement für das Projekt verstärkt sich, als sie von den starken Widerständen im Dorfe spürt, und sie beschliesst, sich ein eigenes Urteil über diese gefährdeten Jugendlichen zu machen.



Es rächte sich am nächsten Tag, dass ich zu wenig französisch gebüffelt hatte. Ich wusste beim besten Willen nicht, was Nest heisst auf französisch, und das Wort für Amsel fiel mir auch nicht ein, so dass ich einen ganzen Satz überhaupt nicht übersetzen konnte. Das würde einen ziemlichen Abzug geben, und ich musste mich in Zukunft anstrengen, wenn ich meine Note im Schriftlichen halten wollte. Im Mündlichen war ich etwas besser. Herr Schmid ist ein guter Lehrer, es fällt einem nicht schwer, bei ihm aufzupassen. Aber ständig diese Vokabeln und Formen waren einfach zu langweilig. Wenn wir wenigstens schon längere Texte lesen könnten, Erzählungen oder so, dann wäre ich bestimmt besser. Geschichten interessieren mich. Darum bin ich auch in Deutsch sehr gut, besonders im Aufsatz und wenn es darum geht, etwas, das wir gelesen haben, zu interpretieren.

Ich kam nicht dazu, mit Barbara zu reden. In der Pause stand sie immer mit andern zusammen – und mit Beat natürlich –, und nach der letzten Stunde musste ich mich beeilen, denn wir fuhren gleich nach dem Mittagessen los. Auch Paul hatte heute nicht wie gewöhnlich vor unserem Haus auf mich gewartet. Er hatte sich offenbar verspätet, denn Herr Schmid hatte schon die Blätter für die Prüfung verteilt, als er ins Zimmer schlüpfte. Komisch, ich hatte

mich schon so daran gewöhnt, dass er morgens neben mir ging; er hatte mir gefehlt. Aber morgen würde er sicher wieder da sein, und dann konnte ich ihm vielleicht schon mehr erzählen.
Meine Mutter musste schon um zwei mit Martin in der Therapie sein. Deshalb gab es bloss Suppe und Würstchen. Aber was für eine Suppe! Kartoffel und Gemüse, mit viel Käse drin. Ma macht sie schon am Vorabend und wärmt sie wieder auf. Von mir aus könnte Martin jeden Tag Therapie haben. Aber das wäre wohl zuviel für ihn. Die Therapie strengt ihn immer sehr an; aber sie hilft ihm auch. Seit er regelmässig ins Kantonsspital geht, ist er viel beweglicher geworden und hat auch weniger Schmerzen. Vielleicht lernt er eines Tages doch noch richtig gehen. Er müsste es ja können, wenn er studieren will. Einstweilen hat er noch seinen Rollstuhl. Man kann ihn zusammenklappen und hinten ins Auto stellen. Wir haben deswegen einen Ford Caravan, obwohl er eigentlich viel zu teuer ist für uns.

Um eins sassen wir im Auto und fuhren los. Meine Mutter hat vor zwei Jahren die Fahrprüfung gemacht, damit sie Martin fahren kann und nicht immer auf Vater angewiesen ist. Nun fährt sie genauso gut und sicher wie Papa. Vor dem Spitaleingang liess sie mich aussteigen. Ich half ihr noch, den Rollstuhl herauszuheben und aufzustellen, dann zog ich los. Ich versprach, pünktlich um vier in dem kleinen Café zu sein, wo wir nach der Therapie immer etwas trinken. Also hatte ich knapp zwei Stunden Zeit. Ob das reichte? Zum Glück schien die Sonne, so konnte ich hoffen, dass die Treppe am Fluss gut besetzt war. Bei Regen gingen sie sicher in irgendein Lokal, und ich hätte nicht gewusst, wo ich sie suchen sollte. Wer waren sie? Waren es überhaupt die Leute, die für den «Tannenhof» in Frage kamen? Oder waren es ganz gewöhnliche Schüler oder Lehrlinge, die sich da am Wasser sonnten? Nein, sie hatten anders ausgesehen, damals als ich sie mit Vater zum ersten Mal gesehen hatte. Verlaust würden sie bei uns im Dorf sagen.
Ich ging an dem Kino vorbei, in dem meistens irgendwelche Disney-Filme laufen; eine Baubaracke versperrte den Blick auf den Fluss. Dann sah ich die Treppe. Die Stufen waren dicht besetzt. Natürlich, es war Mittwoch, schulfreier Nachmittag, und da kamen bestimmt auch Schüler her, die sonst nicht da waren. Ich ging langsamer, wie jemand, der nur zufällig vorbeikam. Bloss nicht auffallen! Ich schlenderte ein paarmal auf und ab, blieb stehen und hielt Ausschau nach einem geeigneten Platz. Hoffentlich sah man mir nicht an, dass ich zum ersten Mal hier war. Zum Glück trug ich noch meine alten

Jeans und den roten Plüschpulli, der vom vielen Waschen schon ziemlich zerzaust aussieht. Darin fiel ich weniger auf.
Schliesslich hatte ich ein freies Stückchen Treppe entdeckt, ziemlich am Rand, auf der zweitobersten Stufe. Dort setzte ich mich hin. Erst schaute ich eine Weile ins Wasser, dann fing ich an, unauffällig meine Umgebung zu mustern. Vor mir sass eine Gruppe von fünf Leuten, Mädchen und Jungen; einer zupfte an seiner Gitarre, es tönte fremdartig, indisch vielleicht, die andern hörten zu und bewegten die Köpfe leicht im Takt. Der Junge mit der Gitarre trug nichts als eine Weste aus Schaffell über dem nackten Oberkörper, Jeans, die voller Flicken waren, und um die Stirn hatte er ein buntes Band gebunden. Eines der Mädchen trug ein langes Kleid, wie eine Zigeunerin. Sie hatte einen kleinen Hund bei sich, den sie an einer Schnur festhielt. Die anderen sahen nicht viel anders aus als ich. Alle rauchten. Ich hatte mir unterwegs Zigaretten gekauft, obwohl ich sonst nicht rauche. Aber ich dachte, es sei besser, wenn ich welche bei mir hätte. Ich zündete mir eine an. In diesem Moment fiel ein Schatten auf meine Beine.
«Gibst du mir eine», sagte eine Stimme über mir.
Ich schaute auf. Neben mir stand ein Mädchen, ungefähr in meinem Alter, in Jeans und einer verwaschenen indischen Bluse. Sie hatte auffallend rotblondes langes Haar. Ich hielt ihr das Päckchen hin. Sie nahm eine Zigarette und setzte sich neben mich. Das war gar nicht schlecht für den Anfang. Ich hätte mich nämlich nicht getraut, jemanden anzusprechen, schon gar nicht jemanden aus einer Gruppe. Und die meisten sassen hier grüppchenweise beisammen. Die einen machten Musik, andere unterhielten sich, die meisten aber sassen einfach da und dösten. Schräg hinter mir hatte ich eine Gruppe gesehen, die etwas herumgehen liess, eine Zigarette oder so etwas, ich konnte es nicht genau sehen. Und dann waren da noch die Pärchen, mit denen war auch nichts anzufangen. Die waren mit sich selbst beschäftigt. Aber das Mädchen neben mir, das mich um eine Zigarette gebeten hatte, das war gut. Sie war allein und suchte offensichtlich Anschluss.
Wir sassen eine Weile schweigend nebeneinander. Sie rauchte ziemlich hastig. Fast gierig sog sie den Rauch in die Lungen. ich so geraucht hätte. Aber sie war es offenbar gewöhnt.
«Du bist neu hier», sagte sie in einem Ton, der keine Antwort erwartete.
«Und du?» fragte ich.
«Ach, ich ...». Sie überliess es mir, die zwei Worte zu deuten.
Ich versuchte es noch einmal: «Kommst du oft hierher?»
Sie nickte. Mitteilsam war sie nicht. Ich schien sie auch nicht zu interes-

sieren. Doch auf einmal schaute sie mich voll an und sagte:
«Du hast nicht zufällig ein Zimmer.»
«Doch», sagte ich. Natürlich hatte ich ein Zimmer zu Hause.
«Kann ich heut' nacht bei dir schlafen?»
«Bei mir? Ja, schon, aber...» Ich geriet ins Stottern. Worauf wollte sie hinaus? Und warum wollte sie bei mir schlafen? Wir kannten uns doch gar nicht.
«Dann eben nicht», sagte sie und wandte sich ab. Ich war für sie erledigt.
Aber so schnell gebe ich nicht auf.
«Warum willst du bei mir schlafen?»
Sie wandte sich mir langsam wieder zu und schaute mich an mit einem Blick, in dem etwas wie Verachtung lag. «Weil ich nicht weiss, wohin ich sonst gehen soll, deswegen», sagte sie.
«Kannst du nicht zu Hause wohnen?» fragte ich.
«Zu Hause!» machte sie, und diesmal lag die Verachtung auch in ihrer Stimme. «Sag mal, kommst du vom Mond?»
Normalerweise wäre ich beleidigt gewesen, aber ich nahm mich zusammen.
«Nein», sagte ich, «aber ich verstehe trotzdem nicht, warum du nicht zu Hause wohnen kannst.»
«Du hilfst mir ja doch nicht.»
«Ich habe nicht gesagt, dass ich dir nicht helfe. Ich möchte bloss wissen, warum du nicht zu Hause wohnen kannst. Hast du keine Eltern?»
«Klar habe ich Eltern, aber da kann ich nicht mehr hin. Ich bin abgehauen, verstehst du, hab's zu Hause nicht mehr ausgehalten.»
«Haben sie dich...?»
«Nein, sie haben mich nicht verprügelt, falls du das meinst. Dazu waren sie viel zu beschäftigt, die mit ihren Parties und Geschäftsreisen und Weekends – in was weiss ich wo.»
«Hast du keine Geschwister?»
«Nein. Denen war ich ja schon zuviel. Sind wahrscheinlich froh, dass sie mich los sind.»
Sie sass ganz zusammengesunken da. Das Haar fiel ihr ins Gesicht. Ich konnte nicht sehen, ob sie weinte.
«Komm, nimm noch eine», sagte ich und hielt ihr mein Zigarettenpäckchen hin.
«Danke», sagte sie leise.
«Bist du schon lange weg von zu Hause?» fragte ich nach einer Weile.
«Vier Wochen», sagte sie. «Zuerst war ich in einer Wohngemeinschaft. Aber dann kam der Typ zurück, dem das Zimmer gehörte, und sie hatten keinen Platz mehr für mich. Dann ging ich in die Auffangstation. Was das ist, weisst du wohl auch nicht. Brauchst du ja auch nicht.»
«Nein», sagte ich, «ich...»
«Lass nur», sagte sie, «du brauchst dich deswegen nicht zu schämen. Die Auffangstation, das ist so ein Ort, wo Typen wie ich hingehen können, in

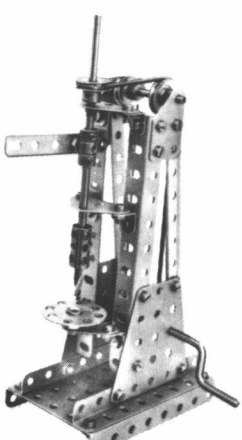
pfiff

Leser wissen *mehr*

Das ist eine feststehende Tatsache. «pfiff» berichtet über Tiere, Autos, Flugzeuge, bringt Rätsel, lehrt Zaubern, hat sogar Geheimschriften, sagt, was der Vorname bedeutet, gibt Anregungen zum Basteln, für Modelleisenbahn-Spieler, zum Zelten usw.
«pfiff» ist einfach d i e Zeitung für Schülerinnen und Schüler. Wenn Du es nicht glaubst, dann lass Dir eine Probenummer kommen. Schicke Deine Adresse zusammen mit 90 Rappen in Briefmarken an:

Büry-Verlag AG, Jugend-Zeitung «pfiff», Hugostr. 2, 8050 Zürich

PS.: Mach es schnell, denn natürlich werden Tausende von «Mein Freund»-Lesern auch eine Probenummer wollen.



Die Metall-Konstruktions-Baukasten

STOKYS -Ingenieur

sind technisch **interessant** und **vielseitig** wie **kein** anderes Spielzeug!

Neu: Modellbogen und Bausätze für Grossmodelle und Arbeitsmaschinen (Ornamente-Zeichnungsmaschine und Töpferscheibe), mit denen man – dank der starken STOKYS-Elektromotoren – richtig arbeiten kann.
Eine faszinierende Beschäftigung!

In allen Spielwaren-Eisenwarengeschäften, Papeterien und Warenhäusern erhältlich. Wir senden Ihnen gern gratis eine Dokumentation.

Gebr. Stockmann AG STOKYS-Fabrik 6004 Luzern

einem Kirchgemeindehaus. Da lassen sie dich schlafen, und sie fragen auch nicht, was du machst und wo du herkommst. Aber ewig kann man da nicht bleiben, sie helfen dir zwar, Arbeit zu finden und so, oder sie reden dir gut zu, du sollst doch wieder nach Hause gehen. Aber ich will nicht nach Hause. So bin ich eben wieder weggegangen. Die haben ja keine Ahnung. Und dann sind da auch so total kaputte Typen, Fixer und so. Ich hab' das nicht mehr ausgehalten.»

«Wovon lebst du jetzt?» fragte ich.

«Ich habe noch ein bisschen Geld von zu Hause. Geld hatte ich immer genug, mit Geld haben sie mich nur so vollgestopft, damit ich ruhig bin und sonst nichts von ihnen verlange.»

«Gut, aber was machst du die ganze Zeit? Und nachts? Du kannst doch nicht hier auf der Treppe schlafen.»

«Das musste ich bis jetzt noch nie. Ich quatsche Leute an, hier oder in der ‹Brasserie› oder auch im ‹Malatesta›. Ich hab' bis jetzt noch immer jemanden gefunden, der mich mitgenommen hat. Und meistens hatten die auch Stoff.»

«Stoff?»

«Was, das kennst du nicht. Sag mal, wo kommst du eigentlich her?»

«Ach, fang doch nicht schon wieder an. Ich komme vom Land, ist das so schlimm?»

«Ach, so», sagte sie gedehnt. Damit war für sie alles erklärt. Aber ich wusste immer noch nicht, was Stoff ist.

«Wie heisst du eigentlich?» fragte sie.

«Ich, Vree, und du?»

«Sibylle.»

Die Wendung des Gesprächs behagte mir nicht. Sie versuchte abzulenken. Und das musste etwas mit dem Wort Stoff zu tun haben.

«Sag mir, was Stoff ist», sagte ich. Ich musste es wissen. Ich war schliesslich nicht hergekommen, um irgendeine Sibylle kennenzulernen, sondern um etwas über «gefährdete Jugendliche» zu erfahren. Und ich war jetzt der Sache ziemlich nahe, das merkte ich.

«Stoff, das ist ein Wort für Drogen: Hasch, Marihuana, Heroin, Opium.»

«Und du nimmst das?»

«Mein Gott, bist du naiv», sagte Sibylle. «Das nehmen doch alle hier.»

«Und warum nehmt ihr das?»

«Weil uns die Welt anscheisst, weil wir genug haben, weil wir nicht mehr mitmachen. Schule und Eltern und Geldverdienen und Erfolg haben – das hat doch keinen Sinn. Da rauchst du eben oder schiesst, und dann wird's ein bisschen erträglicher, eine Zeitlang wenigstens.»

«Und was hat Sinn, deiner Meinung nach?»

«Nichts. Nichts hat Sinn. Schon gar nicht, was sie dir so anbieten. Meine Eltern zum Beispiel, die haben nur Geld im Kopf, immer nur Geld und Kleider und Autos und Häuser und ihre blöden Freunde, die genauso

sind wie sie. Ich bin ihnen nur im Weg. Liebe oder so etwas, das kennen die nicht. Was meinst du, wie die sich anbrüllen, wenn niemand dabei ist. Aber kaum geht die Tür auf, und die Freunde sind da, sind sie wieder das ideale Paar mit einer reizenden Tochter. Das habe ich ihnen gründlich versalzen. Bin einfach abgehauen. ‹Mit euch will ich nichts mehr zu tun haben, sucht mich nicht›, habe ich auf einen Zettel geschrieben, und weg war ich. Glaub mir, die sind froh, dass sie mich los sind.»
«Aber was jetzt?»
«Was weiss ich. Wenn ich Glück habe, gehe ich eines Tages über den Jordan. Fixen ist gefährlich, weisst du. Aber vorher möchte ich noch nach Indien.»
«Warum nach Indien?»
«Weil man dort so leben kann, wie man will. In der Sonne liegen, Musik machen, nichts tun, das kümmert dort keinen, und Stoff gibt's auch genug, wenn du dich auskennst.»
«Und wie kommst du nach Indien?»
«Trampen.»
«Ganz allein?»
«Wenn's sein muss auch allein.»
«Hast du genug Geld?»
«Geld bekommt man immer. Notfalls kann man ja betteln. In Indien ist betteln keine Schande. Und hier kann man ja auch dealen, wenn's sein muss.»
«Dealen?»
«Handeln, Stoff verkaufen.»
«Ist das denn nicht verboten?»
«Natürlich ist es verboten. Mein Gott, du fragst vielleicht. Du musst dich eben nicht erwischen lassen.»
«Womit dealst du?»
«Mit allem, was ich kriege. Mit Hasch vor allem, aber ich hab' auch schon Trips gehabt, LSD, falls du weisst, was das ist, auch harte Sachen.»
«Und du nimmst das alles selbst?»
«Klar. Wenn ich an den Stoff herankomme. Meistens gibt's ja nur Hasch oder LSD, aber ich hab' jetzt auch angefangen zu fixen – spritzen, falls du das besser verstehst.»
«Aber das ist doch wahnsinnig gefährlich?»
«Natürlich ist es gefährlich, hab' ich dir doch gesagt. Was meinst du, wie viele dabei draufgehen. Ich hab' neulich einen gesehen, in einer anderen Wohngemeinschaft, wo ich war. Der hatte schlechten Stoff erwischt, ist mit dem Kopf gegen die Wand, dem war nicht mehr zu helfen.»
«Was habt ihr da gemacht?»
«Gemacht? Abgehauen sind wir. Meinst du, wir haben gewartet, bis die Polizei kommt?»
Ich hatte genug. Das war es also, so sah ein «drogengefährdeter Jugendlicher» aus. Und wie waren die, die aufhören wollten, die einen «Tannenhof» brauchten, um auszusteigen?
«Hast du nie daran gedacht aufzuhören?» fragte ich Sibylle.

«Schon, aber das schaffst du nicht. Werden alle rückfällig, die es versucht haben.»
Ob ich ihr vom «Tannenhof» erzählen sollte? Vielleicht konnte sie ihn eines Tages brauchen. Wenn er überhaupt zustande kam. Dieses verdammte «Wenn». Wenn ich jetzt hätte sagen können: Du, bei uns im Dorf gibt es ein altes Bauernhaus, da kannst du hingehen, die schicken dich nicht weg. Du kannst auf dem Land leben und arbeiten, das ist doch besser als Indien. Aber das konnte ich nicht sagen. Den «Tannenhof» gab es noch nicht. Der lebte nur in den Köpfen von ein paar Idealisten. Und wer weiss, was sich die Gegner alles einfallen liessen, damit der «Tannenhof» nie zustande kam.
Sibylle musste gemerkt haben, dass ich mit meinen Gedanken irgendwo anders war. Sie stand auf.
«Also, du hast kein Zimmer für mich», sagte sie.
«Ich habe eines, aber das ist auf dem Land, ungefähr eine Stunde von hier mit dem Auto.»
«Das geht nicht. Wo bekomme ich dann meinen Stoff? Nein, das geht nicht, und deine Alten wären wahrscheinlich nicht entzückt, wenn sie mich sähen.»
Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Ich wollte Sibylle gern helfen. Aber da waren Vater und Mutter, da war Martin. Platz hätten wir ja gehabt, aber...
«Ach, die würden nichts sagen, die...»
«Nein, vielen Dank», sagte Sibylle, «von Eltern habe ich die Nase voll. Ich muss jetzt weg; ich hab' keinen Stoff mehr, sonst...»
Was war «sonst»? Ich hatte noch so viele Fragen, aber sie war schon aufgestanden. Was war ich schon für sie? Ein Mädchen vom Land, naiv und ahnungslos. Sie tat mir auf einmal wahnsinnig leid. Sie hatte so etwas Verletzliches, wie sie dastand, in ihrer verwaschenen Bluse, die lose an ihr herunterhing. Sie gab sich zwar abgebrüht, aber ich war nicht sicher, ob das nicht nur gespielt war, um sich die Leute vom Hals zu halten.
«Sehen wir uns mal wieder?» fragte ich, als sie gehen wollte.
«Vielleicht», sagte sie. «Kannst ja wieder hierher kommen. Wenn ich dann da bin...»
Also legte sie keinen besonderen Wert darauf, mich wiederzusehen. Ich war abgeschrieben für sie, ich gehörte zu den andern. Irgendwie konnte ich sie sogar verstehen. Ich kam einfach hierher und stellte dumme Fragen; helfen konnte ich ihr doch nicht. Ob sie niemanden hatte, zu dem sie gehen konnte, niemanden, der nett zu ihr war, an dem sie hing? Dort vorne ging sie, der Limmat entlang. Sie schlurfte ein wenig in ihren indischen Sandalen. In der Tasche, die sie über der Schulter trug, hatte sie vermutlich ihre Habselig-

keiten. Sie ging leicht vornübergebeugt, als trüge sie eine Last.
Ich blieb noch eine Weile sitzen. Die Gruppe vor mir war weggegangen. An ihrem Platz sass jetzt ein Pärchen, das sich eng umschlungen hielt. Die waren besser dran als Sibylle, die hatten wenigstens sich. Sonst war es noch genauso voll wie um halb drei, als ich gekommen war. Aber ich hätte nicht sagen können, ob es die gleichen Leute waren wie vorher. Irgendwie sahen sie sich alle ähnlich. Nicht nur wegen der Kleidung oder den Haaren. Was sie einander ähnlich machte, war, wie sie sich gaben, wie sie sich bewegten, wie sie redeten. Wenn sie überhaupt redeten. Die meisten sassen einfach da und sahen vor sich hin. Aber auch dort, wo man sich unterhielt, ging alles sehr leise zu, gedämpft. Selbst die Bewegungen waren leise, falls man das von Bewegungen sagen kann. Nirgends hörte man ein lautes Lachen, nirgends sah man eine rasche oder gar heftige Bewegung. Es war alles ganz anders als bei uns zu Hause. Das war mir schon an Sibylle aufgefallen. Sie sprach leise und langsam, als bereite ihr das Sprechen Mühe. Sie wirkte müde, ja, das war es. Die ganze Stimmung hier hatte etwas Müdes. Und das hatte nichts damit zu tun, dass alle so faul herumsassen und nichts taten. Die Müdigkeit kam von innen heraus. Auch bei Sibylle. So, als wäre sie alt und erschöpft. Dabei war sie sicher nicht älter als sechzehn oder siebzehn. Aber diese Müdigkeit hatte ja auch nichts mit dem Alter zu tun. Man kann auch müde sein, wenn man jung ist. Ich merkte erst jetzt, wie viele Fragen ich noch hatte. Aus welchen Verhältnissen kamen sie? Es konnten doch nicht alles Kinder reicher Leute sein wie Sibylle. Es musste noch andere Gründe geben, weswegen sie ausgeflippt waren. Man konnte sterben daran, hatte Sibylle gesagt – «über den Jordan gehen»: Ich verstand nicht, wie man das einfach so sagen konnte. Gleichgültig, so als sei das Leben überhaupt nichts mehr wert. Und was hatte das «sonst» bedeutet? «Ich muss mir Stoff verschaffen, sonst...», hatte sie gesagt. Was war sonst? Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Fragen tauchten auf. Ich musste noch einmal herkommen. Vielleicht würde ich dann auch Sibylle wiedersehen.
Ich hatte alles um mich her vergessen. Als ich zufällig aufblickte, zeigte die Uhr an dem Kirchturm auf der anderen Seite des Flusses schon fast halb sechs. Ich sprang auf. Um vier hätte ich Mutter und Martin treffen sollen. Was jetzt? Ich hatte keine Ahnung, wo ich die beiden finden konnte. Hatten sie auf mich gewartet, oder war Mutter mit Martin einkaufen gegangen? Wenn ja, wo ? Und wie war das mit dem Nachhausekommen? Es gab nur eine Zugverbindung, nach dem Nachbardorf, von dort musste

man laufen oder Autostopp machen. Da es nicht viel Sinn hatte, die beiden in der ganzen Stadt zu suchen, machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof. Vielleicht wartete meine Mutter dort auf mich. Sie konnte mich ja nicht zu Fuss suchen, weil sie Martin bei sich hatte. Ich lief schneller. Ich glaubte mich zu erinnern, dass gegen sechs ein Zug ging. Wir hatten ihn einmal benutzt, als wir ohne Auto in Zürich gewesen waren, mein Vater und ich. Das Herz klopfte mir im Hals, ich weiss nicht, ob es das schnelle Gehen war oder das schlechte Gewissen. Ma machte sich bestimmt Sorgen um mich. Warum hatte ich ihr nicht gesagt, dass ich zur «Riviera» gehen wollte. Ich erzählte doch sonst alles zu Hause. Das letzte Stück rannte ich. Wenn bloss die vielen Ampeln nicht gewesen wären. Am Bahnhof wimmelte es von Leuten, die es eilig hatten. Ein paarmal stiess ich mit jemandem zusammen. Ich stellte mich vor eine Abfahrtstafel und suchte nach dem Zug. Da war er. Abfahrt 17 Uhr 58, Gleis 7.

Ich sah Ma schon von weitem. Sie stand vorn am Bahnsteig und schaute sich aufgeregt um. Ich kann gar nicht sagen, wie mir in diesem Augenblick zumute war. Erleichterung, Zärtlichkeit stiegen in mir auf. Da stand sie und wartete auf mich.

«Ma», rief ich, so laut ich konnte, und bahnte mir einen Weg durch die Menge.

Meine Mutter schaute sich suchend um. Sie musste mich gehört haben. Ich stürzte auf sie zu und fiel ihr um den Hals. «Da bist du ja», sagte sie. Nichts von Vorwürfen, nichts von «Wo-bist-du-gewesen» und «Was-fällt-dir-ein», nur Erleichterung: «Da bist du ja.»

Mir fiel Sibylle ein. Ob sie dieses Gefühl jemals kennengelernt hatte?

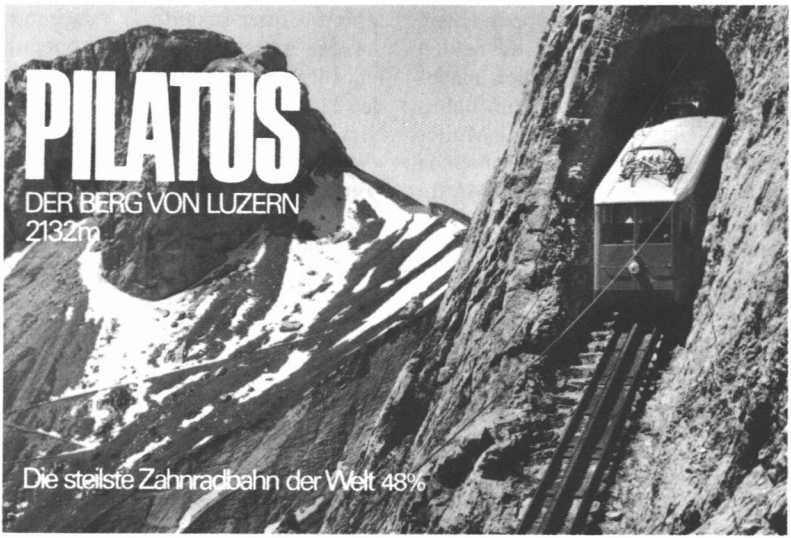
«Es tut mir leid», sagte ich. «Ich muss dir furchtbar viel erzählen.»

«Ist schon gut, Vree. Aber sag, hast du überhaupt nicht an mich gedacht? Dass ich mich ängstigen könnte? Es hätte dir wer weiss was passieren können.»

«Bitte, sei nicht böse, Ma. Ich habe einfach die Zeit vergessen, und als ich es merkte, war es schon halb sechs. Ich war an der Riviera, ich habe...»

«Erzähl es mir später. Martin wartet im Wagen. Er hat sich schrecklich Sorgen gemacht, fast mehr als ich. Als ich ihn allein liess, hat er beinah geweint. Aber ich konnte ihn ja nicht mitnehmen. Wir haben dich überall gesucht. Der Bahnhof war meine letzte Hoffnung, der Sechs-Uhr-Zug.»

Meine Mutter hatte gleich gegenüber vor dem Landesmuseum einen Parkplatz gefunden. Als wir die Strasse überquerten, sahen wir Martin, der sein Gesicht an die Scheibe gepresst hatte. Tränen liefen ihm über die Backen. Ich kam mir gemein vor. Ich



E. Kreienbühl + Co AG
Clichés - Offsetfilme
Luzern

wollte Martin morgen oder noch besser gleich heute abend eine Freude machen. Ihm das Buch schenken, das er schon lange gerne haben wollte. Es waren die Märchen aus Tausendundeiner Nacht, mit besonders schönen Illustrationen. Ich hatte das Buch vor zwei Jahren zu Weihnachten bekommen, von meiner Patin. Es war eine alte Ausgabe, die sie noch von ihren Grosseltern hatte.

Martin hatte uns gesehen. Er rutschte aufgeregt hin und her, als wir die Autotüren aufmachten und einstiegen. Ich setzte mich hinten neben ihn und legte meinen Arm um seine Schulter. Er schaute aus verweinten Augen zu mir auf.

«Wo bist du gewesen?» fragte er. «Ich dachte, du kommst nicht wieder, und als Ma auch noch wegging...» Er sprach nicht weiter, aber den Rest konnte ich mir denken. In solchen Situationen muss er sich besonders hilflos fühlen.

«Ich erzähle dir alles, Martin», sagte ich. Meine Mutter fuhr los, und obwohl sie sich auf die Strasse und den Feierabendverkehr konzentrieren musste, wusste ich, dass sie jedes Wort hörte. Ich erzählte auch für sie. Ich erzählte Martin die ganze Geschichte von Sibylle: wie ich sie kennengelernt hatte, wie sie aussah, was sie mir von ihrem Leben und von den Drogen erzählt hatte.

«Bist du wegen des ‹Tannenhofs› hingegangen?» fragte Martin.

«Ja», sagte ich. «Ich wollte wissen, was das für Leute sind und warum die sich bei uns im Dorf so gegen das Heim sträuben.»

«Und weisst du es jetzt?»

*

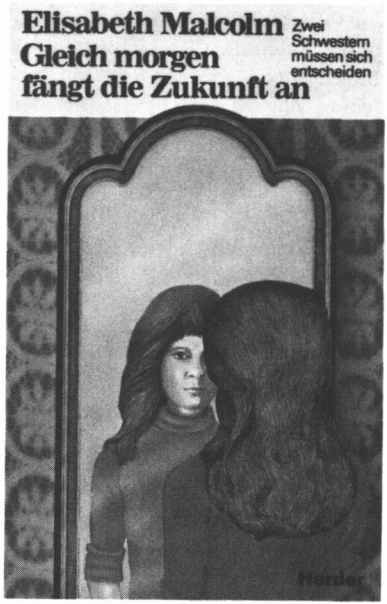
Nun weiss also Vree, was das ist, ein «drogengefährdeter Jugendlicher», und sie engagiert sich voll für das Projekt «Tannenhof», trotz der starken Widerstände seitens der Dorfbevölkerung. «*Gehn wir. Der Tag beginnt*» von Klara Obermüller ist ein engagiertes, ein unbequemes Jugendbuch vor einem aktuellen Hintergrund (Benziger-Verlag, Zürich).

Auch der Roman «*Regenbogenweg*» von Othmar Franz Lang ist ein engagiertes Buch: die Geschichte von der jungen Nicola, die sich nach anfänglichem Zögern entschliesst, bei der Aktion Robinson mitzumachen und psychisch Kranken zu helfen, ihre Isolation zu überwinden (Benziger-Verlag, Zürich).

Vom gleichen Verfasser stammt auch der Band «*Alle lieben Barbara*», eine in sich geschlossene Fortsetzung des beliebten Mädchenbuches «Barbara ist für alle da». Nun ist Barbara also bald 16 Jahre alt, etwas reifer geworden, selbständiger und auch kritischer, sich und der Umwelt gegenüber. Die Begegnung mit einer Psychologin, die sich schwieriger Jugendlicher annimmt, weist ihr den Weg zu sich selbst (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

«Familientheater»

Bettina, fast 13 Jahre alt, mit einem ausgeprägten Bedürfnis nach Geborgenheit und Harmonie, fühlt sich zu Hause nicht mehr wohl: Die ständigen Reibereien zwischen ihrer ältern Schwester Christa und dem etwas rechthaberischen Vater machen ihr Kummer. Christa lehnt sich auf gegen die Langeweile des kleinbürgerlichen Elternhauses. Bettina möchte vermitteln, doch die Eltern reagieren hilflos, schliesslich wollen sie für ihre Kinder ja nur das Beste und erwarten entsprechend auch Dankbarkeit.



Als Bettina am Morgen in der Küche ihr Frühstück anstarrte, irgendein Kakaogetränk, das gesund und stark machen sollte, und ein Butterbrot mit Wurst drauf, fiel die Eingangstür ins Schloss.

Mutter rannte zum Küchenfenster und rief: «Christa geht, ohne zu frühstücken. Schnell, hol sie herein!»

Bettina sprang sofort auf und rannte vors Haus, als sie aber die kleine Steintreppe hinuntergelaufen war, hatte Christa schon das Fahrradschloss aufgesperrt und trat wütend in die Pedale.

«Sie ist fort», sagte sie drinnen.

«Ach», jammerte Mutter, «jetzt geht sie auch noch ohne Frühstück in die Schule! Was das wieder für ein Zeugnis geben wird, das kann ich mir gut ausrechnen. Nicht einmal etwas Warmes im Magen! Und dann heute, was haben wir heute? Dienstag! Ist sowieso ein schwerer Tag. Und ohne Pausenbrot!» Sie schien zu überlegen. «Ob ich mit dem Rad hinfahre und ihr in der grossen Pause was auf den Schulhof bringe?»

«Tu das ja nicht», sagte Bettina. «Die ist dir richtig böse, wenn du das tust. Du machst sie doch unmöglich. Und ausserdem hat sie sowieso vier Kilo Übergewicht. Da schadet ihr einmal das Hungern nicht.»

«Übergewicht! Wenn ich das nur höre! Sie sieht gesund aus. Das ist es. Das ist ja die reinste Hysterie mit dem Übergewicht!»

«Trotzdem», sagte Bettina beharrlich, «ihr sollt sie mehr allein lassen. Du sollst sie mehr selbst entscheiden lassen. Wenn sie kein Frühstück haben will, dann lass sie doch.»
«Aber sie hätte wenigstens ‹Auf Wiedersehen› sagen können. Was habe ich ihr denn getan? Nichts! Ich hab' nur gesagt, sie soll nicht so mit Vater reden. Und so redet man auch nicht mit seinem Vater. ‹He du› und so.»
«Vater hat das längst vergessen, Mama.»
«Hat er nicht. Er hat heute morgen immer wieder auf die Uhr gesehen, ob Christa nicht runterkommt. Und er ist ziemlich bedrückt aus dem Haus gegangen. Das hat er nicht verdient. Nicht er. Mein Gott, wie hat er geschuftet und gerackert, dass wir uns dieses Haus leisten konnten und dass ihr mit einem Garten aufwachsen könnt. Dass ihr im Sommer herumplantschen konntet und eine eigene Sandkiste hattet, in die keine anderen Kinder hineinpinkelten.»
«Ist schon gut, Mama», seufzte Bettina, «du solltest dich nicht so oft wiederholen. Das mag unsere Deutschlehrerin auch nicht, wenn wir Aufsätze schreiben. Und ausserdem verliert es an Wirkung.»
«Jetzt bis *du* auch noch frech», sagte Mama verzweifelt. «Ich will doch nicht frech sein. Ich will dir ja nur raten. Christa imponiert das gar nicht, wenn du das vom Schuften und Rackern sagst. Sie sagt nachher immer: ‹Wer wollte denn das Haus? Sie oder wir? Sie haben's gewollt! Also sollen sie sich auch nicht beklagen, wenn's viel Geld und Arbeit gekostet hat.›»
«Aber wir taten es doch nur euretwegen, Kind», rief Mama und schien dann zu überlegen, ob es wirklich stimmte. Dann aber riss sie sich aus ihren Gedanken, öffnete die Tür zum Besenschrank und sah auf Bettinas Stundenplan. «Hast du alles?» fragte sie in den Schrank hinein.
«Ja.»
«Und nichts vergessen?»
«Nein.»
«Heute habt ihr wieder diese blöden zwei Stunden am Nachmittag. Kommst du nach Hause?»
«Nein, ich kauf mir entweder Pommes frites beim Würstchenstand, oder ich gehe zu Tante Rotraud.»
«Geh lieber zu Tante Rotraud, ich rufe sie an, dass du kommst, da bekommst du ein ordentliches Essen.»
«Gut, aber ich geh nur hin, wenn du sie nicht anrufst.»
«Aber...»
Bettina warf Mama einen flehenden Blick zu und stellte fest: «Du denkst immer nur ans Essen.»
«Doch nur deshalb, weil ihr noch im Wachsen seid. Und du hast bestimmt kein Übergewicht. Eher Untergewicht.»
«Ich bin am Verhungern», sagte Bettina.
«Also gut», gab Mama nach, «ich ru-

fe Tante Rotraud nicht an. Sie freut sich auch so, wenn du kommst. Und wahrscheinlich hofft sie ohnehin, dass du kommst. Sie weiss ja, dass du heute diesen blöden Tag hast. Ich werde dann ins Einkaufszentrum gehen. Bis ihr nach Hause kommt, bin ich wieder da. Soll ich eine Torte mitbringen, Mäuschen?»

«Nein!» rief Bettina nun gereizt.

«Dann nicht», sagte Mutti. «Ich wollte dich wirklich nicht damit ärgern. Für uns war Torte noch was. Vielleicht geht es euch wirklich zu gut. Ich weiss nicht. Ich verstehe das nicht mehr. Mit dir geht es ja noch, aber Christa! Christa macht mir Sorgen.»

«Dann lass Christa einmal in Ruhe. Du wirst sehen, sie ist nicht so schlimm. Sie will nur endlich mal selbst bestimmen, was sie tut und was nicht.»

«Hm», lachte Mutti kurz durch die Nase, «als ob wir das könnten. Merkt ihr nicht, dass wir auch gebunden sind? An Händen und an Füssen? Kann ich im Einkaufszentrum sagen, was ich denke? Darf das Papa im Amt? Nur ihr wollt die Ausnahme sein. Nur ihr! Dabei wollen wir doch nichts Unmögliches. Wenn wir euch, als ihr noch kleine Kinder wart, gesagt haben, steckt nicht die Haarspange in den Steckkontakt, haben wir da Böses gewollt? Wir wollten euch doch nur vor Schaden bewahren. Und das wollen wir jetzt schliesslich auch.»

«Ja, aber wir wissen vielleicht selber schon, was ihr uns sagt. Du merkst es nicht, Mutti, aber in Wirklichkeit sagt ihr dauernd was. Andauernd.»

«Weisst du wirklich nicht, dass wir es gut meinen? Hast du dein Pausenbrot eingepackt?»

«Ja, es ist eingepackt. Und du meinst es sicher gut. Nur, es geht einem halt doch auf die Nerven.»

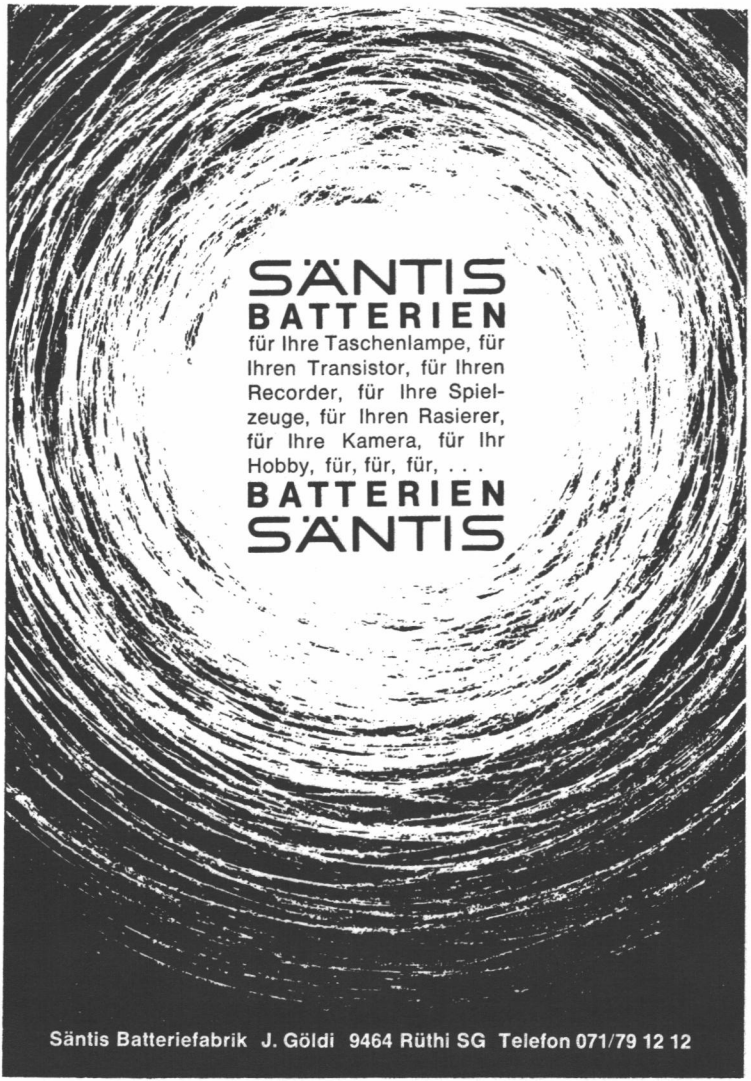
So war das also. Es war wie ein Schlag für Mutti. Ein doppelt schwerer Schlag, weil es Bettina so ganz ruhig gesagt hatte. Es war weder böse noch kränkend herausgeschrien, sondern ganz ruhig gesagt. Sie und sicher ebenso ihr Mann gingen den Kindern auf die Nerven. Warum hörte eines Tages das Verstehen auf? Warum gab es nichts als Missverständnisse, nichts als Reibereien, nichts als Zwistigkeiten am laufenden Band?

Mutti beschloss, sich zu beobachten, ob sie wirklich andauernd den Kindern dreinredete. Das konnte doch nicht stimmen. In Wirklichkeit war es so, dass die Mädchen sicher zu empfindlich waren. Sie vertrugen nicht die geringste Kritik, obwohl sie selbst dauernd kritisierten und vor niemand und nichts haltmachten.

«Ich gehe jetzt», sagte Bettina. Sie stand an der Küchentür, klein, zart, schmächtig, fast zerbrechlich. Sie war wirklich dünn. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren war ich so alt, dachte die Mutter. Wie war ich denn damals, fragte sie sich.

«Ist gut», sagte sie, «und gib auf der Kreuzung acht, und renn nicht dem Bus nach...» Sie hielt plötzlich ein und legte die Fingerspitzen auf den Mund. Sie redete ja wirklich dauernd, jetzt hatte sie es gemerkt, und das war wahrscheinlich das, was den Kindern so auf die Nerven ging. Dabei hatte sie gar nichts dabei gedacht. Es war nur so aus ihr hervorgesprudelt. Eine ganze Litanei ermüdender Ratschläge.
«Siehst du», sagte Bettina, «jetzt hast du es selbst gemerkt. Aber so ist es, und oft merkst du es nicht.» Sie nickte lächelnd und ging.
Wenn nur Christa ein bisschen etwas von Bettina hätte, dachte Mutter. Wie Bettina das machte, auf diese Art liess man sich sogar von einem Kind etwas sagen. Aber Christa kam immer gleich mit dem Holzhammer und mit der Keule.

Gegen Abend stellte sich daheim wieder die übliche Spannung ein. Christa war noch nicht nach Hause gekommen. Der Vater arbeitete im Garten. Das heisst genau gesagt, er beschäftigte sich im Garten, um seine Befürchtungen zu unterdrücken. Er hackte zwischen den Sträuchern die Erde auf, nur, damit etwas geschah. Ab und zu kam er auf die Terrasse und rief durch die offene Wohnungstür ins Haus: «Ist sie schon da?»
«Nein», rief dann Mutti, «wir sagen es dir sofort, wenn sie da ist.»
Dann nahm Vater einen Schluck Bier aus der Flasche und machte sich wieder an die Arbeit. Später holte er den Rasenmäher aus der Garage, obwohl er erst vorgestern gemäht hatte. Aber er tat einfach etwas, weil er wusste, dass er unleidlich wurde, wenn er nur wartete.
Bettina hatte ein flaues Gefühl im Magen. Sie fühlte, es würde noch eine Menge Aufregung geben. Ganz gleich, ob Christa nicht mehr oder doch noch kommen würde, denn sie hatte das Zeitlimit weit überzogen. Und nichts hasste Vater so wie die «Herumtreiberei», wie er sagte.
Mutti stand mit dem Rücken an den Küchentisch gelehnt und starrte vor sich hin.
«Wenn sie bis sieben nicht da ist», sagte sie mit einer sehr müden Stimme, «dann decke ich den Tisch für uns drei.» Dann holte sie sich einen Lappen vom Haken und wischte die spiegelblanke Arbeitsplatte in der Küche. Und etwas später fuhr sie sich mit dem Handrücken über die Augen.
«Was denkt sie nur?» fragte sie. «Was will sie uns damit antun?»
Da hatte Bettina wieder das Gefühl, dass Mutti gar nicht ihre Mutter war, sondern ein Mädchen wie sie. Gut, ein Mädchen, das geheiratet und das Kinder bekommen hatte, aber im Grunde war der Unterschied nicht so gross. Sie beide waren traurig, enttäuscht, verstört, besorgt.


SÄNTIS
BATTERIEN
für Ihre Taschenlampe, für Ihren Transistor, für Ihren Recorder, für Ihre Spielzeuge, für Ihren Rasierer, für Ihre Kamera, für Ihr Hobby, für, für, für, . . .
BATTERIEN
SÄNTIS
Säntis Batteriefabrik J. Göldi 9464 Rüthi SG Telefon 071/79 12 12

«Ist sie schon da?» rief Vater wieder vom Garten her.
«Nein, noch nicht», antwortete Mama.
Bettina hielt das Warten nicht mehr aus. «Ich hole mir das Rad aus der Garage», sagte sie. «Ich fahre zur Bushaltestelle.»
«Ja, tu das. Aber wenn der Bus durch ist, dann kommst du zurück. Dann essen wir.»
Natürlich fuhr Bettina nicht sofort zur Bushaltestelle. Sie lief einige Zwischenstationen an. Sie sah bei Tussi nach, mit der Christa einmal dick befreundet war und die mit ihr in die gleiche Klasse ging. Aber Tussi wusste nichts. «Nö», sagte sie, «die ist gleich nach der Schule abgehauen. Gleich um eins.»
Bettina, die gar nicht vom Rad gestiegen war, stiess sich vom Gartenzaun ab und fuhr weiter. Sie fragte noch bei Wilma und bei Foppi, der ein grosses As im Tischtennis war, aber niemand wusste was über Christa. Keiner hatte sie heute nachmittag gesehen. So blieb nichts, als bei der Bushaltestelle zu warten. Als einzige übrigens, denn nach sechs Uhr fuhr fast niemand mehr mit dem Bus bis zur Endstation. Es kamen meist auch nur noch wenig Leute aus der Stadt heraus. Und die paar Geschäfte an der Busstation hatten schon geschlossen.
Bettina musterte die leeren, saubergewischten Platten aus irgendeinem Kunstmarmor im Schaufenster der Metzgerei, die Zigarrenkisten und Flaschenetiketten bei Färbert und las, dass irgendein Idiot in einer gottverlassenen Gegend meilenweit durch die Gegend latschte, um eine bestimmte Zigarette zu bekommen. Im Schaufenster des Kaufladens standen Fruchtsäfte als «Durstlöscher für die heisse Jahreszeit», und in den Fenstern der Sparkassenfiliale behauptete man, dass das Girokonto ein «junges Konto» sei.

«Schulabschluss, Berufsbeginn
Sie brauchen ein Girokonto!
Für das erste Gehalt.
Für Überweisungen
und Daueraufträge.
Clevere Leute haben Giro.»

«Clevere Leute kommen rechtzeitig nach Hause», sagte Bettina laut.
Im nächsten Fenster konnte sie noch lesen

«Wir erfüllen Ihre Wünsche»,

dann sah sie den Bus kommen. Ihr Herz begann zu klopfen, und sie drückte mit dem rechten Fuss den Ständer herunter, damit das Rad stehen blieb. Dann ribbelte sie sich ihre feuchten Handflächen an den Jeans trocken.
Der Bus hielt. Mit einem zischenden Geräusch öffneten sich die Türen, aber niemand stieg aus. Ausser dem Fahrer waren nur fünf Leute drin.

Und weil es noch nicht 19 Uhr war, wartete der Fahrer und liess die Türen offen. Er guckte Bettina dabei frech ins Gesicht.
Bettina klappte den Ständer am Fahrrad wieder hoch und schwang sich auf den Sitz. Ihr war jetzt richtig schlecht. Sie fürchtete sich beinahe davor, nach Hause zu kommen. Und sie wusste ganz genau, was sich alles abspielen würde. Eine Familie war im Grunde ein Theaterensemble, das immer wieder die gleichen belanglosen Stücke spielte. Nur dass niemand zusah und Beifall klatschte.
So nahm sie kaum wahr, dass sie ein niedriges, knallgelbes Coupé, ein ziemlich teurer Schlitten mit einer riesigen Heckscheibe, überholte, nach den Reihenhausgaragen stark abbremste und in die Sackgasse einbog. Erst als das Auto wieder aus der Seitengasse herauskam und dabei mit den Reifen ganz irrsinnig quietschte, fiel es ihr richtig auf. Dann raste der Wagen mit siebzig, achtzig, neunzig Sachen an ihr vorbei, und der Fahrer bremste hinter ihr an der Kreuzung wie ein Irrer. «Der fühlt sich!» schimpfte sie. «Der hat wohl zu wenig Hubraum da oben!» Aber ihr blieb nicht viel Zeit, sich über den Wahnsinnigen zu ärgern, denn kaum bog sie bei den Garagen in ihren Reihenhausweg ein, stiess sie auf Christa.
«Wo kommst denn du her?» fragte Bettina. «Du kommst doch nicht vom Bus. Die genau entgegengesetzte Seite, woher kommst du? Und wo ist ein Rad?»
«Ich bin durch die Wiesen gegangen.»
«Was heisst Wiesen?»
«Genau, was ich sage, Wiesen. Und das Rad hat einen Plattfuss.»
«Aber wie kommst du auf die andere Seite der Wiesen, dahin fährt doch gar kein Bus.»
«Es wird mich eben jemand hingebracht haben.»
Erst da keimte in Bettina der Verdacht auf, Christa könnte mit diesem verrückten gelben Angeberauto gekommen sein.
Aber sie behielt das für sich, denn sie waren beinahe am Haus.
«Wo warst du denn die ganze Zeit?»
«Wo soll ich gewesen sein?» fragte Christa bockig zurück. «Ich hab' bei Tante Rotraud Mittag gegessen, und dann bin ich bei ihr...»
Christa konnte nicht zu Ende sprechen und Bettina konnte nicht sagen, dass sie selbst bei Tante Rotraud gewesen war, denn da kam Mutti die fünf Stufen am Hauseingang heruntergestürzt und lief Christa entgegen. «Christa!» rief sie, «wie kannst du uns nur so auf die Folter...» Sie drückte Christa flüchtig an sich und rannte wieder ins Haus hinauf, durchquerte es und schrie atemlos in den Garten hinaus: «Emil, Christa ist da. Komm herein!»
«Du warst also bei Tante Rotraud zu

Mittag?» fragte Bettina und kostete ein wenig die Überlegenheit dessen aus, der weiss, dass der andere lügt.
«Ja, wo soll ich sonst gewesen sein.»
«Aber bei Tante Rotraud war doch...»
Da erschien schon der Vater, und der baute sich gross vor Christa auf und fragte scheinbar ganz ruhig: «Wo warst du so lange?»
«Ich war bei Tante Rotraud und hab' bei ihr zu Mittag gegessen», antwortete Christa unverfroren.
«Sag das noch einmal», befahl Vater ganz leise und trat auf Christa zu.
«Ich war bei Tante Rotraud und...»
Bettina wandte sich ab, da war es wieder, das bereits öfter aufgeführte Stück mit dem Titel: «Die verspätete Heimkehr der älteren Tochter, ihre Lüge und die furchtbare Reaktion des Vaters, mit Schluchzen der älteren Tochter und grossem Schlussmonolog des Vaters.»
«Weisst du», fragte Vater, «wer zufällig heute zu Mittag bei Tante Rotraud war? Weisst du das, he? Bettina war dort! Und sie hat kein Haar von dir gesehen. Warum lügst du also? Und wenn du lügst, warum lügst du dann noch so idiotisch dumm? Zwingen wir dich etwa zu lügen? Weisst du noch immer nicht, dass wir nichts dagegen hätten, wenn du uns sagst, uns vorher sagst, du kommst um acht nach Hause, gut, dann kommst du eben um acht. Oder von mir aus auch um zehn. Aber wissen wollen wir es!»
«Ja, und vor allem sollten wir auch wissen, wo du bist, und mit wem du da bist», fügte Mama hinzu. «Uns kann doch nicht gleichgültig sein, welchen Umgang du hast.»

*

Unsere letzte Kostprobe aus einem empfehlenswerten neuen Jugendbuch haben wir mit Erlaubnis des Herder-Verlages, Freiburg im Breisgau, dem Band «*Gleich morgen fängt die Zukunft an*» von Elisabeth Malcolm entnommen.
Das Thema des Erwachsenwerdens wird auch in den andern Bänden der neuen Mädchenbuchreihe des Herder-Verlages behandelt: «*Schnee im November*» und «*Blauer Vogel Glück*» von Franziska Grube, «*Geh nicht fort...*» von Peggy Woodford schildern ebenfalls die Situation junger Menschen von heute.
Ilse Kleberger hat im Roman «*Verliebt in Sardinien*» die Stimmung eines jungen Mädchens in südlicher Ferienlandschaft eingefangen, wobei sie geschickt auch die sozialen Probleme der Inselbevölkerung in die Handlung einbezieht (Schweizer Jugend Verlag, Solothurn).
Ihr neues Buch «*Eine Handvoll Luft*» widmet die erfolgreiche Berner Autorin Agathe Keller ebenfalls Problemen junger Menschen, Problemen des Verliebtseins und der Liebe, des Zusammenlebens und der gemeinsamen Existenz (Verlag Sauerländer, Aarau).

Poster «mein Freund» 78

Der Buntspecht, das grafisch ansprechende Titelbildmotiv des Jugendkalenders «mein Freund» 1978, das der bekannte Grafiker Hermann Schelbert gestaltet hat, wurde in einer beschränkten Auflage als Poster 50×70 cm gross gedruckt.
Das Poster kostet für die Leser des Jugendkalenders «mein Freund», inkl. Versandrolle und Porto, nur Fr. 5.– pro Stück.
Erhältlich solange Vorrat. Die Bestellungen werden in der Reihenfolge des Eingangs ausgeführt.
Ihr bekommt das schöne Poster gegen Vorauszahlung von Fr. 5.– auf *Postcheckkonto 46–92 Walter-Verlag AG, Olten.*
Auf dem Einzahlungsschein, auf der Rückseite des Abschnittes rechts, notiert ihr: *Poster «mein Freund».*

Hindernislauf!
Das ist ein Wettlauf, bei dem es zwar recht zahm, dafür aber auch recht lustig zugeht: Die Läufer haben auf dem linken Fuss einen grösseren Stein oder z. B. eine Kartoffel liegen. Auf «Los» geht's los: Wer während des Laufens den Gegenstand verliert, scheidet aus!

Wörterkette
Alle sitzen um den Tisch herum. Ein Spieler beginnt mit der Wörterkette: Er schreibt auf einen Zettel links oben den Namen einer europäischen Stadt und reicht dann den Zettel seinem Nachbarn rechts. Dieser muss binnen zehn Sekunden eine andere Stadt, die mit dem Endbuchstaben des notierten Städtenamens beginnt, aufschreiben. Dann reicht er den Zettel dem Nachbarn rechts weiter. Dieser sucht wieder einen Städtenamen, der mit dem Endbuchstaben des zweiten Namens beginnt.
Ein Beispiel: Der erste Spieler schreibt NEAPEL, der zweite fährt mit LAUSANNE weiter.
Schon genannte Städte dürfen nicht wiederholt werden!

Lustige Nadeljagd!
Im Raume sind zwanzig Stecknadeln mit roten, zehn mit gelben und fünf mit schwarzen Köpfen an Vorhängen, Bilderrahmen, Fenstern, Lampenschirmen, Kissen usw. befestigt. (Die Köpfe müssen sichtbar bleiben!)
Auf «Los» beginnen alle Spieler gleichzeitig zu suchen.
Für jede gefundene Nadel gibt es Punkte: für eine rote 1 Punkt, für eine gelbe 3 Punkte, für eine schwarze 5 Punkte.

Neue Wörter!
Zu dieser Wortspielerei braucht man Papier und Bleistift. Der Spielleiter sagt ein möglichst langes Wort an. Nun müssen die Mitspieler versuchen, innerhalb einer bestimmten Zeit aus den einzelnen Buchstaben neue Wörter zu bilden. Die einzelnen Buchstaben dürfen bei jedem neuen Wort wieder verwendet werden.
Aus dem Wort HERBSTBEGINN können wir also nicht nur die Wörter Herbst und Beginn bilden, sondern auch Erbse, Rinne, Stiege, Biene, Teig, Berg, Rebe usw.
Wer die meisten neuen Wörter gefunden hat, ist Sieger.

Geographie-Wettbewerb 1978

Kontrollmarke

Die neun Seen heissen:

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____

Name _____ Vorname _____

Strasse / Hof _____

PLZ / Wohnort _____

Geburtsjahr _____

In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite einer Postkarte kleben

In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite der Zeichnung kleben

Wettbewerb Zeichnen 1978

Kontrollmarke

Name _____ Vorname _____

Strasse / Hof _____

PLZ / Wohnort _____

Geburtsjahr _____

Unterzeichnete(r) bestätigt, dass die Wettbewerbsarbeit für den Jugendkalender «Mein Freund» ohne fremde Hilfe ausgeführt wurde:

Unterschrift _____

Wettbewerb Werken/Handarbeit 1978

Kontrollmarke

Name Vorname

Strasse / Hof

PLZ / Wohnort

Geburtsjahr

*) Ich wünsche meine Wettbewerbsarbeit wieder zurück und lege Fr. 2.– in Briefmarken für Rückporto und Verpackung bei.
*) Ich verzichte auf die Rücksendung meiner Wettbewerbsarbeit.

Unterzeichnete(r) bestätigt, dass die Wettbewerbsarbeit ohne jede fremde Hilfe ausgeführt wurde:

Unterschrift

In Blockschrift ausfüllen, *) Nichtgewünschtes durchstreichen, ausschneiden und an der Chasperli-Figur gut befestigen!

In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite einer Postkarte kleben!

Wettbewerb Leseratten 1978

Kontrollmarke

Lösungswort

Name Vorname

Strasse / Hof

PLZ / Wohnort

Geburtsjahr

Briefmarken

sinnvoll gesammelt, führen Dich
in Gedanken in die weite Welt hinaus.
Dabei berät Dich

Zumsteins Ratgeber (gratis auf Verlangen)
und die Zumstein-Kataloge **Europa** und
Schweiz/Liechtenstein

Markenpakete (im Ratgeber angeboten)
sind ein guter Anfang. Wende Dich an

Zumstein & Cie, Inhaber Hertsch & Co., Zeughausgasse 24
Postfach 2585, 3001 Bern – Telefon 031 22 22 15

HÄUSLER-ZEPF OLTEN

**Früh übt sich,
wer ein Meister werden will!**

Lerne maschinenschreiben auf der neuen Antares-Schreibmaschine.

Besondere Vorteile:
- 44 Tasten = 88 Schriftzeichen
- Zweifarben- und Matrizenstellung
- Typenentwirrer und Stechwalze

Zu jeder Maschine 1 Lehrmethode für Zehnfinger-System gratis!

Modelle ab Fr. 198.–

Ausführlicher Gratisprospekt durch

Häusler-Zepf AG
4600 Olten, Ringstrasse 17
4702 Oensingen, Hauptstrasse 203

Hier löst sich alles auf

Auf Wörtersuche (14)
Waagrecht: Hai, Hanse, Nylon, Palermo, Belfast, Dampfer, Granate, Kalorie, Zobel
Senkrecht: Krone, Lausanne, Normandie, Gibraltar, Cabriolet, Feiertag, Ornat

Wer schaltet am schnellsten? (30)
Das 3. Feld in der 2. Reihe und das 11. Feld in der 4. Reihe sind gleich.

Immer hervorragend (30)
Die Nase

Ansehen – überlegen – antworten (60)
1. B, G, R und W fehlen.
2. Das T ist grösser als das L.
3. Die Buchstaben A, L, I, V, H, N, D und T berühren irgendwie den Buchstaben E.

Andere Köpfe (60)
Rast – **Ü**bel – **B**üste – **E**gel – **Z**orn – **A**chse – **H**alle – **L**aus: **Rübezahl**

Was gehört zu wem? (82)
1+d, 2+i, 3+g, 4+a, 5+f, 6+l, 7+c, 8+b, 9+k, 10+e, 11+h

Quellenangaben

1. Fotos
Bell-Blatt, Personalzeitung der Bell Maschinenfabrik AG, Kriens/Luzern (42, 43) – Bundeskanzlei, Informationsdienst, Bern (74, 75, 77) – Dr. Werner Catrina/Comet, Zürich (125, 126, 127, 128) – Comet – Foto, Zürich (26, 115) – Peter Friebe, Unterpfaffenhofen (7) – R. E. Hopfner, Stansstad (27, 28, 29, 31, 32, 34) – Information und Public Relations SBB, Bern (121, 122/23, 124) – Hans Keusen/Omnia, Bern (78, 79, 80, 81, 110, 111, 112, 113) – Jochen Köhler, Stuttgart (8, 9) – Hans Krebs/Comet, Zürich (35, 36, 37, 38, 39, 40, 83, 85, 86, 87) – Thomas Ledergerber, Olten (55, 135, 143, 146, 147, 148, 149, 151) – Kur- und Verkehrsverwaltung Meersburg (88, 89, 90, 91, 93) – Offizielles Verkehrsbüro Luzern (41, 45, 46) – Pfälzer/Bavaria (107, 109) – Lisbeth Philipp, Altdorf (10) – Walter Rohdich/Bavaria (105) – Hubert Sandler/Bavaria (106) – R. Schlaefli, Lausanne (73) – Dr. h. c. Carl Stemmler-Morath, Basel (100, 101, 102, 103) – Dr. Ernst Schenker, Bern (21, 22, 23, 61, 62, 63, 94, 95, 118, 119, 120) – Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich (5, 6, 11, 13, 53, 57, 130, 131, 132, 133) – Swissair, Pressedienst, Zürich (18, 19, 20) – Werbedienst Schweizer Reisepost, Bern (47, 48, 49, 51) – Robert Zumbrunn/eclipse, Zürich (25)

2. Textunterlagen
Seitenstechen und Muskelkater: VITA-Ratgeber 175, herausgegeben von der Vita-Lebensversicherung, Zürich – Auf Wörtersuche: Walter Sperling, Bad Tölz – Wer schaltet am schnellsten: Deike-Press, Konstanz – Immer hervorragend: Bruno Horst Bull, München – Sicher mit der Schweizer Reisepost: Generaldirektion PTT, Sektion Publizität, Bern – Wie man die Ortshöhe misst / Warum wird es Winter / Fichte oder Tanne: Universum, Nürnberg – Ansehen – überlegen – antworten: Jean Deleu Alka, Bruxelles – Wasser ist lebensnotwendig: Aktion saubere Schweiz, Zürich – Aktive Aussenpolitik: Die Bundesverwaltung in Wort und Bild 1975/76, herausgegeben von der Schweizerischen Bundeskanzlei, Bern – Was gehört zu wem? Deike-Press, Konstanz – Meersburg am Bodensee: Verkehrsamt Meersburg – Hoffen auf die Sonnenenergie: Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke, Zürich – Einst und jetzt: Information und Public Relations SBB, Bern

Inhaltsverzeichnis

Vom Januar bis zum Dezember 4
Mein Vorname 7
Seitenstechen und Muskelkater 11
So machst du es richtig 15
Air-Hostess 18
Mädchen im weinroten Dress 21
Ein Beruf mit medizinischer und sozialer Aufgabe 24
Herzschindeln 26
Ein armes Nest für Schicksalskinder 31
Ein neues Haus für einen alten Orden 35
800 Jahre Stadt Luzern 41
Sicher mit der Schweizer Reisepost 47
Wie man die Ortshöhe misst 52
Schätzen und messen 54
Warum wird es Winter? 56
Fichte oder Tanne? 58
Verbrannte Erde, sterbender Hochwald 61
Wasser ist lebensnotwendig 64
Aktive Aussenpolitik 73
Instrument der Nächstenliebe 78
Elektrischer Strom aus Ebbe und Flut 83
Meersburg am Bodensee 88
Macht und Grösse sind vergänglich 94
Von Krankheiten, Schnecken und Würmern 96
Vorsicht – Giftschlangen! 100
Zimmermann und Trommler zugleich 104
Der Traum vom eigenen Pony 106
Des Propheten liebstes Tier 110
Hoffen auf Sonnenenergie 114
Verjüngungskur für Schiffe 118
Einst und jetzt 121
Airport «Charles de Gaulle» 125
Wettbewerbe 1978 129
Wettbewerbe 1977 141
Für die Leseratten 155
Spielt alle mit! 227

Wünsch Dir das!

Joan Walsh Anglund
Das
Geburtstagsbuch
208 Seiten
Gebunden

Walter-Verlag

Ein kleines Album, das Dich durchs ganze Jahr begleitet und immer wieder an alle, die Du gern hast, Eltern, Freunde, Geschwister, u. a. und ihre Geburtstage erinnern soll.

Zu beziehen im Buchhandel